



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

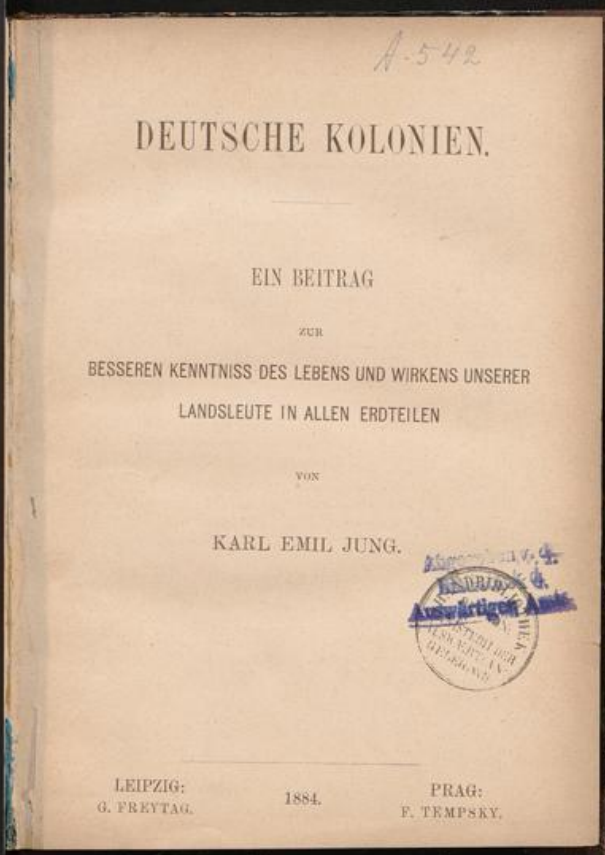
DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"

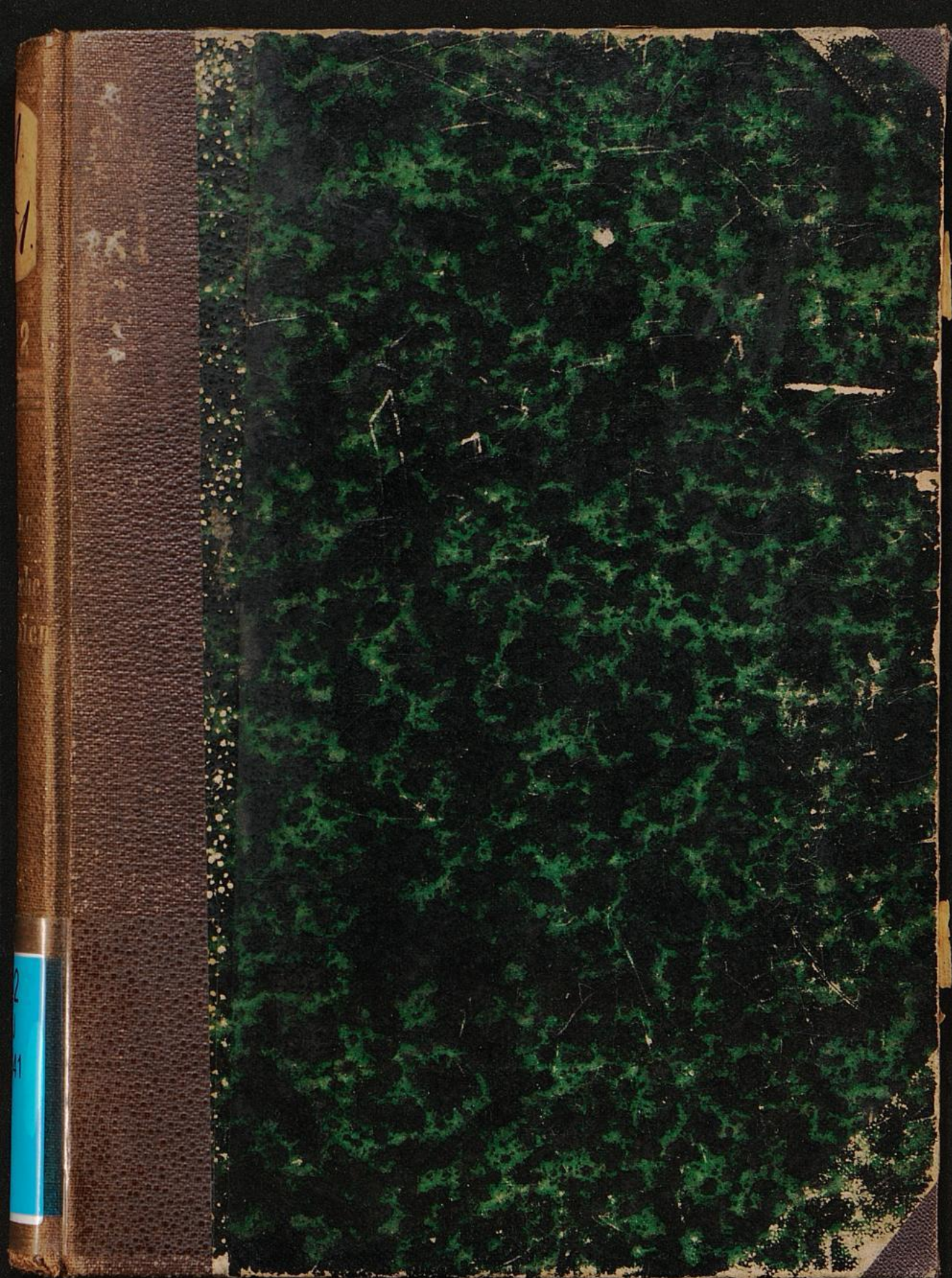
Deutsche Kolonien

Jung, Karl Emil

Leipzig [u.a.], 1884

urn:nbn:de:gbv:46:1-8218





Dual.

31c 651

46

646/31

A. 542

DEUTSCHE KOLONIEN.

EIN BEITRAG

ZUR

BESSEREN KENNTNISS DES LEBENS UND WIRKENS UNSERER
LANDSLEUTE IN ALLEN ERDTEILEN

VON

KARL EMIL JUNG.



LEIPZIG:
G. FREYTAG.

1884.

PRAG:
F. TEMPSKY.



31.0.0651

V o r w o r t.

Knapp und anspruchslos wie die nachstehenden Schilderungen dem Leser geboten werden, sind sie doch nicht ohne erhebliche Mühe zu dem gestaltet worden, was sie sind. Den überwältigend reichen und vielfach zerstreuten Stoff zu sammeln und zu sichten, erforderte keinen geringen Aufwand von Zeit und Arbeit. Doch hat sich der Verfasser einer solchen Aufgabe mit vieler Liebe gewidmet. Galt es doch, dem Leben und Wirken unseres Volkes in seinen vielfachen Verästelungen bis in die entlegensten und fernsten Teile unserer Erde nachzuforschen und wurde diese Arbeit doch immer und immer wieder durch die Erfahrung belohnt, dass deutsche Tüchtigkeit überall den Sieg selbst über die widrigsten Verhältnisse zu erringen vermag! Und wenn der Verfasser da, wo seine eigenen Erfahrungen nicht ausreichten, sich so bewährten Führern anvertrauen konnte, wie es Kapp, Körner, Hesse-Wartegg, Bodenstedt für Nordamerika, Wappäus, Tschudi, Sellin, Lange, Zöller für Südamerika, Matthäi, Kohl, Buddeus, Eckardt, Haxthausen für Russland, Schwicker, Teutsch, Keleti und Hunfalvi für Ungarn und Siebenbürgen sind, so glaubt er hoffen zu dürfen, dass seine Darstellungen der Treue nicht entbehren werden. So mögen denn diese Zeilen ihr Teil dazu beitragen, die Kenntniss der deutschen Arbeit ausserhalb des deutschen Heimatlandes in weitere Kreise zu tragen und damit eine neue Stütze und ein neuer Trieb werden für unser sich Gott sei Dank immer kräftiger regendes Nationalbewusstsein!

Wiesbaden, im September 1883.

Der Verfasser.

Inhalt.

	Seite
Einleitung	1
Die Deutschen in Nordamerika	9
Unter britischer Herrschaft	12
In den Unabhängigkeitskämpfen	32
Die neue Zeit	48
Deutsche Koryphäen	63
Die grossen Centren deutschen Lebens	75
Deutsche Wohlthätigkeitsanstalten auf amerikanischem Boden	89
Die deutsche Presse	95
Die Zahl der Deutschen, ihre Verbreitung und Zukunft	101
Das Wachstum der eingewanderten Deutschen in den Vereinigten Staaten in der Periode 1870—1880	110
Die Deutschen in Centralamerika	112
Die deutschen Kolonien in Brasilien	115
Die Laplatastaaten	133
Die Westküste Südamerikas	135
Die Deutschen in Australien und Polynesien	137
Die Inselgruppen des Stillen Oceans	146
Die Deutschen in Russland	147
In den baltischen Provinzen	149
Die deutschen Herren	158
Die Städte	165
In den westlichen und mittleren Gouvernements	180
Die Kolonien in Südrussland und im Kaukasus	189
Die Kolonien an der Wolga	205
Im Königreich Polen	214
Die Deutschen im europ. Russland nach der Zählung von 1870	216
Die Deutschen in Ungarn	217
Die Hienzen und die Heidebauern	232
Die Ansiedelungen im westlichen Donauland	240
Die Deutschen in der Bácska und im Banat	244
Die siebenbürger Sachsen	259
Die Deutschen im Gebiet der Slowaken	275
Die Zahl der Deutschen in den Ländern der ungarischen Krone	285
Die Deutschen in Galizien und der Bukowina	288
Die Deutschen in Rumänien	290
Im türkischen Reich	296
Die Deutschen in Südafrika	303

Einleitung.

Wohin wir heut blicken, in jedem Lande der Erde, sei es in den Häfen noch unkultivierter und darum zur Vorsicht mahnender Völker oder auch solcher, welche sich immer noch misstrauisch gegen die Aussenwelt abschliessen, sei es in den Städten und auf den Äckern von Nationen, welche die Segnungen der Kultur zu schätzen wissen und ihre Träger und Förderer willkommen heissen, überall, wo ehrliche, tüchtige Arbeit mit Kopf und Arm auf den wohlverdienten Lohn hoffen mag, da dürfen wir auch erwarten, unsere deutschen Landsleute zu finden.

Unserem Volke ist der Wandertrieb ja ganz besonders eigen. Namentlich in den letzten drei bis vier Decennien hat dieser Trieb die Nachkommen der Stämme, die ehemals die alte Welt eroberten und auf deren Trümmern neue Staaten begründeten, in einem Umfange über sämtliche Länder der Erde verbreitet, wie die Genossen keines andern Volkes, dem es an Kolonialbesitzungen fehlt. Man möchte fast an einer doch unleugbaren Heimatsliebe zweifeln, sieht man, wie schnell ganze Dörfer und Landschaften zu allen Zeiten zu

bewegen waren, ihre Wohnstätten zu verlassen um nach fremden Ländern überzusiedeln. Freilich wird man nicht vergessen dürfen, wie schwerer Druck auf vielen der schönsten Teile unseres Vaterlandes Jahrhunderte hindurch gelastet hat, genug und übergenug, um auch in der Brust des eifrigsten Patrioten jeden Funken von Heimatsliebe auf immer auszulöschen.

Wohl hat das deutsche Land Wein und Korn genug und gewiss wurde es Freiligraths Schwarzwäldlern aus dem Neckarthal nicht leicht, der Heimatberge Grün, Deutschlands gelbe Weizenfelder und seine Rebenhügel mit den finstern Wäldern und Sümpfen jenseits des Oceans zu vertauschen. War es doch nur allzu oft die bitterste, Jahre lang in immer wieder getäuschter Hoffnung auf bessere Zeiten getragene Kriegesnot, welche die Bewohner gerade unserer gesegnetsten Gauen zum Wanderstabe greifen liess.

Sicherlich drängte auch ein ähnliches zwingendes Bedürfnis die ersten germanischen Stämme auf die westlichen Nachbargebiete, sodass jene grosse Bewegung begann, welche man als Völkerwanderung bezeichnet hat. Eine bald nachher einsetzende Rückströmung gewann erobernd die ehemals besetzten Landschaften zum grossen Teil wieder und schickte einzelne Vorposten noch weit über die alten Grenzen hinaus.

In der Fülle von Deutschlands Macht gründeten die Kirche und die ihr verwandten Ritterorden wie der kräftig blühende Handel Niederlassungen an den Gestaden der benachbarten Meere. So entstand die deutsche Handelskolonie zu Riga, später die grössere der deutschen Schwertritter, hier unter Esthen und Litthauern, in derselben Weise wie die verwandten Kolonien in dem polnischen Preussen. So begründete die Hansa ihre berühmte Kolonie zu Bergen, wo deutsche Kaufleute in 22 Höfen wohnten, zu welchen sich die zahl-

reichen, dort angesessenen deutschen Handwerker hielten, so liessen sich schon im zehnten Jahrhundert die „Kaisermannen“ in London nieder; der den Hanseaten eingeräumte Stapelhof, Steelyard genannt, ist bis in die neueste Zeit in deren Besitz geblieben. Damals verlieh auch Karl V. dem Augsburger Kaufherrn Bartholomäus Welser einen Teil des jetzigen Venezuela als erbliches Lehen für gemachte Vorschüsse. Aber schon nach dreissig Jahren überliessen die Augsburger ihren wenig gewinnbringenden Besitz an die spanische Krone, welcher derselbe unterstellt war.

Der einzige Versuch, eine eigene Kolonie zu gründen, welcher später überhaupt von Deutschland ausging, war der durch den Grossen Kurfürsten an der Westküste Afrikas gemachte. Viel Glück lächelte diesem Unternehmen nicht und Friedrich Wilhelm I verkaufte endlich den stets neidisch und eifersüchtig auf die brandenburgische Nachbarschaft blickenden Holländern seine kostspielige Besitzung an der Goldküste mit dem Fort Grossfriedrichsburg oder Brandenburg für 7200 Dukaten und 12 Mohren. Das ist der erste und letzte Versuch gewesen, den ein deutscher Fürst gemacht hat, keiner der späteren hat sich geneigt erwiesen, dass Beispiel des grossen Brandenburgers nachzuahmen, und als in allerneuester Zeit der Staat einmal Miene machte, sich thätig an schon bestehenden Unternehmungen zu beteiligen, da verweigerte ihm die Vertretung des Volkes die geforderten Mittel.

Wenn wir heut von deutschen Kolonien sprechen, so meinen wir damit grössere oder kleinere Ansiedelungen unserer Landsleute, in fremdem Lande zwar und unter fremder Herrschaft, welche aber ihrer angestammten Sprache und Sitte noch nicht entfremdet wurden und die wir, zwar durch kein politisches, wohl aber durch ein geistiges Band mit Deutschland noch immer vereint, zu den Unsrigen wohl ungescheut rechnen dürfen.

Und wir verstehen unter dem Ausdruck „Deutschland“

nicht etwa das Deutsche Reich, vielmehr fassen wir unter demselben alles deutsche Land zusammen: das Reich, über welches der Deutsche Kaiser gebietet, sowohl als das deutsche Österreich und die deutsche Schweiz. Wie wir dieses Deutschland und diese Deutschen im Auslande finden, das ist es, wovon wir zu sprechen gedenken. Nicht nur aus dem natürlichen Interesse, das wir allem dem entgegenbringen müssen, was mit dem Leben unsrer Nation in innigster Berührung steht, auch von der Hoffnung geleitet, denen, welche den heimatlichen Himmel mit einem andern zu vertauschen gedenken, ein wenig nützlich und förderlich zu sein.

Richard Boeckh berechnet die Zahl aller Deutschen in Europa auf 53 Millionen. Diese Berechnung gilt für 1860 bis 1861; heut dürfen wir, den natürlichen Zuwachs in Anschlag bringend, diese Zahl mit Sicherheit auf mindestens 60 Millionen erhöhen. Und das trotz der Auswanderung, welche gerade innerhalb dieses Zeitraumes eine gewaltige Menschenmenge zu andern Weltteilen geführt hat. *)

*) Die gesamte überseeische Auswanderung seit Anfang der 20-er Jahre bis 1882 inkl. kann auf 4 000 000 Menschen geschätzt werden. Über Bremen und Hamburg wurden von 1833 bis 1881 einschliesslich fremder Auswanderer 2 901 161 Personen befördert; von deutschen Auswanderern gingen über Bremen, Hamburg, Stettin, Antwerpen in den Jahren 1875—1881 inkl. nach amtlichen Ausweisen 455 386 Seelen, wozu noch für den Zeitraum 1875—80 eine nicht amtlich nachgewiesene Auswanderung von 168 448 Seelen kommt. Über Havre gingen 1871—80 im ganzen 30 494 Deutsche. Von jenen 455 386 Auswanderern der Jahre 1875—81 suchten 429 326 die Vereinigten Staaten auf, 12 787 wanderten nach Brasilien, 5032 nach anderen Staaten Amerikas, 6427 nach Australien, 1563 nach Afrika und 251 nach Asien. Die Zahl der nach nichtüberseeischen Gebieten Ausgewanderten entzieht sich der Berechnung. Nach dem statistischen Bericht des russischen Zolldepartements über den Verkehr der in Russland sich auf Grund von Reisepässen mit langem Termin aufhaltenden Personen hat 1875—1881 die Zahl der Unterthanen des Deutschen Reichs um 406 181, die der österreichischen Unterthanen um 255 559 zugenommen. Wieviele der letzteren Deutsche sind, ist nicht angegeben.

Ehe sich der deutsche Binnenländer aber den Fährlichkeiten eines nordischen, stürmereichen Meeres aussetzte, hat er auf dem sicherer scheinenden Landwege alle Länder Europas aufgesucht und durch seinen Fleiss befruchtet. Welche einflussreiche Thätigkeit deutsche Bürger und Bauern auf russischem und ungarischem Boden, im unteren Donaulande entwickelt haben, das soll ausführlich an passender Stelle gezeigt werden, hier mögen wir nur in Kürze derjenigen unserer Landsleute gedenken, welche in anderen Strichen unseres Erdteiles eine Heimat gesucht und gefunden haben.

Die Zahl der Deutschen in Schweden und in Spanien beläuft sich nur auf wenige Tausende, für Portugal und Griechenland nur auf wenige Hunderte, überall haben sich aber auch hier unsere Landsleute zu geselligen Vereinigungen zusammengeschlossen. In Griechenland wurde sogar durch König Otto nahe bei Athen eine reindeutsche Kolonie gegründet, die er Heraklion nannte und welche auf den ersten Blick in ihrer Anlage, dem Bau ihrer Häuser und der gotischen Kirche auf weitem Platze in der Mitte den Ursprung ihrer Bewohner zeigt.

Dänemark war, ehe es die meerumschlungenen Herzogtümer verlor, ein halbdeutscher Staat und auch heut noch zählt es unter seinen Bewohnern einen erheblichen Teil*) deutscher Nationalität, welcher mit Ausnahme weniger Tausende gerade aus jenen Gebieten stammt. In Kopenhagen selbst besteht eine sehr ansehnliche deutsche Kolonie.

Wie in der englischen Metropole sich schon früh eine geschlossene deutsche Niederlassung bildete, davon haben wir bereits gesprochen. Diese Niederlassung wurde freilich durch Elisabeths Repressalien gegen Kaiser Rudolfs Anordnung

*) Nach der Zählung von 1880 waren 33.152 im Deutschen Reiche, 182 in Österreich geboren.

betreffs der Ausländer in Deutschland nicht wenig gestört; doch zählte man 1580 in London immer noch 2302 Deutsche. Später kamen oftmals geschickte Handwerker, auch Flüchtlinge hierher wie auch nach anderen Teilen des Landes. Unter Anna wurde eine ganze Kolonie von Pfälzern im nördlichen Irland angesiedelt, um die Leinenindustrie dort in Schwung zu bringen. Sie hat ihren deutschen Charakter längst verloren. Einzelne Zuzüge fanden fortdauernd später statt, die Einnahme des englischen Thrones durch einen deutschen Fürsten brachte sehr bald eine ganze Anzahl von Deutschen ins Land. Eine deutsche wissenschaftlich-litterarische Kolonie wurde aber in England durch drei Umstände ins Leben gerufen: durch die Eroberung Ostindiens und den derselben folgenden Aufschwung des Studiums der indischen Sprache und Litteratur, durch das Bekanntwerden der Engländer mit deutscher Sprache und Litteratur und die revolutionäre Erhebung von 1848 mit ihren reaktionären Folgen. So kamen die Orientalisten, die Sprachlehrer und die Flüchtlinge ins Land.

Heut darf man die Zahl der in England lebenden Deutschen auf 250 000 mit Sicherheit schätzen, wovon auf London an 150 000, auf Manchester 20 000, auf Liverpool 10 000 kommen. Was aber die Bedeutung unserer Landsleute weit über das Zahlenverhältnis hinaus steigert, das ist der Umstand, dass gerade unter den Volksklassen, welche durch ihre intellektuellen Kräfte den grössten Einfluss auf die Entwicklung einer Nation haben, das deutsche Element in hervorragender Weise vertreten ist. Wir erinnern da an Professor Max Müller, an den früheren Minister Göschen, die Parlamentsmitglieder Schreiber und de Worms. Die kleine Armee deutscher Kaufleute, welche in der London City, in Liverpool, Bradford, Manchester u. a. domiciliert ist, übt einen durchschlagenden Einfluss. Es wird behauptet, dass mindestens ein Fünftel aller grossen Cityfirmen in den Händen von

Deutschen oder ihrer Abkömmlinge sei. Noch stärker sind die Deutschen im Gewerbestand vertreten: London zählt mehr deutsche Bäcker als ganz Berlin und die Zahl deutscher Friseure, Schneider und Schuhmacher, welche in London ihr Gewerbe als selbständige Meister betreiben, würde hinreichen, eine leidlich grosse deutsche Provinzialstadt zu versorgen.

Ehe der Krieg von 1870—71 den Hass der Franzosen gegen ihre Besieger anfachte, war die Hauptstadt Frankreichs wie die grossen Städte des Kaiserreichs voll von Deutschen, die oftmals eine sehr bedeutende Rolle spielten. Nach der Zählung von 1872 belief sich die Zahl unserer Landsleute indes auf nur 104 169, wobei die Elsass-Lothringer eingeschlossen sind, welche nicht optiert haben. Und auch die soziale Physiognomie der deutschen Kolonie hat sich verändert. Das reiche und vornehme Deutschtum: Fabrikanten, Buchhändler, Bankiers ist französisch geworden und das eigentliche Deutschtum rekrutiert sich nunmehr vornehmlich aus den mittleren und unteren Regionen der Gewerbswelt, welche in dem kleinbürgerlichen Verein „Teutonia“, in dem aufstrebenden „Deutschen Turnverein“ und dem daraus hervorgegangenen „Deutschen Quartettverein“ ihre einigenden Bindemittel findet. Früher war es sehr gewöhnlich, dass selbst hochgestellte und angesehene Franzosen sich um die Aufnahme in die deutschen Gesellschaften bewarben; seitdem aber das ehemals herzliche Einverständnis zwischen den Angehörigen der beiden Nationalitäten zerstört wurde, sind die französischen Elemente sämtlich ausgeschieden.

Über die Alpen in das sonnige Südländ zog es unsere Vorfahren seit ein paar Jahrtausenden und manches edle italienische Geschlecht führt seinen Stammbaum zu deutschen Vorfahren hinauf. Lange Zeit und bis in die jüngsten Jahre hinein waren ja Teile des jetzigen Königreichs mit einer damals noch fast rein deutschen Macht vereinigt. Daher ist

dort die Wirkung des deutschen Einflusses am deutlichsten erkennbar; und dort konnten sich reindeutsche Sprachinseln inmitten einer italienischen Bevölkerung bilden. Aber die früher unter dem Schutze des Dogen von Venedig stehende Republik der Sette Comuni, der sieben Gemeinden, nördlich von Vicenza sowie die gleichfalls dort gelegenen Tredecim Comuni und die Sprachinseln am Monte Rosa und in Friaul sind im Absterben begriffen. Rom mit seinen Kunstschatzen versammelt beständig eine Anzahl deutscher Kunstjünger in seinen Mauern und auch in andern italienischen Städten ist deutscher Einfluss nicht unbedeutend. Dennoch belief sich nach der Zählung von 1871 die gesamte Zahl der im deutschen Reich geborenen Bewohner Italiens auf nur 3159. Als Deutsche müssen wir aber noch eine beträchtliche Zahl der damals ermittelten 18 660 Österreicher und der 10 628 Schweizer rechnen.

Doch sind das nur kleine Zahlen. Die grosse Masse derer, welche das gemeinsame Vaterland verliessen, haben wir anderswo zu suchen. Beschäftigen wir uns zunächst mit unseren Brüdern jenseits des Meeres!

Die Deutschen in Nordamerika.

Die nördliche Hälfte des langgestreckten amerikanischen Kontinents zeigt hinsichtlich ihrer klimatischen Verhältnisse und damit auch ihrer Fähigkeit für die Aufnahme von Kolonisten die grössten Verschiedenheiten. Wird doch der Süden von dem Wendekreis des Krebses durchzogen, während sich der Norden in ewigen Schnee- und Eisfeldern zum Pole hin ausbreitet. Es ist ein ungeheures Gebiet, in welchem der kleine europäische Erdteil mehrmals Platz finden könnte, von dem wir aber beträchtliche Abzüge zu machen haben, prüfen wir dasselbe auf seine Kulturfähigkeit und Wohnbarkeit hin. Denn viel weniger weit nach Norden als in unserem Erdteil greift hier die Linie der Isothermen. Das von Eis starrende Boothia Felix, an dessen Westküste Franklin mit seinen Gefährten elend verschmachtete, liegt in derselben Breite mit dem nördlichen Norwegen, an dessen Küste noch Ackerbau getrieben werden kann, und der Lage des unwirtlichen Labrador entspricht in Europa die von Grossbritannien; Boston in gleicher Breite mit Rom hat ein Klima wie das nordwestliche Deutschland. Machen wir von der Ostküste eine Wanderung durch das Innere zu den westlichen Gestaden des pazifischen Ozeans, so begegnen wir den schärfsten klimatischen Kontrasten. Hohe Gebirge und weite Niederungen, dichte Waldungen und rollende Prärien, Thalgründe von unerschöpflicher Fruchtbarkeit und abschreckende Wüsten

von ausgeblühtem Salze schimmernd, mächtige Flüsse und ausgedehnte Seen, dann wieder weite, wasserlose Strecken, so wechselt in bunter Mannigfaltigkeit die Oberfläche des nordamerikanischen Kontinentes. Die nördliche Grenze des Getreides reicht bis zum 55. Breitengrad hinauf und bis zum äussersten Süden des nordamerikanischen Kontinentes hinunter, wo Mais den Weizen ersetzt und die Baumwollkultur in grösster Ausdehnung betrieben wird. Aber es giebt kaum irgend ein bedeutendes Produkt des Ackerbaues, das nicht in Nordamerika seine Heimat gefunden hätte. Und die Schätze, welche die Erde in ihrem Inneren birgt, sind von unermesslichem Reichtum.

Von dem nördlichen Teile dieses Gebietes, dem kolossalen britischen Territorium, ist aber nur ein verhältnismässig schmaler Teil für die Ansiedelung geeignet. In den schneebedeckten Regionen von Labrador und Ruperts Land findet nur der umherziehende Pelzjäger lohnenden Erwerb. Dennoch ist das Areal, welches dem Ackerbauer zur Verfügung steht, ein sehr bedeutendes. Aber die grössere Anziehungskraft, welche die benachbarten Vereinigten Staaten von jeher auf die Bevölkerung Europas ausübten, haben es immer verhindert, dass sich ein stärkerer Strom Deutscher hieher gewandt hat, und auch von denen, welche, sei es auf Anregung englischer Kolonisationsgesellschaften, sei es durch die liberalen Anerbietungen billigen Landes seitens der kanadischen Regierung, sich entschlossen, diese Gegenden zum Ziel ihrer Wanderungen zu machen, haben nicht wenige die Unionsgrenze überschritten und innerhalb des Gebietes der Republik eine Heimat gesucht. Dem Rufe Kanada's schadete namentlich die von gewissenlosen Menschen ins Werk gesetzte Einwanderung Deutscher in die rauhe Grafschaft Renfrew im nordöstlichen Teile von Ontario, wo der Enttäuschten bittere Not und Sorge wartete. Indessen ist nicht allen unsrer Landsleute ein solches Schicksal zu teil geworden. Grosse blühende

Distrikte sind dicht mit Deutschen bevölkert, die es fast sämtlich zu Wohlstand, wenn nicht zu Reichtum gebracht haben. Man darf die Zahl des deutsch-sprechenden Elementes heut auf 400 000 veranschlagen, wenngleich der Zensus nur 254 319 Deutsche d. i. in Deutschland und Holland Geborene an giebt. Die meisten Deutschen sitzen in der Provinz Ontario, weniger in Quebec, und ihre Wohnstätten tragen noch recht häufig die Namen der alten Heimat, solche wie Altona, Berlin, Bern, Carlsruhe, Coburg, Dresden, Mannheim, Neu-Hamburg, Neustadt, Wartburg; sogar ein Wallenstein und ein Luther kommen vor. Verstreut finden sich in den Städtēn viele gebildete Familien. Daher treten sie auch in der Verwaltung des Landes thätig auf; mehrere Deutsche sitzen im Parlamente. Die deutsche lutherische Kirche, welche 55 Kirchen mit 45 Geistlichen besitzt, hat ihre eigene Synode, auch die katholische Kirche hat deutsche Pfarrer. Und obschon rein deutsche Schulen zu den Seltenheiten gehören, so wird doch der Unterricht, wo Deutsche in grösserer Zahl zusammen wohnen, in der deutschen wie in der englischen Sprache erteilt. In Montreal, Quebec und Toronto bestehen schon seit einem halben Jahrhundert Gesellschaften, welche es sich zur Aufgabe machen, jedem deutschen Einwanderer Rat, Hülfe und Rechtsschutz zu verschaffen; deutsche Zeitungen, heut acht an Zahl, erscheinen seit vierzig Jahren an verschiedenen Plätzen.

Einen bedeutenden Zuwachs erhielt das Deutschtum Kanadas 1874 durch die Zuwanderung von Mennoniten aus dem südlichen Russland, welche infolge des Gesetzes, wodurch sie zum Heeresdienste herangezogen wurden, ihre alte Heimat verliessen. Sie wohnen jetzt in dreissig Ortschaften in den fruchtbaren Thalgründen des Red River, welcher durch Manitoba dem Winipegsee zufliesst, und sind durch wiederholte Nachschübe auf etwa 6000 Seelen angewachsen.

Die erste Geschichte Britisch-Amerikas und der Ein-

wanderung in seine jetzigen Grenzen ist aber untrennbar verknüpft mit der Geschichte der Vereinigten Staaten, mit welchen sie ursprünglich unter der gemeinschaftlichen Regierung der britischen Krone ein einziges Kolonialgebiet ausmachten.

Unter britischer Herrschaft.

Die ersten Auswandererzüge wurden zum Verlassen ihres Vaterlandes von zwei gewaltig zwingenden Motiven getrieben. Die einen, welche in Europa wegen ihrer religiösen Ueberzeugungen mit Schwierigkeiten und Verfolgungen zu kämpfen hatten, sehnten sich nach einem Platze auf Gottes Erde, auf welchem sie ihrem Schöpfer nach eigener Façon ungestört dienen konnten, den andern war durch namenlose Leiden, durch Bedrückungen und Erpressungen von feindlichen Heeren wie von den eigenen Landesherren der Aufenthalt in dem immer noch geliebten Lande ihrer Väter verleidet worden. Es war kein schönes, von der Natur mit lockenden Gaben bedachtes Land, das sie wählten, harte Arbeit und bittere Entbehrungen warteten ihrer jenseits des Ozeans, dessen Durchschiffung zu jener Zeit selbst für andere als binnenländische Bauern des Abschreckenden genug bot, aber in der Fremde winkte doch eine Hoffnung, lag sie auch in noch so weite Fernen gerückt, während die Heimat über den Bleibenden nur Not und Elend ausschüttete.

Einzelne Deutsche gelangten schon, ehe eine geschlossene, deutsche Auswanderung ihren Fuss auf amerikanischen Boden setzte, zu den jungen Niederlassungen, welche England und Holland an der Westküste des Atlantischen Ozeans gegründet hatten.

Das jetzige New-York war unter dem Namen Neu-Niederland anfangs holländischer Besitz. Und holländische Vermittelung war es auch, welche von 1657 an einzelne Abenteurer aus dem nordwestlichen Deutschland und den deutschen

Hansestädten, aus Hessen, Thüringen, Franken, aus den Elbgegenden, aus Schwaben und der deutschen Schweiz hierher brachte.

Ein Deutscher, Peter Minnewit aus Wesel, war es auch, welcher die mit nahezu unumschränkter Souveränität ausgestattete Kolonie Neu-Amsterdam mit Geschick sechs Jahre lang leitete, wobei der Erwerb des Terrains, auf welchem sich jetzt die Stadt New-York erhebt, keine der am wenigsten bedeutenden Maassregeln war. Auch brachte er später eine schwedische Kolonie am Delaware zu gedeihlicher Blüte.

Ein anderer deutscher Mann, Jakob Leisler aus Frankfurt am Main, trat, von seinen Mitbürgern aufgefordert, an die Spitze des längst unter englische Herrschaft geratenen New-York, als in England der katholische Jakob II. dem protestantischen Wilhelm von Oranien weichen musste. Bis zur Ankunft des neuen Gouverneurs von England leitete Leisler die Verwaltung mit ebensoviel Umsicht als Mut, und es bedurfte beider gegen die Umtriebe der gestürzten Partei, welche, von seiner Milde allzusehr geschont, dem wackeren Manne 1691 ein schmachliches Ende am Galgen zu bereiten wusste. Was half es, dass eine Parlamentsakte die Ehre des Gemordeten restituierte, dass man seinem Sohne nach langen Jahren nicht nur das eingezogene Vermögen zurückgab, ihm auch eine Summe von 1000 Pf. Sterling zahlte, dass seine auf der Richtstätte verscharrten Gebeine in feierlichem, von Tausenden begleitetem Zuge einen ehrenvollen Ruheplatz an geweihter Stätte fanden?

Nach New-York hatten bisher nur vereinzelte Deutsche ihren Weg genommen, welche unter der Masse holländischer und englischer Elemente sehr bald verschwanden. Eine geschlossene deutsche Zuwanderung kam aber schon am Ende des siebzehnten Jahrhunderts ins Land, nachdem Penn vermöge seines königlichen Lehnbriefes von dem Gebiet westlich am Delaware Besitz ergriffen hatte.

Die Zustände in Deutschland waren zu jener Zeit der allertraurigsten Art. Und von allen Teilen des unter der Misswirtschaft seiner Fürsten und den Wehen des Krieges schwer leidenden Landes wurde wohl das südwestliche Deutschland am härtesten betroffen. Daher rekrutierte sich die schnell immer grössere Proportionen annehmende Auswanderung lange Zeit vornehmlich aus „jener bunten Musterkarte von geistlichen und weltlichen Stiften, freien Reichsstädten und Reichsdörfern, Grafen, Fürsten und Herren aller Art, die dort zu Dutzenden oft auf einer Quadratmeile Ludwig XIV. karierten und das schöne und fruchtbare Land in einem Zustande ewiger Erschöpfung hielten.“

Penn's Manifest, gerichtet an alle, welche wegen ihrer religiösen Ueberzeugungen in Europa mit Schwierigkeiten und Verfolgungen zu kämpfen hatten, und seine Einladung zur Niederlassung auf seinen Ländereien fand daher in Deutschland williges Gehör.

In Frankfurt am Main bildete sich eine Land- und Auswanderungsgesellschaft, welche 1683 unter der Führung von Pastorius 20 Familien nach der Delaware Bai entsandte. Sechs Meilen von Philadelphia wurde ein Landkomplex von 2280 ha von Penn gekauft, auf welchem 1684 Germantown mit den dazu gehörigen Niederlassungen Kreisheim, Sommerhausen und Krefeld gegründet wurde. Pastorius wurde 1688 zum ersten Bürgermeister dieser deutschen Kolonien erwählt.

Aus diesem deutschen Germantown ist eine Anzahl von Männern hervorgegangen, welche, wie der Astronom Rittenhouse (Rittenhausen) und Godfrey (Gottfried), der Erfinder des Quadranten, sich auch über Amerika hinaus einen Namen erworben haben.

Wie die ersten von Pastorius geführten Einwanderer ihre Heimat aus religiösen Motiven verliessen, so wurden auch die nächstfolgenden Expeditionen durch Verheissung voller Glaubensfreiheit zum Verlassen ihres Landes bewogen. So

namentlich die Mennoniten und Tunker aus dem Herzogtum Kleve, die Herrnhuter aus Sachsen und die Schwenckfeldianer aus Unterschlesien. Es kamen dazu grosse Auswanderungsgesellschaften aus der Pfalz und anderen Gegenden Süd-Deutschlands, zu welchen in der Folge viele durch allerlei Ungerechtigkeiten und Plackereien aus dem benachbarten New-York vertriebene pfälzische Ansiedler hinzutraten, welche die englische Regierung auf ihr Ansuchen nach Amerika hinübergeführt hatte.

England, dessen religiöse und politische Interessen solidarisch mit denen der Protestanten des Kontinents verknüpft waren, war wiederholt und energisch für die deutschen Glaubensbrüder eingetreten. Daher war es natürlich, dass die während des spanischen Erbfolgekrieges durch die furchtbarsten Verwüstungen ihres Heimatlandes heimgesuchten Pfälzer ihre Blicke nach London richteten.

Und so erschienen 1708 dort 52 Deutsche aus der Umgegend von Landau unter der Führung des Pfarrers Kocherthal, um die Hülfe der Königin Anna nachzusuchen. Diese Hülfe wurde ihnen nicht nur seitens der Königin, auch seitens des englischen Publikums bereitwilligst gewährt und die Deutschen auf ihr Gesuch noch in demselben Jahre nach Amerika hinübergeführt, wo sie im Thale des Hudson die Kolonie Neuburg gründeten, das jetzige Newburgh im Staate New-York, dessen landschaftliche Schönheit, wie Kapp versichert, mit den reizendsten Partien des Rheins und der Donau den Vergleich auszuhalten vermag.

Diese Ansiedelung hat heut auch nicht einen Zug ihres ursprünglich rein deutschen Charakters aufzuweisen. Theils durch Kauf, theils aber auch durch weniger lautere Mittel wurden die deutschen Kolonisten aus dem unter vielen Mühen urbar gemachten Besitze verdrängt, ihr Kirchenland, ja ihre Kirche selbst in offener Verletzung des geschriebenen Buchstabens von englischen Ansiedlern ergriffen und dieses an-

maassende Unrecht von dem Gouverneur des Staates offen gutgeheissen. Durch seinen Machtspruch ihrer Kirche, ihres einzigen geistigen Bindemittels beraubt, gingen die deutschen Kolonisten schnell in die zahlreichen englischen Nachbarn auf; an die erste deutsche Kolonie Nordamerikas erinnert heut nur schwach der ins englische übertragene Name.

Bald nach dem Wegzug Kocherthals und seiner Gemeinde brach über die rheinischen Gegenden zu den Leiden des Krieges noch ein anderes Unglück herein. Ein Winter von unerhörter Strenge vernichtete fast sämtliche Reben und beraubte die schwergeprüften Bewohner auf viele Jahre hinaus ihrer einzigen Existenzmittel. In solcher Not erklangen die Nachrichten von der freundlichen Aufnahme der landauer Landsleute in England wie ein Ruf zur Nachfolge. Umsomehr als die Fama nicht verfehlt hatte, die Geschicke der überm Meere Angesiedelten in den rosigsten Farben zu malen.

Mit dem Anfang des Jahres 1709 begann eine Auswanderung aus der Pfalz und andern süddeutschen Staaten, welche sofort enorme Dimensionen annahm. Den Rhein hinunterziehend, wandten sich die Emigranten um Beförderung nach England an den britischen Gesandten im Haag, der dahin instruiert, diesem Gesuche so bereitwillig nachkam, dass bis Mitte des Jahres 10 000 Deutsche nach London gesandt wurden, denen später noch 3000 nachfolgten.

Wie sollten aber 13 000 bis 14 000 Menschen auf einmal selbst in dem reichen England Verwendung finden? Man liess die Einwanderer daher vorläufig ein Lager von Zelten bei Greenwich beziehen. Und dieses Lager wurde ausser vielen Tausenden neugieriger Engländer auch von vier Häuptlingen der Mohawks besucht, welche der Gouverneur von New-York nach England gesandt hatte. Diese Häuptlinge nun schenken zu dieser Zeit der Königin Anna einen

Schoharie genannten Distrikt zur Ansiedelung der deutschen Auswanderer.

Nach Amerika wurden aber nur viertausend von jener Gesamtsumme gebracht. Irland empfing zur Hebung der Weberei und auch des protestantischen Lebens 3800 Seelen, andere traten in das Heer, in die Flotte oder sonst in Dienste, die Katholiken wurden, mit etwas Geld beschenkt, in ihre Heimat zurückgesandt und gegen Tausend starben im Lager.

Von jenen viertausend, die uns hier allein interessieren, gingen Anfang 1710 etwa 1000 nach Nordkarolina, und 3000 nach New-York. In welcher Weise aber damals für die Gesundheit der Auswanderer auf den Schiffen gesorgt wurde, beweist der Umstand, dass auf der Fahrt nach New-York und gleich nach der Ankunft nicht weniger als 773 Personen am Schiffsfieber starben; es blieben also noch 2227 Pfälzer in New-York übrig.

Liest man heut die beglaubigten Berichte über die Beförderung unserer Landsleute, so glaubt man Schilderungen aus der schlimmsten Zeit des Sklavenhandels vor sich zu haben. Und in der That war der Unterschied zwischen der einen und der andern Beschaffung von Menschenkräften für das neue Land kein sehr grosser. Nur dadurch unterschieden sie sich sehr wesentlich von einander, dass der Deutsche für die vielen und unerhörten Misshandlungen nur Klagen hatte, während der Afrikaner doch zuweilen seine Ketten brach und mit seinem Peiniger die Rollen wechselte.

Im vorigen Jahrhundert wählte man von der Pfalz aus den Rheinweg, um ans Meer zu gelangen. Man kam durch vieler Herren Länder und überall musste Zoll gezahlt werden, die Untersuchungen der Schiffe waren sehr zeitraubend und so brauchte man von Heilbronn bis Rotterdam mindestens vier, bisweilen auch sechs Wochen. Ebensolange hatten die Auswanderer bis zur Abfahrt des Schiffes zu warten. Während dieser Zeit hatten sie sich selber zu verpflegen und

kamen schon so früh öfters in grosse Not. Bei Cowes wurde wiederum Ladung eingenommen, ein abermaliger Verzug von 1—2 Wochen. Die Fahrt von hier nach Philadelphia oder New-York dauerte im besten Falle sieben, nicht selten aber zwölf Wochen.

Schon im Abfahrtshafen starben die Auswanderer, noch ehe sie das Schiff bestiegen hatten, oftmals massenweis. So wurden 1784 in Amsterdam von 1230 Passagieren 315 begraben. Dann wurden so viele in das Schiff hineingeladen, als nur irgendwie möglich war. Schiffe, welche kaum für 300 Passagiere Raum hatten, erhielten nicht selten die dreifache Zahl. Die Lebensmittel und das Wasser waren die denkbar schlechtesten und wurden noch dazu in der dürftigsten Weise verteilt. Die Passagiere starben buchstäblich aus Mangel an dem Allernötigsten. Eine Frau musste ihren Mann vor ihren Augen verscheiden sehen, obschon ein Trunk Wasser ihn vielleicht gerettet hätte, der ihren herzerreissenden Bitten aber grausam verweigert wurde. Ein Vater stahl ein Stück Brot aus der Vorratskammer für sein hungerndes Kind und wurde dafür zu Tode gepeitscht, sein Leichnam sofort in das Meer geworfen. Unter solcher Verpflegung und Behandlung richtete denn das Schiffsfieber die schrecklichsten Verheerungen unter den armen deutschen Passagieren an.

Der frohe Ruf „Land!“, welcher sonst immer neues Leben in die abgespannten Gemüter einer Schiffsgesellschaft bringt, war für sie nur die trügerische Verheissung besserer Lage. Denn wer sich für seine Beförderung in der Schuld des Schiffers befand, hatte diese nun mit seiner Arbeit zu zahlen. Wer in Amerika Arbeiter brauchte, stellte sich ein und auf dem Decke des Schiffes entwickelte sich ein regelrechter Menschenmarkt. Der Käufer zahlte die Schuld, taxierte die Leistungsfähigkeit der gekauften Person und bestimmte danach die Anzahl der Dienstjahre. War der Schiffer durch

den Tod einer beförderten Person um die Möglichkeit gekommen, sich durch ihren Verkauf bezahlt zu machen, so wurde die Schuld auf die nächsten Verwandten geschlagen. Der Mann musste für die Frau, die Frau für den Mann, das Kind für die Eltern eintreten. Sobald ein Auswandererschiff im Hafen von New-York oder Philadelphia anlangte, begaben sich die arbeitsbedürftigen Einwohner wie die Farmer von weit und breit aufs Schiff, um sich an dem Menschenhandel zu beteiligen. Denn da die meisten der deutschen Auswanderer mittellos und dem Schiffer verschuldet waren, so mussten sie ihre Schuld durch Arbeit bei amerikanischen Ansiedlern abzutragen suchen. Da geschah es denn nicht selten, dass zum tiefsten Schmerz der Betroffenen die Familien aus einander gerissen und vielleicht auf immer getrennt wurden. Die Kinder blieben aber bis zum einundzwanzigsten Jahre bei ihren Herren, wenn diese nicht, wie es ihnen freistand, ihr Recht auf andere übertragen hatten. So konnte die menschliche Ware von einem zum andern verkauft werden.

Und die Behandlung war oftmals nicht besser als die, welche dem schwarzen Afrikaner zu teil wurde. In den Protokollen der deutschen Gesellschaft zu Philadelphia, welche sich den Schutz der einwandernden Landsleute zur Aufgabe machte, findet sich ein Fall aus dem Jahre 1797 erwähnt, wonach ein deutscher Junge von seinem amerikanischen Herrn bei kaltem Wetter Wochen lang mit einer Kette an den Boden gefesselt, unmenschlich geschlagen und trotz seiner Wunden zur Verrichtung seiner täglichen Arbeit angehalten wurde.

Nicht selten entliefen die auf solche Weise Misshandelten ihren Herren. Man ergriff dergleichen Deserteure in der Regel sehr bald, da es immer Leute gab, welche die ausgesetzte Belohnung zu verdienen wünschten. Der Entlaufene aber musste nun um so länger dienen: für einen Tag Ab-

wesenheit eine Woche, für eine Woche einen Monat und für einen Monat ein halbes Jahr.

Es kam aber auch vor, dass die Auswanderer gar nicht an den Ort ihrer Wahl gebracht wurden, sondern dorthin, wo die Schiffer den besten Preis für sie zu erzielen hofften. So verkaufte ein Kapitän in einem englischen Hafen 40 kräftige Passagiere an die englischen Werbeoffiziere, und als die Frau des einen ihrem abfahrenden Manne nachzuspringen suchte, band man sie an den Mastbaum.

Unter solchem System konnte die Erscheinung der Deutschen, wenn sie amerikanischen Boden betraten, keine vorteilhafte sein. Der Gouverneur und die gesetzgebende Versammlung von Pennsylvanien sprachen sich daher schon 1727 gegen die massenhafte Importation dieser halbverwilderten deutschen Einwanderer aus und stellte sie durch Gesetz auf eine Stufe mit überführten Verbrechern. Und wie auf einen Neger wurde auf jeden importierten Deutschen eine Steuer von 40 Schilling gelegt. „Auf welcher niedrigen Bildungsstufe“, ruft Kapp aus, „muss die Mehrheit unserer Landsleute gestanden haben, dass die Eingebornen es wagen konnten, einen solchen beschämenden Wertmesser an sie zu legen!“

Man sollte erwarten, dass die Berichte der Betrogenen die Zurückgebliebenen von einer Nachahmung des Beispiels zurückgeschreckt haben würden. Aber Briefe gelangten sehr selten von Amerika nach Deutschland. Die unter dem Eindruck der auf der Überfahrt erlittenen Leiden geschriebenen nahmen ihren Weg in der Regel mit demselben Schiffe, auf welchem die Schreiber gekommen waren, und es lag durchaus nicht im Interesse der Rheder, dass durch solche Nachrichten die Auswanderungslust geschwächt wurde. Daher wurden diese Briefe entweder unterdrückt oder geschickt gefälscht an ihre Stelle gesetzt. So fand der „Neuländer“, der Mann, welcher im behäbigen Anzuge die deutschen Dörfer und Städte bereiste, um die Schönheiten des Landes jenseits

des Meeres zu schildern, immer wieder willige Ohren und vertrauensvolle Opfer, an deren Armut er mit seinen Auftraggebern reich und fett werden konnte. Und die deutschen Fürsten kümmerten sich wenig darum, was aus ihren Unterthanen wurde, nachdem sie ihr Land verlassen hatten. So konnte dieser schmäbliche, betrügerische Menschenhandel ungestört im alten Schwung fortgeführt werden.

Was die Deutschen gleich bei ihrer Ankunft erbitterte, war, dass man ihnen ihre Kinder nahm, um sie in die Lehre zu geben oder als Dienstmädchen zu verdingen. Sie empfanden eine solche Trennung in dem fremden Lande um so schmerzlicher, als es gerade der Blick auf die Zukunft ihrer Kinder gewesen war, welcher sie zur Auswanderung bestimmt hatte, und man sie in ihrer neuen Lage nicht nur eines angenehmen Trostes, auch einer wertvollen Hilfe beraubte. Dann aber erfüllte man den in London durch die Begegnung mit den Indianerhäuptlingen erzeugten Wunsch keineswegs. All ihr Sinnen und Hoffen war auf das verheissene Schoharianthal gestellt, das ihre Einbildungskraft ihnen schliesslich als ein wahrhaftiges irdisches Paradies vormalte.

Aber es war der Plan der Regierung, durch die deutschen Ansiedler den Reichtum amerikanischer Wälder an Theer, Pech und Terpentin ausbeuten zu lassen, und für Tannen war der Boden am Schoharianthal zu fruchtbar. Deshalb wählte der damalige Gouverneur Hunter eine Strecke am Hudson und hier wurden auf der Ost- wie auf der Westseite des Flusses sämtliche deutsche Auswanderer, mit Ausnahme von 774 Personen, welche in New-York und Umgegend Dienste genommen hatten, und von 80 Kindern, welche als Lehrlinge oder Dienstboten untergebracht waren, in sieben Dörfern angesiedelt.

Die Deutschen konnten sich aber nun nicht etwa freiregen, wie sie wollten. Zwar hatte man ihnen noch vor der Abreise das englische Bürgerrecht erteilt, ihnen ein freies

Eigentum von 40 Acker pro Kopf, den Unterhalt für mindestens ein Jahr und Werkzeuge, Eisen und Nägel für den Hausbau bewilligt. Aber jenes Eigentum sollte ihnen erst nach Rückerstattung der gemachten Auslagen werden und diese Rückerstattung sollte durch Arbeiten bei der Theerbereitung erfolgen.

Wir können die sehr unerquicklichen Streitigkeiten zwischen dem herrischen Gouverneur und unseren störrischen Landsleuten, denen das Leben in der Zwangsjacke nicht behagen wollte, nicht eingehender verfolgen. Sie nahmen erst ihr Ende, als das anfangs so vorteilhaft geschilderte Unternehmen als verfehlt aufgegeben werden musste. Die deutschen Ansiedler aber wurden angewiesen, sich den Winter über auf eigene Faust durchzuschlagen oder bei benachbarten Farmern Arbeit zu suchen. Ihren Verbleib aber sollten sie aufgeben, damit man sie auf die erste Ankündigung wieder zu der Arbeit zurückberufen könnte, zu welcher sie ihr Vertrag mit der Krone verpflichtete. Die deutschen Kolonisten waren mit einem Schlage in die allertraurigste Lage gestürzt. Der harte amerikanische Winter stand vor der Thür und sie litten Mangel an dem allernotwendigsten; weder Kleidung noch Nahrung war genügend vorhanden. Von wem sollten sie Hülfe erwarten? Sie suchten und fanden sie bei den Indianern in demselben Schohariethal, das von Anfang an das ihnen vorenthaltene Ziel ihrer Wünsche gewesen war. Die ausgesandten Boten wurden freundlich empfangen und die Bitte um Land zur Niederlassung, als nach dem Londoner Versprechen selbstverständlich, sofort gewährt. Und nun zogen auf dem mühsam durch den Urwald gebahnten Wege Männer, Frauen und Kinder durch tiefen Schnee, die wenige Habe in den Händen, auf dem Rücken tragend, hinunter in das Thal des Schoharie, um hier ein Leben voll Entbehrungen und Leiden zu führen, aus dem sie sich endlich durch eigene Kraft zu Wohlstand und Glück emporarbeiteten.

Lange Jahre aber mussten dahinziehen, ehe der Hafen erreicht wurde. Halbnackt wohnten die Ankömmlinge zuerst in den rohesten Holzhütten. Mitleidige Indianer schenkten alte Felle und Pelze und zeigten, wo essbare Kräuter und Wurzeln zu finden waren. Zur Bestellung des Landes besaßen sie keinen Pflug, sie hatten weder Pferde noch Kühe. Das Korn für ihr Brot zerstampften sie anfangs auf einem Steine und trugen es später auf ihrem Rücken in Haufen von 15 und 20 Personen auf einsamen Indianerpfaden neun deutsche Meilen nach Schenectady zur Mühle. Und als sie sich endlich eine menschenwürdigere Existenz erobert hatten, da war es gerade die Hand, welche ihre dem Gemeinwesen so nützlichen Bestrebungen am ehesten hätte fördern und stützen sollen, die in kleinlicher Rachsucht ihre Fortschritte hemmte und die Besten aus ihrer Mitte aufs schmachlichste verletzte.

Der Gouverneur Hunter, unter dessen Führung sie aus England herübergekommen waren, welcher die Wahl der ersten Ansiedelung am Hudson getroffen und die bald zusammengebrochene Unternehmung ins Werk gesetzt hatte, konnte es den Deutschen nicht vergeben, dass sie, als sie von ihm preisgegeben waren, selbständig und sogar gegen seinen Befehl ihre Niederlassung am Schoharie gegründet hatten. Ein edlerer und weitsichtigerer Mann würde den Ungehorsam mit dem Drang der Umstände entschuldigt und sich des Gedeihens seiner Untergebenen gefreut haben.

Hunter dachte und handelte anders. Kaum hatte er von dem glücklichen Emporblühen der Pfälzer Kolonie gehört, als er gerade das Land, auf welchem sie sassen, an einige seiner aristokratischen Freunde verschenkte. Zu einer solchen Maassregel war weder irgend eine Veranlassung, denn es war neben der deutschen Kolonie noch viel eben so gutes Land vorhanden, noch liess sich dieser Schritt durch das Gesetz rechtfertigen, da dieses dem ersten Ansiedler das Vorzugsrecht auf dem okkupierten Boden einräumte.

Die Deutschen dachten auch gar nicht daran, ihren mit blutigem Schweiss eroberten Besitz gutwillig aufzugeben. Denn gehörte ihnen nicht das Land mit vollem Rechte; hatten ihnen doch die Indianer selber das Schoharie-Thal schon in London geschenkt, auch diese Schenkung bei ihrem Zuzuge wiederholt und war doch von der Königin Anna ihre Ansiedelung auf diesem Lande befohlen worden. Als daher ein Agent jener Freunde des Gouverneurs in Schoharie erschien, um den Deutschen ihr, wie sie meinten, erb- und eigentümliches Land als Pachtung anzubieten, rettete er sich mit genauer Not vor der mit Knitteln, Sicheln, Messern und Flinten bewaffneten Bevölkerung. Dem kurz darauf erscheinenden Scheriff erging es weit schlimmer. Kaum hatte er die Hand an den ersten Mann gelegt, so stürmten die Weiber, gleich wütenden Furien, auf ihn ein, schlugen ihn nieder, schleiften ihn durch die Pfützen der Strasse, setzten ihn dann auf einen Zaunpfahl und trugen ihn eine Stunde weit auf eine Brücke, wo eins der handfesten Weiber ihm mit einem Knüttel zwei Rippen zerbrach und ein Auge ausschlug. Dann liessen sie ihn liegen; der arme Teufel kroch, so gut er konnte, nach Albany zurück, wo er erst am vierten Tage anlangte.

Ganz wider Erwarten erfolgte hierauf gar nichts. Nach Schoharie mit ähnlichen Aufträgen, wie die vorigen, zu gehen, verspürte niemand Lust, dem seine Glieder lieb waren, und die deutschen Bauern liessen sich in Albany nur an Sonntagen sehen, an denen der Arm des Gesetzes keine Macht über sie hatte. Wenigstens übten sie diese Vorsicht eine geraume Zeit. Dann aber, sicher gemacht durch die anscheinende Ruhe, kamen sie auch an Wochentagen und bald in grösserer Zahl. Und so ereignete es sich denn, dass eines Tages mehrere Männer verhaftet und ins Gefängniss abgeführt wurden. Freilich musste man sie nach mehreren Monaten wegen mangelnder Beweise freilassen, auch liessen sich die Deutschen nicht durch den Gouverneur Hunter, der meh-

rere der ersten Männer vor sich lud und mit schweren Strafen bedrohte, von ihrem Besitztum vertreiben. Aber diese und andere Bedrückungen gaben doch den Verhältnissen eine unerträgliche Unsicherheit, sodass man sich zur Absendung einer Deputation nach London entschloss.

Sie bestand aus drei Männern, unter welchen Johann Konrad Weiser, von dem zu reden wir noch später Gelegenheit haben werden, als der Führer der Deutschen in Schoharie angesehen werden muss. Und als die Abgesandten nach zweijährigen Irrfahrten, auf denen sie von Piraten ausgeplündert wurden und ins Schuldgefängnis zu wandern hatten, endlich in England anlangten, war dort auch der nun verabschiedete Hunter eingetroffen und das Handelsamt schenkte seinen Darstellungen mehr Glauben als den Angaben der Deutschen.

So kehrten die Abgesandten unverrichteter Sache nach Amerika zurück. Alle schweren Opfer an Zeit, Geld, Freiheit und Gesundheit waren vergebens gewesen und nicht zum geringsten Teile trug daran eine unglückselige Spaltung schuld, welche die Veranlassung zu einer Erklärung seitens der jüngeren Deutschen wurde, wonach sich diese mit allen Maassnahmen Hunter's einverstanden erklärten. Diese Erklärung langte noch während der Anwesenheit Weiser's in London an.

Aber der alte Mann, der schon in seinem württembergischen Dorfe lange Zeit das Amt eines Schulzen bekleidet und auf amerikanischem Boden stets als Führer seiner Landsleute gegolten hatte, war nicht gewillt sich zu fügen. Wie er den Hudson verlassen hatte, um sich einer widerwilligen Willkürherrschaft zu entziehen, so ergriff er auch jetzt wieder den Wanderstab, als er keine Hoffnung auf Erlangung seines guten Rechtes erblickte. Gegen 60 Familien schlossen sich ihm an, aber jetzt nicht, wie ehemals, ein ärmlicher, bemitleidenswerter Zug, der mit Rothäuten und Waldtieren um die kärglichen Gaben der Natur stritt, vielmehr eine lange

Karavane, welche auf hochbeladenen Wagen, in Herden von Pferden und Rindern dem Orte ihrer Wahl ein wertvolles Besitztum zuführte.

Der Zug ging nach dem benachbarten Pennsylvanien. Man empfing sie dort mit Freuden, denn man wusste die Vortheile zu würdigen, welche die deutschen Ansiedler brachten. Man räumte ihnen ein beträchtliches Stück Landes ein und fesselte sie durch grosse Freiheiten, welche ihnen auf immerdar zugestanden wurden. Und so kam es, dass einerseits abgeschreckt durch die Berichte der Verfolgungen, welchen man die Deutschen aussetzte, andererseits angezogen von den Schilderungen befriedigender Zustände in Pennsylvanien, die deutsche Auswanderung fortan für lange Zeit New-York mied oder es nur als ein Durchgangsgebiet betrachtete und Pennsylvanien an seiner Statt zum dauernden Aufenthalt wählte.

Johann Konrad Weiser aber zog mit den Seinigen den Susquehannah abwärts bis dahin, wo unterhalb des jetzigen Harrisburg der Swatara mündet, und liess sich an den Ufern dieses Flusses nieder, um hier nach langer und mühseliger Irrfahrt den ersehnten und wohlverdienten Hafen von den Stürmen des Lebens zu finden. Einen noch weitergehenden Einfluss nicht allein auf das Wohlergehen seiner eigenen Landsleute, auch auf die Schicksale der englischen Niederlassungen in Nordamerika überhaupt übte sein Sohn Konrad von früher Jugend bis an sein spätes Ende. Der Vater verlor seine erste Frau, die Mutter einer zahlreichen Familie, schon früh, und der junge Konrad hatte durch eine Stiefmutter nicht wenig zu leiden. Er liess sich daher nicht ungern einem befreundeten Indianerhäuptling in die Lehre geben. Hier lernte er unter bitteren Entbehrungen und häufigen Gefahren, die ihm sogar von seinen bisweilen berauschten Beschützern drohten, nicht nur die Sprache der Indianer, auch ihre Schliche und Künste. Als schneller Läufer und als sicherer Schütze übertraf er sogar seine Lehrer. Und seine Kenntniss

der Sprache und des Charakters seiner wilden Freunde machte ihn in der Folge zu einem der unentbehrlichsten Männer der deutschen Niederlassungen und zu einem geschickten Vermittler zwischen der Regierung und den verschiedenen Stämmen. Das hohe Vertrauen, welches die Indianer in ihn setzten, befähigte ihn zu verschiedenen Malen, den Bemühungen der Franzosen entgegenzuarbeiten, welche die Häuptlinge der sechs Nationen von den Engländern ab- und zu sich herüberzuziehen bestrebt waren. Konrad Weiser starb 1760 während des Krieges gegen die Franzosen und die mit ihnen verbündeten Indianer, nachdem er einige Zeit den Rang eines Obersten der Milizen bekleidet hatte.

Inzwischen war an Hunters Stelle ein neuer Gouverneur nach New-York gekommen, welcher besser als jener starrköpfige Tyrann die Vorzüge unserer Landsleute zu erkennen und mit ihren Eigenheiten zu rechnen wusste. Und als eine Folge der Vorstellungen des alten Weiser hatte das Kolonialamt den Befehl erlassen, sämtlichen Deutschen in Schoharie, welche sich gehorsam gezeigt und noch kein Land erworben hätten, solches überall anzuweisen, wo es ihnen gelegen und vorteilhaft erschiene. Nach einigen Verhandlungen siedelten sich 39 Familien am Mohawkflusse an in der Gegend, wo jetzt die Stadt Little-Falls liegt, so benannt nach den Stromschnellen, welche den Fluss dort unfahrbar machen.

„Das Mohawkthal ist eine der anziehendsten und malerischsten Landschaften in dem an Naturschönheiten so reichen Staate New-York. Die Landschaft wechselt mit jeder Windung des Flusses; fast jede Viertelstunde thut sich vor dem Beschauer ein neues, in sich aber geschlossenes Bild auf. Das eine wetteifert mit dem andern an schroff-wilder romantischer Schönheit, an idyllischem Reiz und kräftigem Behagen; aber in ihrer Art sind sie alle schön.“

Die deutschen Ansiedler erhielten je 100 Acker umsonst, konnten aber ihr Besitztum leicht auf das doppelte und dreifache ausdehnen; und die Benutzung der Weide wie des Waldes auf den Höhen, welche das Thal begrenzen, war ihnen freigegeben. Kein Wunder, dass sie hierher drängten. In kurzer Zeit bestand eine fortlaufende Kette deutscher Ansiedelungen von mehr als 60 Kilometer Länge zu beiden Seiten des Mohawk von Fort Hunter bis Herkimer. Die meisten der allmählich hierher gezogenen Deutschen, deren Zahl auf 3000 angegeben wird, waren Landwirte, doch beschäftigten sich nicht wenige mit dem Pelzhandel.

Diese Ansiedler waren sämtlich ältere, schon seit längerer Zeit in Amerika, namentlich in Schoharie, ansässige oder doch geborene Deutsche; man versuchte aber, auch in Deutschland selber für das Mohawkthal zu werben. Der dorthin gesandte Aufruf verfehlte allerdings nicht, eine Anzahl Deutscher herbeizuziehen, aber, durch die Erfahrungen Weisers misstrauisch gemacht, zogen sie, wie andere vor ihnen, lieber nach Pennsylvanien, obschon dessen Boden bei weitem nicht so günstig war als der, welchen New-York ihnen bot. Im Mohawkthale hatten sich die Ansiedler aus den ersten rohen Anfängen soeben durch angestregten Fleiss zu mässigem Wohlstand emporgearbeitet, als in schneller Folge ein Kriegsunglück nach dem andern über sie hereinbrach und ihr Besitztum, ja selbst ihr Leben in ernstliche Frage stellte.

Zuerst war es der sogenannte König Georgs Krieg (1744—1748), welcher zwischen Engländern und Franzosen mit Beihilfe amerikanischer Stämme und darum mit entsetzlicher Grausamkeit geführt, den deutschen Ansiedlern des Thales schwere Verluste an Vieh und anderem Eigentum brachte. Auch das Leben war nicht sicher und so konnte man den Ackersmann mit dem Gewehr über der Schulter und dem Schwerte an der Seite hinter dem Pfluge einher-

gehen sehen. Wehe dem aber, welcher sich von dem listigen und grausamen Feinde überraschen liess!

Der Aachener Friede brachte eine kurze Ruhepause. Im Jahre 1756 entbrannte aber der Krieg von neuem und wurde nun in blutigerer und grausamerer Weise geführt als je zuvor. Die deutschen Dörfer hatten dabei furchtbar zu leiden. Was man jetzt Herkimer nennt, hiess damals German-Flats. Es waren 31 Häuser mit Kirche und Pfarrhaus, sowie dem befestigten Herckheimerschen Hause. Die Franzosen hatten mit ihren Verbündeten das Fort Oswego am Ontariosee zerstört und die Deutschen waren gewarnt worden. Aber sie achteten auf diese Warnung nicht und so überfiel eine Schar Franzosen und Indianer die nichtsahnenden Bewohner während der Nacht, skalpierte und metzelte 40 derselben nieder und schleppte 102 als Gefangene hinweg. Nur einige wenige vermochten sich in das Fort zu retten. Sämtliche Häuser wurden niedergebrannt, die Pferde mitgenommen, das übrige Vieh fortgetrieben oder getötet.

Im Frühjahr 1758 erschienen die Franzosen zum zweiten Male und nun auf der andern Seite des Flusses. Man war auf diesen Angriff vorbereitet gewesen und konnte sich verteidigen. Auch rettete sich eine grosse Menge von Leuten ins Fort. Die Franzosen aber verwüsteten die preisgegebenen Häuser und überfielen die Wehrlosen und Vereinzelten. Drei- unddreissig der Kolonisten wurden getötet, die Franzosen aber verloren fünfzehn Tote. Und diese tapfere Gegenwehr genügte, um den Feind vom weiteren Vordringen ins Thal abzuhalten. Die Grausamkeiten aber, welche während dieses Krieges verübt wurden, sind so entsetzlicher Art, dass die Feder sich sträubt, sie niederzuschreiben. „Die Kinder der armen Ansiedler, die vor den Banden der Turennes, Melacs, Villars und wie alle die Mordbrenner heissen mochten, Sicherheit überm Meer gesucht hatten, mussten von den Söhnen und

Enkeln jener Barbaren dieselben Niedertrachten, ja noch Ärgeres in der amerikanischen Wildniss erdulden.“

Zwei Jahre später konnte, wer die Gefangenschaft überlebt hatte, in die Heimat zurückkehren, denn der Krieg war zu Ende. Mit Hilfe der Nachbarn wurde die verbrannte Hofesstelle wieder aufgebaut, der verwilderte Acker bestellt, Fleiss, Regsamkeit und christliche Liebe verwischten in kurzer Zeit auch die letzten Spuren der Kriegsfurie, welche so furchtbar verwüstend durch das schöne Thal geschritten war.

Der eigenwillige Unverstand eines Gouverneurs hatte New-York einer Anzahl seiner besten Arbeiter beraubt, die Engherzigkeit eines zweiten trieb ein anderes, gleich achtenswertes deutsches Element hinweg und zwar wiederum nach Pennsylvanien. Dies waren die Herrnhuter.

Ihre ersten Bekehrungsversuche hatten die Brüder 1735 in Georgia am Savannahflusse gemacht. Dort war ihnen von dem General Oglethorpe, dem Gründer der Kolonie Georgia, Land geschenkt worden. Als aber Krieg zwischen England und Spanien ausbrach, verlangte man auch von ihnen thätige Beteiligung und nötigte sie, da sie ihrer religiösen Überzeugung nach dieser Aufforderung nicht nachkommen konnten, zur Auswanderung. Die Herrnhuter begaben sich nun nach Pennsylvanien. Im Jahre 1739 kam ein andrer Missionär nach, lernte in New-York einige Mohikaner-Häuptlinge kennen und zog mit ihnen nach Shekomeko, einem Indianerdorfe, das nicht weit von dem Punkte lag, wo jetzt die drei Staaten New-York, Connecticut und Massachusetts zusammenstossen. Hier gelang es ihm unter grossen Mühen, Entbehrungen und Gefahren, eine kleine Gemeinde um sich zu sammeln, welche durch die völlige Umwandlung ihrer Sitten und Lebensformen sehr bald die Aufmerksamkeit, aber auch den Neid der umwohnenden englischen Ansiedler erregte. Denn es lag ja keineswegs in deren Interesse, die ursprünglichen Besitzer des Landes durch verständnisvolle Behandlung zu einer

höheren Kulturstufe zu erheben; dadurch hätte man ihnen eine Berechtigung zu weiterer Existenz auf dem Grund und Boden gegeben, welchen man selber begehrte. Von diesem Gesichtspunkte aus sah man es nicht ungern, dass der Indianer sich von der importierten englischen Halbcivilisation nur die Schattenseiten aneignete, dass Trunk und andere, Körper und Geist zerstörende Laster schnell unter der einheimischen Bevölkerung aufräumten. Die Herrnhuter, welche diesem Vernichtungsprozess ein Ende zu machen drohten, mussten daher als gefährliche Opponenten gelten. Hätten sie sich weit von den Ansiedlern niedergelassen, in Gegenden, an welche der Landhunger selbst der Begehrlichsten noch nicht denken konnte, man hätte sie sicher ruhig gewähren lassen. Aber sie sassen mitten unter den jährlich noch mehr Raum verlangenden Kolonisten, denen das Land der Indianer nicht zufallen konnte, wenn diese zur eigenen Bebauung desselben befähigt wurden. Geling dieser Versuch hier, so konnte er bei andren, gleich wilden Stämmen wiederholt werden, und der Indianer wich nicht, er blieb vielmehr im Besitz seiner in Äcker umgewandelten Jagdgründe und den englischen Kolonisten wurde ein wertvolles Eigentum entzogen, die Kolonisation selber beschränkt.

Darum mussten die gefährlichen Urheber so drohender Neuerungen in ihren Bestrebungen gehemmt werden. Eine durch religiöse Ansichten begründete Weigerung der Herrnhuter, den verlangten Eid der Treue zu leisten, konnte als Vorwand dienen. Gerüchte, dass die Brüder im Einverständnis mit den Franzosen in Kanada seien, bei Ausbruch eines Kriegs die Indianer gegen die Engländer bewaffnen würden u. a. m. wurden geflissentlich verbreitet und die Aufregung der Grenzbevölkerung so gesteigert, dass die Bewohner von Reinbeck im Hudsonthale den Friedensrichter allen Ernstes um einen Befehl baten, sämtliche Indianer in Shekomeko totzuschlagen. Den Missionären wurde ausdrücklich jede

Lehrthätigkeit untersagt und schliesslich sogar ein Ausweisungsurteil gegen sie gefällt. Zinzendorfs von Marienborn an den Kolonialminister in London gerichtete energische Beschwerde fruchtete nach den Berichten des Gouverneurs gar nichts; man musste sich in das Unvermeidliche fügen. Und so zogen die Herrnhuter begleitet von einigen indianischen Anhängern, denen bald eine grössere Zahl nachfolgte, nach Pennsylvanien und gründeten, unweit ihrer dort schon bestehenden deutschen Niederlassung Bethlehem, das Indianerdorf Gnadenhütte. So war zum zweiten Male deutsche Arbeitskraft und Intelligenz aus New-York vertrieben worden und hatte in dem Nachbarstaate freundliche Aufnahme gefunden.

In den Unabhängigkeitskämpfen.

Die vorausgegangene Darstellung hat gezeigt, dass die Deutschen sich seitens der englischen Regierung, wie sie ihnen in ihren amerikanischen Gouverneuren gegenübertrat, einer überaus liebevollen Behandlung keineswegs erfreuten. Und war es doch nur die Rücksicht auf die Sicherstellung der englischen Ansiedelungen, welche bei einer Auswahl der zu kolonisierenden Gegenden das entscheidende Wort sprach. Die Deutschen sollten als ein Bollwerk dienen gegen Angriffe von Franzosen und feindlichen Indianern und dass sie als solches nur zu häufig alle Schicksale vorgeschobener Posten über sich ergehen lassen mussten, das haben wir zur Genüge ersehen.

Sie waren dem Könige von England wenig Dank schuldig und was davon war, das hatten sie durch ihre redliche Arbeit, durch die Verteidigung der ihnen anvertrauten Posten, durch ihre furchtbaren Leiden in seiner Sache hundertfach bezahlt. Die königlichen Beamten hatten die verarmten und gedrückten Einwanderer zu Frohndiensten gezwungen, im eisigen Winter dem Erbarmen der Wilden überlassen und mehr als ein mal

um das trotz aller Misswirtschaft und Verfolgung erkämpfte Hab und Gut gebracht. Sie waren mehr als quitt und so zögerten denn die deutschen Bauern, als der lang verhaltene Zwist zwischen der Krone von England und den Kolonien Nordamerikas zum offenen Ausbruch kam, keinen Augenblick, welche Seite sie wählen sollten.

Und doch war der anscheinende Vorteil im Lager des Königs. Der sicherte ihnen ihr Besitztum und vergrösserte es, der drohte ihnen aber auch mit seinen Armeen und den noch schlimmeren Indianern, deren Greuelthaten von den Franzosenkriegen her noch allzugut in aller Gedächtniss lebten. Trotzdem schwankten sie nicht; Schulter an Schulter standen die Deutschen am Schoharie und am Mohawk zusammen und hielten fest bis zum Ende aus.

„Das sind“, ruft Kapp, „die Söhne und Enkel derselben Männer, welche hungernd und jammernd am Lagerfeuer auf der Heide bei London sich gewärmt und schüchtern in den Strassen der grossen Stadt gebettelt, derselben Männer, welche unterthänig vor dem Gouverneur Hunter gezittert und die Faust im Sack geballt hatten, als er sie bei ihrer beabsichtigten Meuterei ertappte; es sind die Söhne und Enkel derselben Flüchtlinge, welche als des Königs dienstpflichtige Knechte bei Nacht und Nebel entflohen waren, um das nackte Dasein zu retten, dieselben Dulder, welche sich von einigen frechen Spekulanten von ihrem sauer erarbeiteten Besitztum hatten verjagen lassen. Jetzt aber erheben sich diese Söhne und Enkel auf gleiche Höhe mit den Besten ihrer Zeit, sie legen Hand mit an zur Schöpfung eines freien Staates, eines der grössten Werke des Jahrhunderts.“

Sie sollten bald genug Gelegenheit finden, ihre Anhänglichkeit an die Sache der Freiheit mit ihrem Blute zu besiegeln. In den ersten beiden Jahren war der Kriegslärm nur von fern her nach Schoharie und in das Thal des Mohawk gedrungen. Überall aber hatten sich die Deutschen

militärisch organisiert, um für alle Fälle vorbereitet zu sein, war doch der Gouverneur Hamilton von Detroit durch das englische Ministerium angewiesen worden, möglichst viele Wilde auf die unbeschützten westlichen Ansiedelungen loszulassen. Demzufolge wurden 15 verschiedene Banden, im ganzen 289 Indianer unter 30 weissen Offizieren mit dem Befehl alles niederzumetzeln und niederzubrennen, was ihnen in den Weg käme, gebildet. Das war die Kriegführung eines Volkes, das sich zu den civilisirtesten rechnete, nicht etwa gegen Wilde und Barbaren, vielmehr gegen die eigenen Stammesgenossen, welche man durch dünkelfhaften Hochmut entfremdet hatte und durch rücksichtslose Grausamkeit wieder zu unterjochen hoffte.

Mitte Juni 1777 begann der englische General Burgoyne von Kanada aus über die Seen Champlain und George seinen Marsch gegen New-York, während der Oberst St. Leger von Oswego in das Mohawkthal vordrang, um nach Überwältigung der dortigen deutschen Kolonien seine Verbindung mit der Hauptmacht herzustellen. St. Leger gebot über 750 weisse Soldaten, darunter eine Abteilung hessen-nassauischer Jäger, und 1000 Indianer.

Über diese Bewegungen erhielten die Deutschen im Mohawkthale rechtzeitig Nachricht. General Herckheimer, welcher hier kommandierte, rief sofort alle Männer zwischen 16 und 60 Jahren zu den Waffen; die älteren stellte er an bestimmten Plätzen zur Verteidigung der Frauen und Kinder auf. Es waren etwa 800 Mann, welche sich an dem bestimmten Tage bei Fort Dayton, dem jetzigen Herkimer, einfanden. St. Leger war auf das von dem Obersten Gansevoort mit 600 Mann gehaltene Fort Stanwix marschiert, und um dies zu entsetzen, wollte man dem Feind in den Rücken fallen. Und zwar sollte der Angriff durch einen Ausfall aus dem Fort unterstützt werden, sodass die Engländer und Indianer zwischen zwei Feuer genommen würden. Zu dem

Zwecke hatte Herckheimer einen Boten abgeschickt und durch ihn Gansevoort ersucht, durch drei Kanonenschüsse das Zeichen zum Angriff zu geben.

Allein der gut angelegte Plan wurde durch die Ungeduld der Deutschen, sich mit dem Feinde zu messen, und ihren Mangel an Subordination vereitelt. Gegen seine bessere Überzeugung gedrängt, gab Herckheimer den Befehl zum Vorrücken. Der Marsch bewegte sich auf schmalem Waldwege, den Höhen zu beiden Seiten einfassten, und leider ohne die allerwichtigsten Vorsichtsmaassregeln. So kam es, dass man die Nähe des Feindes, welcher alle Bewegungen des deutschen Corps unbemerkt beobachtete, gar nicht ahnte. St. Leger hatte auf die eingebrachte Kunde von dem Heranmarsch der Deutschen die Indianer in ansehnlicher Stärke zur Rekognoszierung abgesandt. Diese erfuhren bald, dass die Deutschen nicht stärker waren als sie selber, und beschlossen sofort einen Überfall im Walde. Gerade als die Deutschen, durch die Gepäckwagen in der Mitte des Zuges in zwei Teile getrennt, in einer morastigen Schlucht angekommen waren, stürzten Tories und Indianer, die letzteren bunt bemalt und fast nackt, mit gellendem Geschrei auf die Nichtsahnenden los und ein furchtbarer Kampf begann. Der Nachtrab wandte sich erschreckt zur Flucht und wurde fast aufgerieben, Herckheimer aber sammelte schnell seine Leute um sich, postierte sie hinter den Bäumen, immer ihrer zwei, da er bemerkt hatte, dass die Indianer keinem Schützen, der seinen Schuss abgegeben hatte, Zeit zu einem zweiten liessen, sondern auf ihn zuliefen und ihn, bevor er laden konnte, mit dem Tomahawk niederschmetterten. Nun aber empfing den heraneilenden, seines Opfers sicheren Indianer der zweite Schütze und diese Leute fehlten nicht. Wohl waren viele Deutsche gefallen, dennoch hatte sich das Glück zu ihren Gunsten gewandt, als eine Abteilung der „Royal Greens“ auf dem Felde erschien, eines Regiments,

das zum grossen Teil aus den Bewohnern des Mohawkthales bestand, welche sich der königlichen Sache zugewandt hatten. Die verwandtschaftlichen und ehemals freundschaftlichen Beziehungen der Streitenden erhöhten nur die Erbitterung und diesen Verrätern gegenüber währte das Laden und Zielen zu lange. Der Schutz der Bäume wurde verlassen und mit dem Kolben und Messer, mit wüthendem Ringen die Entscheidung beschleunigt. Endlich wichen die Royalisten, aber der Sieg war mit schwerem Verlust erkämpft; ein Viertel der am Morgen ausgerückten Mannschaften war gefallen oder gefangen, darunter die meisten Offiziere. Herckheimer selber war schon bei Beginn des Gefechts durch eine Kugel am Bein schwer verwundet worden, fuhr aber trotzdem, an einen Baum gelehnt, das Gesicht dem Feinde zugekehrt, ruhig fort seine Befehle zu geben. Infolge einer ungeschickten Amputation starb der tief betrauerte Mann zehn Tage nachher an eingetretener Verblutung.

Die Indianer wurden durch das Gefecht vollständig demoralisiert. Vom Schlachtfelde zurückgekehrt, fanden sie das Lager ausgeplündert und damit ihre ganze Habe verloren. Vom Fort aus war während des Gefechts ein Ausfall gemacht worden, sämtliche Papiere, fünf englische Fahnen, alle für die Indianer bestimmten Geschenke etc. wurden weggenommen. Fast nackt, wie sie vom Schlachtfeld gekommen waren, mussten diese die Nacht verbringen und viele Verwundete erlagen. Sie plünderten nun, um sich schadlos zu halten, das Gepäck der englischen Offiziere. Fortan verwandte man sie nicht mehr als Hilfstruppen, auch haben sie nie wieder gewagt, den Deutschen in offenem Gefecht entgegenzutreten, wengleich sie noch manchen Angriff aus dem Hinterhalt und durch heimliche Überfälle ausführten. Nicht wenige der Indianer gehörten in früheren Zeiten zu dem einen oder dem anderen Thal. Sie waren mit der Örtlichkeit und den Gewohnheiten der Bewohner völlig vertraut und darum desto

gefährlicher. Schon als Abtrünnige bitter gehasst, wussten sie diesen Hass durch raffinierte Grausamkeit in noch höherem Maasse zu verdienen. Die von einem Indianer im Schohariatethal absichtlich zurückgelassene Kriegskeule wies ein Verzeichniss von nicht weniger als 45 Skalps und 40 Gefangenen auf, sämmtlich aus den beiden Thälern. Daher wurde auch nach dem Kriege ein unerbittlicher Vernichtungskrieg gegen die Indianer geführt und bald gab es im Schohariethal keine einzige Rothhaut mehr.

Unter der Beute, welche eine 1782 gegen die Indianer ausgesandte neuengländische Expedition heimbrachte, befanden sich acht grosse Packete mit 1062 getrockneten Skalps, begleitet von einem Briefe, in welchem die Indianer den Wunsch aussprachen, dass der König, für den sie als Geschenk bestimmt waren, durch ihren Anblick „erfrischt werden möge“. Unter dieser grauenhaften Sendung waren 85 Skalps von Frauen, 193 von Kindern, 211 von Mädchen und 29 von Säuglingen, die letzten in eine Schachtel von Birkenholz gepackt und kunstvoll auf kleine weisse Stäbe gespannt. Sie waren sämmtlich bemalt, um den Stand, Zeit des Überfalls und die Art des Todes anzugeben. Kleine gelbe Flammen deuteten bei 18 Skalps an, dass die Unglücklichen lebendig verbrannt wurden, nachdem sie skalpiert und ihre Nägel bis auf die Wurzeln ausgerissen waren. Diese Skalps waren das Resultat der in den vorhergehenden drei Jahren verübten Mordthaten, von denen mindestens ein Viertel an Deutschen be-
gangen war.

Als der Friede endlich den Kämpfen ein Ende machte, war die Hälfte der waffenfähigen Bevölkerung aus dem Schohariate- und Mohawkthale geblieben, höchstens ein Haus von 50 nicht verbrannt, und 300 Waisen und 500 Witwen beweinten den Tod ihrer Ernährer.

Es liesse sich ein langes Verzeichniss von den Unbilden aufführen, welche die deutschen Ansiedler der beiden Thäler

viele Jahre lang zu leiden hatten, von jungen Mädchen und Kindern, die misshandelt und aus reinem Mutwillen erschossen oder mit dem Beil erschlagen wurden, von grausam verstümmelten Männern und Frauen, welche theils ihren Verwundungen in langer Qual erlagen oder doch erst nach Jahren sich zum Leben emporrafften, von heimlichen Überfällen, blutigen Niedermetzungen und gewaltsamer Fortschleppung in harte Gefangenschaft, aus welcher gar viele nicht wiederkehrten. Aber es ist auch noch heute die Erinnerung frisch an manche kühne und mutige That, welche ihre Vollbringer zu Helden stempelt.

Im Mohawkthale, eine Stunde von Fort Dayton, wohnte Johann Christian Schell mit seiner Frau und sechs Söhnen. Ein starker und mutiger Mann, der, als alle seine Nachbarn vor den hereinbrechenden Indianern im Fort Sicherheit suchten, auf seiner Farm blieb, denn er meinte, in seinem festen Blockhause sehr wohl dem Feinde trotzen zu können. Der liess auch nicht lange auf sich warten. Schell war mit seinen Söhnen gerade bei der Arbeit auf dem Felde, als, geführt von zwei deutschen Verrätern, eine Abteilung von 64 Mann, darunter 48 Indianer, aus dem Walde hervorbrach. Bei der schleunigen Flucht nach dem Hause fielen die beiden jüngsten Söhne Schells, Zwillinge von 8—9 Jahren, dem Feinde in die Hände, die vier anderen erreichten mit dem Vater glücklich das Haus, verrammelten die starke Thür und eröffneten sofort ein wohlgezieltes Feuer auf die Angreifer, welche bis in die Nacht hinein vergebliche Versuche machten, das feste Blockhaus zu nehmen oder anzuzünden. Gegen die letztere Gefahr waren die Belagerten bald gesichert dadurch, dass sie den Führer der angreifenden Partei in ihre Gewalt bekamen. Demselben war es gelungen, bis zur Thür des Blockhauses zu gelangen, die er nun mit einem Hebebaum zu sprengen versuchte. Ein Schuss ins Bein machte ihn unschädlich und schnell öffnete Schell die Thür, um den

Verwundeten hereinzuziehen. Und während der Kampf nun einen Augenblick ruhte, stimmte Schells mutige Frau, welche unablässig Mann und Söhnen die Büchsen lud oder, wenn sich ein feindlicher Flintenlauf durch eine unbewachte Schiessscharte wagte, diesen schnell mit der Axt unschädlich machte, mit heller Stimme Luthers stolze Hymne: „Eine feste Burg ist unser Gott“ an, und fröhlich fielen die Männerstimmen ein. Der Feind hatte elf Tote und zwölf Verwundete verloren, darunter seinen Führer, er war durch den Widerstand der tapferen kleinen Schar entmutigt. Und als mit Anbruch der Dunkelheit aus dem Hause ein lautes Jubilieren und Triumphgeschrei erklang, da meinte man, dass Entsatz aus dem nahen Fort zur Hand sei, und zog sich eilig zurück. Schell aber bewerkstelligte während der Nacht seine Übersiedelung in das Fort, in welches man am nächsten Tage auch den verwundeten feindlichen Führer schaffte, der dem Vater ein Pfand für die Sicherheit seiner beiden Söhne blieb. Sie kehrten später wohlbehalten aus Kanada zurück.

Durch solch tapferes Eintreten für ihr neues Vaterland mussten sich die Deutschen die Achtung ihrer amerikanischen Mitbürger nichtdeutschen Ursprungs in hohem Maasse verdienen. Leider aber standen in den Reihen derjenigen, welche die amerikanische Unabhängigkeit bekämpften, nicht weniger als 30 000 deutsche Landeskinder, die von ihren Landesherren zu solchem Zwangsdienst an englische Werber verkauft waren. Das Vorurteil, welches dadurch gegen die Deutschen erweckt wurde, konnte weder durch jene mutigen Thaten einfacher Grenzbauern, noch auch durch die hervorragenden strategischen Leistungen solcher Männer, wie Kalb und Steuben, gänzlich verwischt werden.

Friedrich Wilhelm August von Steuben hatte unter Friedrich dem Grossen gedient und gelernt. Er trat der Armee Washingtons in dem denkwürdigen und unheilvollen Winter von 1778 bei. Zum Generalinspektor der Armee

ernannt, verwandelte er bald das zwar tüchtige, aber rohe Material von Freiwilligen und Rekruten, welches er vorfand, durch gründliche Organisation, Disciplin und Exerzieren in brauchbare Soldaten, welche den britischen Regulären mit Erfolg entgegentreten konnten. An dem Feldzuge, welcher am 19. Oktober 1781 mit der Kapitulation der britischen Armee unter Lord Cornwallis endete, nahm Steuben hervorragenden Anteil, und der für Nordamerika so glückliche Ausgang ist nicht zum geringsten Teile seiner Tüchtigkeit und Umsicht zuzuschreiben. In den darauf folgenden Friedensjahren machte sich Steuben in hohem Maasse um die Erhaltung und Förderung deutschen Wesens verdient. Die „Deutsche Gesellschaft von New-York“, deren Vorsitzender er viele Jahre lang war, verdankt hauptsächlich ihm seine Begründung. In Erinnerung an die hervorragenden Verdienste dieses deutschen Vorkämpfers amerikanischer Freiheit lud die Regierung der Vereinigten Staaten die Nachkommen des Generals, sieben an der Zahl und sämtlich Offiziere der deutschen Armee, zu der Säkularfeier der Unabhängigkeit der Union nach Amerika ein und überhäufte sie bei dieser Gelegenheit mit hohen Ehren.

Kalb, der Sohn eines Bauern in der Nähe von Erlangen, hatte sich unter französischen Fahnen den Oberstleutnantsrang und das Adelspatent erworben. Mit eintretendem Frieden verliess er die Armee, um auf seinen durch Heirat erworbenen Besitzungen zu leben; der Ausbruch des Unabhängigkeitskrieges zog ihn aber schon 1777 mit Lafayette nach Amerika, wo er als Generalmajor in die Armee eintrat. In den Feldzügen von 1778 bis 1780 diente er mit Auszeichnung; in der von Gates gegen seinen Rat begonnenen Schlacht von Camden wurde er elfmal verwundet und starb 1781 in Camden. Dort errichtete ihm Lafayette ein schönes Denkmal, nachdem schon der Kongress sein Andenken durch die Errichtung eines Monuments in Annapolis geehrt hatte.

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts war das Deutschtum in solchen Staaten, wie New-York und Pennsylvanien, zu ausserordentlicher Stärke angewachsen. In der gesetzgebenden Versammlung von Pennsylvanien konnte sogar der Antrag gestellt werden, das Deutsche zur Gerichtssprache zu erklären, und dieser Antrag fiel nur gegen eine Stimme. Es war die Stimme des Präsidenten, eines Deutschen. Schon 1755 klagte ein Beamter, dass er nicht sehe, „warum die Deutschen nicht bald instande sein mögen, uns Gesetze zu geben und die Sprache obendrein“. Ein anderer schreibt bereits 1729: „Es ist klar, dass die Scharen von Deutschen bald einen deutschen Staat erzeugen werden und vielleicht einen solchen, wie er Grossbritannien im fünften Jahrhundert von den Sachsen bescheert ward.“

Diese Befürchtungen sollten sich leider nicht verwirklichen. Der Krieg unterbrach den Zuzug deutscher Einwanderer, und wenn auch von den mit englischem Gelde erworbenen deutschen Soldaten gewiss einige Tausende auf amerikanischem Gebiete als Ansiedler verblieben, so konnte dies das zu Ungunsten der Deutschen gestörte Verhältniss der Nationalitäten nicht wieder gut machen. Die in Europa ausbrechenden Kriege verhinderten eine weitere Auswanderung. Und auch geraume Zeit nachher zeigte sich auf dem Kontinent Europas keine besondere Neigung zur Übersiedelung in die Neue Welt. Erst nach 1830 beginnt der Strom wiederum stärker und stetig wachsend zu fliessen.

Es ist natürlich, dass eine so lange Unterbrechung dem schon ansässigen deutschen Elemente einen guten Teil seines Bodens rauben musste. Dass dies in nicht noch vollständiger Weise geschah, davor bewahrte es nur seine ursprüngliche Festsetzung in geschlossenen Gruppen. So konnte sich deutsches Wesen im Lande lange Zeit ungeschmälert erhalten, noch 1834 redete so ziemlich die ganze Bevölkerung des Schohariethales deutsch. Dabei war der Deutsche stolz auf

seine Nationalität und er hatte guten Grund dazu, stand doch der Ruf unsrer dortigen Landsleute im Anfang dieses Jahrhunderts und noch später so hoch, dass es eine bessere Empfehlung war, ein Mohawk High Dutch zu sein als ein Yankee.

Daran rührte auch keineswegs die häufige Gelegenheit zum Spott, welche die an englische Rechts- und Verwaltungsverhältnisse nicht gewöhnten Pfälzer sehr bald gaben, als nach Beendigung des Unabhängigkeitskampfes bürgerliche Pflichten immer mehr an sie herantraten. Es ist da eine ganze Reihe komischer Geschichten aufbewahrt, in denen der Dutch Judge eine ergötzliche Rolle spielt. So erklärte ein deutscher Richter nach aufmerksamer Anhörung des vorgetragenen Falles feierlichst: Kläger und Verklagter haben beide recht und der Konstabler muss die Kosten bezahlen. Ein anderer pflegte den Betreffenden durch Zusendung seines Taschenmessers vorzuladen, waren es zwei, so erhielt der Zweite des Richters Schnupftabaksdose. So Vorgeladene verfehlten nie zu erscheinen. Auch die Geschworenen entschieden häufig wie jener Richter: „für beide“. Es dauerte fast ein Menschenalter, bis sich das englische Recht das Schohariethal eroberte.

Dieselben Geschichten und Schnurren erzählte man auch in andern Staaten, namentlich in Pennsylvanien. Die pennsylvanischen Deutschen waren übrigens sehr bald in Handel und Wandel den Yankees vollständig ebenbürtig und konnten ihnen bei einer mit um so wirksamerer Klugheit gepaarten gewissen Naivetät sogar noch einige Points vorgeben. Auch nahm das amerikanische Element in allem, was Fleiss, Beharrlichkeit, sorgfältigen Landbau, Obstbau, rationelle Viehzucht und Ökonomie überhaupt anbelangt, sehr viel von den Deutschen an. Und wenn auch nicht nur in den Städten, auch in den ländlichen Ansiedelungen gar mancher Deutsche seine Lebensweise, seine Sprache, seinen Namen sogar der

ihn umgebenden fremden Nationalität anpasste, so regten sich doch auch andererseits aus der Mitte unserer Landsleute heraus Bestrebungen zu gegenseitigem Schutz und zur Pflege des Nationalbewusstseins.

Es begegnet uns in der Geschichte der Deutschen Amerikas eine grosse Anzahl von Namen, welche wie Fuchs, Hecht, König, Küfer, Landmann und Schwarz, von ihren Trägern in die entsprechende englische Bezeichnung übersetzt wurden, wir finden auch solche, welche sich der englischen Aussprache anpassten, so wurde Freats aus Fritz, Clay aus Klehe, Coons aus Kuntz. Sie machten es nun gerade wie zur Zeit, als New-York noch holländisch war, und der deutsche Name entweder holländisiert oder flottweg ins Holländische übersetzt wurde. Dieser beklagenswerten Neigung, welche unsre Nation vor allen anderen und bis in die neueste Zeit so unvoretheilhaft ausgezeichnet hat, diesem Hang, das Fremde zu bewundern, das Eigene gering zu schätzen, wurde indes bald kräftig von verschiedenen Seiten entgegengearbeitet. Dass unsre Landsleute für ihre Desertion viele, schwerwiegende Entschuldigungen hatten, wer wollte das nicht zugeben?

Was zur Erhaltung des Deutschtums am wirksamsten beitrug, das waren einestheils die deutschen Geistlichen und die zumeist mit ihrer Hülfe errichteten Schulen, andernteils die deutschen Gesellschaften, welche sich bald in den grösseren deutschen Centren, zunächst in Philadelphia und New-York bildeten.

Die ersten deutschen Einwanderer zeigten durchaus kein Verlangen nach irgend welcher Befriedigung geistiger Bedürfnisse; sie fühlten solche auch gar nicht. Die Anregung musste von aussen her kommen. Die Franckeschen Stiftungen in Halle sandten lutherische Prediger und Bibeln, die Reformierten in der Pfalz, in Amsterdam und anderen holländischen Städten unterstützten ihre Religionsverwandten mit

geistlichen Büchern und Geld, auch aus den freien Reichsstädten: Frankfurt a. M., Hamburg, Augsburg u. a. kam Hilfe, endlich bemächtigten sich auch die Herrnhuter, wie wir gesehen haben, eines Teiles dieses Arbeitsfeldes.

Leider verpflanzten diese verschiedenen Bekenntnisse ihren Hader auch auf amerikanischen Boden und spalteten und zerrissen die ohnehin zum Aneinanderschliessen sich wenig neigende deutsche Bevölkerung. Trotzdem aber haben sich die Träger der einzelnen Konfessionen in ihrer engeren Sphäre grosse Verdienste um unsre Landsleute dadurch erworben, dass sie ein Band für die einzelnen Gruppen schufen, welches dieselben vor schnellem Aufgehen in die englisch-amerikanische Umgebung schützte, sie waren es auch allein, welche ein geistiges Element in die Anschauungen der ersten Ansiedler trugen, die ohne sie sicherlich der grenzenlosesten Verwilderung anheimgefallen wären.

Noch in diese Periode und zwar um die Wende des Jahrhunderts fällt die Gründung von zwei bemerkenswerten grösseren deutschen Niederlassungen, zu welcher verwandte Motive die Veranlassung gaben. Für beide wurde Pennsylvanien als Arbeitsfeld erwählt.

Der Fürst Demetrius Augustin Gallitzin, ursprünglich Protestant, war nebst seiner Mutter, einer Freundin der Gräfin von Droste-Vischeringen zur katholischen Kirche übertreten, als die französische Revolution ausbrach. Das unruhige Treiben Europas sagte seinem, zu frommer Schwärmerei hinneigenden Gemüt wenig zu, er schiffte sich 1792 nach Baltimore ein, wo er in das dortige Seminar eintrat. Nachdem er die Priesterweihe empfangen hatte, kaufte er in einer fast gänzlich unbewohnten Gegend Pennsylvaniens eine beträchtliche Strecke Landes und begründete dort 1798 die Kolonie Loretto, welcher später die zumeist von Deutschen besiedelten Städtchen Münster, St. Augustin und Gallitzin entsprungen sind. Mit Aufwendung eines fürstlichen Ver-

mögens wurde die ursprüngliche Wildnis in einen Rosengarten umgewandelt und hier verlebte der uneigennützigste Gründer unter dem anspruchslosen Namen „Vater Schmidt“ mehr als vierzig Jahre in segensreichem Wirken.

Johann Georg Rapp wurde als der Sohn eines Bauern in dem württembergischen Amt Maulbronn geboren. Schon früh trug er sich mit Ideen, welche auf die Herstellung einer nach dem Vorbilde der apostolischen Kirche organisierten kirchlichen und bürgerlichen Gemeindeverfassung hinzielten. Aber in Deutschland konnte er solche Ideen nicht verwirklichen. Er richtete daher seine Blicke ins Ausland. Wir werden sehen, dass verwandte Anschauungen eine Anzahl unsrer Landsleute aus derselben Gegend nach Russland führten. Rapp wählte Nordamerika, das sich erst kurz vorher von britischer Herrschaft freigemacht und auf eigene Füße gestellt hatte, daher einen günstigeren Boden zu bieten schien, als andre von althergebrachten Anschauungen beherrschte Länder. Mit einigen Gleichgesinnten erwarb er 1804 bei Pittsburg 5000 Morgen Waldland und gründete die Kolonie Harmonie. Unter unsäglichen Mühsalen machten diese ehrenhaften schwäbischen Bauern aus einer Wildnis eine fruchtbare Gemarkung, in deren Mitte das Städtchen Harmonie und mehrere kleine Dörfchen prangten. Sie legten Weinberge an, veredelten das Obst sowie das Vieh, namentlich die Schafe, erfanden und vervollkommneten Maschinen, legten Webereien, Färbereien, Gerbereien, Brennereien und Mühlen an, hatten ihre Kaufhäuser und Geschäftsführer und erfreuten sich des grössten Credits und der Bewunderung ihrer Musterwirtschaft von allen Seiten. Rapp, der als Prophet und Diktator anerkannt wurde, führte Gütergemeinschaft ein, jeder Erwachsene musste auf dem Felde oder in den Manufakturen im Sommer 12, im Winter 14 Stunden arbeiten, Frauen und Kinder nach Verhältniss, ihrer Kräfte. Das Heiraten wurde verboten, Träge, Ungehorsame und Untaugliche stiess man aus, nachdem man

ihnen den eingezahlten Betrag zurückerstattet und sie für die geleistete Arbeit entschädigt hatte. Eine solche Gemeinschaft konnte natürlich nur innerhalb eines grösseren Staates lebensfähig sein, aus dem sie frische Kräfte zur Ergänzung ihrer Verluste ziehen konnte, welcher auch die ausgemerzten Bestandteile in sich zu absorbieren imstande war.

Die Niederlassung blühte schnell auf, aber schon 1815 verkaufte Rapp dieselbe; aus welchem Grunde, ist nicht bekannt. Er erwarb in Indiana 30,000 Acker in den Flussniederungen des Wabash, einer sehr ungesunden Gegend. Dieses Neu-Harmonie verkaufte er 1824 an den berühmten Robert Dale Owen, welcher hier einen erfolglosen Versuch machte, seinen kommunistischen Anschauungen praktische Gestaltung zu geben. Er selbst kehrte nach Pennsylvanien zurück und schuf auf einem grünen Hügel des Ohio ein wahres Paradies in seiner letzten Ansiedelung Ökonomie. Sie wurde zu einer echten Musterwirtschaft, auf welcher zu den schon genannten Industrien der ersten Kolonie noch Baumwoll- und Seidenspinnereien hinzutraten. In den Werkstätten und Fabriken arbeiteten die besten Maschinen. Als Rapp 1847 starb, schätzte man den Reichtum seiner kleinen Kolonie auf 20 Millionen Dollars. Und doch hatte Rapp schweren Schaden durch den Betrüger Bernhard Müller erlitten, welcher sich ihm 1831 unter dem Namen Proli oder Graf Leon anschloss, ihn dann aber mit 300 Anhängern verliess und die Auszahlung von 105,000 Dollars aus dem gemeinsamen Schatz erzwang. Die meisten Anhänger dieses Schwindlers fanden später ein klägliches Ende in Arkansas, er selbst ertrank im Missouri.

Rapp, welcher bei diesen Unternehmungen eine vorzügliche Hilfe in seinem mit grossem Organisationstalent begabten Sohne fand, ist oft als ein listiger und verschlagener, nur den eigenen Vorteil suchender Mensch geschildert worden. Einen Beweis für solche Anklagen hat niemand erbracht.

Reisende wie Franz von Löher und der Prinz Bernhard von Sachsen-Weimar sprechen dagegen mit der grössten Hochachtung von ihm. Zu dem letzteren, der ihn in Neu-Harmonie aufsuchte, sagte er: „Nach der Lehre Christi müssen wir uns als eine einzige Familie betrachten, wo jeder nach seinen Kräften und Fähigkeiten ohne allen Eigennutz blos zum Wohl des Ganzen und seiner Mitbrüder arbeitet.“ Und dass er diesen Grundsatz verletzt habe, konnten seine schlimmsten Feinde wohl behaupten, nie aber nachweisen. „Vater Rapp“ erreichte ein Alter von 90 Jahren; er starb 1847. Seine letzten Worte waren: „Wenn ich nicht gewiss wüsste, dass ich bestimmt bin, meine Gemeinde dem Heilande in Kanaan zuzuführen, so würde ich glauben, dass ich jetzt sterbe.“

Die Zahl seiner Anhänger ist heut eine kleine; nur zuweilen werden noch neue Mitglieder aufgenommen. Sie sind ihrem altgewohnten einfachen Leben und ihrer schwäbischen Tracht treu geblieben trotz ihrer grossen Reichtümer, deren Genuss einst, Gott weiss wem, zufallen wird. Die Fabriken stehen jetzt still; die alten Leute haben genug gearbeitet und wandern nun als Besitzer grosser Schätze freud- und leidlos zwischen Himmel und Erde dahin, wie vom Leben und vom Tode vergessen, ohne anderen Wunsch, „als dass der verheissene Heiland bald kommen möge in den Wolken.“

Ähnlichen kommunistischen Ideen verdankt das Städtchen Zoar seine Entstehung, welches 1817 von Württembergern am Ohio angelegt wurde. Nur bestand hier nicht das Verbot des Heiratens. Anfangs hatten die Ansiedler mit grossen Schwierigkeiten zu kämpfen und diese Not soll es gerade gewesen sein, welche sie zu gemeinsamem Handeln und Wirtschaften trieb. Schon zur Zeit des Todes ihres ersten Gründers (1853) d. i. nach 36 Jahren besass die Gemeinde 5300 Morgen Landes, vortreffliche Viehheerden, Mühlen aller Art, eine Tuchfabrick, trieb bedeutenden Handel, hatte ansehnliches Kapitalvermögen und unbegrenzten Kredit. Gegenwärtig

sechshundert Einwohner zählend, macht der romantisch gelegene Ort mit seinem Kirchturm und den roten Ziegeldächern der von blühenden Gärten umgebenen Häuser ganz den Eindruck eines behäbigen deutschen Dorfes.

Die neue Zeit.

Deutschland befand sich nach den Befreiungskriegen in dem Zustande grösster Ermattung. Die langen Jahre französischer Gewaltherrschaft und die fast übermenschlichen Anstrengungen, deren es bedurfte, das fremde Joch abzuschütteln, hatten seine Bevölkerung decimiert und seine wirtschaftlichen Kräfte erschöpft, sie hatten aber auch das schon früher erweckte Nationalgefühl zu neuer, kräftiger Flamme angefacht. Der Wunsch, dies nun von so vielen Barden hochgepriesene Land zu verlassen, bestand nicht mehr wie früher.

Da kam jene Periode der Kollisionen zwischen Regierern und Regierten, welche mit dem Wartburgfest und den Karlsbader Beschlüssen beginnend und mit dem Hambacher Fest, dem Frankfurter Attentat und den Ministerkonferenzen zu Wien endigend, eine grosse Anzahl zum Teil völlig schuldloser, zum Teil von schwärmerischer Begeisterung irregeliteter Personen in die Kasematten deutscher Festungen consignierte, wenn es ihnen nicht gelang, sich diesem Schicksale durch die Flucht zu entziehen. Diesen traurigen Vorgängen und ihren Nachwirkungen verdankt Amerika einen grossen Teil der besten Kräfte, welche es jemals aus Deutschland bezog.

Das Jahr 1848 weckte noch einmal das Verlangen nach Staatsformen, in welchen die Stimme der Nation einen entscheidenden Einfluss hat. Und wiederum kam nach den revolutionären Bewegungen der Rückschlag und von neuem

suchten grosse Scharen von Auswanderern eine ihnen besser zusagende Heimat jenseits des Meeres.

Wirtschaftliche Krisen stellten sich ein und erschwerten dem um das tägliche Brod ringenden Europäer die Existenz, Missernten verleiteten dem Landmann die Arbeit auf den kärglich lohnenden heimatlichen Äckern und lenkten seine Blicke zu jenen ungeheuren Strichen, welche in unerschöpflicher jungfräulicher Fruchtbarkeit des Herrn harrten, dem sie hundertfältig lohnen wollten.

Die Bevölkerung Deutschlands stieg dabei in wunderbarer Weise. Die wenig mehr als 26 Millionen, welche auf dem Gebiete des heutigen deutschen Reiches im Jahre 1826 wohnten, waren 1840 auf nahe 33 Millionen angewachsen, und sind so fortgeschritten, bis sie 1880 über 45 Millionen erreicht haben. Und dies ohne die grossen Scharen, welche seit 1830 alljährlich in wachsendem Maasse ihren Weg über's Meer nahmen.*) Es vollzog sich und vollzieht sich noch heute vor unsern Augen das staunenswerte Schauspiel einer grossartigen, friedlichen Völkerwanderung.

Von den Gestaden des atlantischen Meeres verbreitete sich der Strom frischer menschlicher Kraft westwärts bis über die Ufer des grossen „Vaters der Wasser“ hinaus, setzte über die Felsengebirge hinweg und befruchtete zu ungeahntem Gedeihen die unter spanischer Herrschaft dürftig vegetierenden Gestade des Pazifischen Oceans. In alle Richtungen schickte er seine Abzweigungen, sodass heut kein Staat der

*) Die offizielle Statistik der Vereinigten Staaten giebt die deutsche Einwanderung wie folgt an:

1820 - 30:	6 761
1830 - 40:	152 454
1840 - 50:	434 626
1850 - 60:	951 667
1860 - 70:	822 007
1870 - 80:	757 698
1880 - 83:	443 259

In der Zeit von 1770 - 1820 sollen 28 000 Deutsche eingewandert sein.

Jung: Deutsche Kolonien.

Union ohne mehr oder weniger zahlreiche und kräftige Kolonien ist. Mit besonderer Vorliebe hat der Deutsche sich aber den nördlichen Gebieten zugewandt; nur die Neuenglandstaaten sind von der deutschen Einwanderung selten aufgesucht worden.

Man hat den Deutschen Nordamerikas sehr häufig nachgesagt, dass sie sich auf dem amerikanisch-englischen Boden schnell und gern ihrer deutschen Nationalität entäusserten. Es ist ihnen dies angebliche Faktum teilweise zum schweren Vorwurfe gemacht worden, indem man sie als abtrünnige Renegaten verdammt, andererseits hat man solche Entnationalisierung als eine unvermeidliche Konsequenz einer Verpflanzung unter fremde Verhältnisse ansehen wollen und sie deshalb entschuldigt. Dass aber weder Vorwurf noch Entschuldigung am Platze ist, das möge die nachfolgende Darstellung beweisen. Wir vollziehen damit freudigst einen Akt der Gerechtigkeit unseren deutschen Brüdern jenseits des Oceans gegenüber. Dass es zahlreiche Überläufer gegeben hat und noch heute giebt, soll damit keineswegs in Abrede gestellt werden.

Zu der ländlichen Bevölkerung, welche immer den überwiegend grössten Teil unserer Landsleute ausgemacht hat, kam anfangs der dreissiger Jahre eine recht ansehnliche Zahl von Kaufleuten, Ärzten und Gelehrten. In den Städten Amerikas fanden diese schon einzelne gebildete deutsche Elemente vor. Es erschienen hier auch schon mehrere deutsche Zeitungen, zum Teil in den Dialekten der verschiedenen deutschen Stämme und auch nicht einmal in diesen ganz rein; sie hatten sich dem Einfluss ihrer englischen Umgebung nicht entziehen können.

Ein solcher Übelstand musste den frisch von Deutschland zugezogenen Elementen am meisten und am schmerzlichsten entgegentreten und den Wunsch nach seiner Beseitigung lebhaft erwecken. In Pittsburg herrschte zu jener

Zeit ein sehr reges deutsches Leben und hier tauchte 1837 der Gedanke auf, das Deutschtum in den Vereinigten Staaten zu einer sich selbstbewussten Macht zu kristallisieren. Der zuerst in der dortigen deutschen Presse besprochene Plan einer allgemeinen deutschen Konvention zur Wahrung der Interessen der Deutschen in Amerika wurde nacheinander in den deutschen Zeitungen von New-York, Cincinnati, Philadelphia und St. Louis, den damaligen grossen Centren deutschen Lebens, eifrig diskutiert. Die Folge davon war, dass die pittsburger Deutschen an alle deutschen Vereine Nordamerikas eine Einladung erliessen, aus ihrer Mitte Abgeordnete zu einer in dieser Stadt abzuhaltenden Versammlung zu entsenden, „um“, wie es in der Adresse heisst, „rechtzeitig Maassregeln zu treffen, dass das Edle und Grosse des deutschen Charakters auch in diesem Vaterlande nicht untergehe, damit die Sprache unsrer Väter auch hier in ihrer Schönheit anerkannt werde und fortbestehe als Sprache eines Volkes, das in der Geschichte so ruhmvoll dasteht, und bei dem die Wissenschaft fast den höchsten Gipfel erreicht hat.“

Die Schwierigkeiten des Verkehrs — man brauchte damals von New-York 5, von St. Louis sogar mindestens 8—10 Tage — waren schuld, dass nur 39 Abgeordnete sich zu dem festgesetzten Termine einfanden.

Man hatte sich sehr weitgehende Ziele gesteckt, begnügte sich aber damit, als einzig angezeigten, greifbaren Gegenstand deutscher Bestrebungen die Errichtung eines Lehrerseminars ins Auge zu fassen. Eine grosse palastähnliche Villa, welche sich jener Schwindler Proli, alias Graf Leon, in Philippsburg nahe bei Rapp's Kolonie gebaut hatte und die später in ein Hôtel verwandelt worden war, konnte für die geringe Summe von 3000 Dollars gekauft werden. Für weitere Mittel wandte man sich in einem Aufruf an die Deutschen in Amerika wie im alten Vaterlande.

Um die Bekenner aller Konfessionen zum Eintritt in das Seminar zu vermögen, sollten die Seminaristen mit den verschiedenen religiösen Systemen bekannt gemacht werden, ohne dass irgend eins begünstigt würde. Aber gerade an dieser Konfessionslosigkeit scheiterte das Gelingen des Unternehmens; für das Lehrerseminar meldeten sich zu wenig Zöglinge, doch nahm eine zugleich errichtete Real- und Muster-schule guten Fortgang.

Die Eröffnung des Institutes ging 1. December 1841 vor sich. Inzwischen hatten aber schon mehrere Zusammenkünfte von Delegierten deutscher Vereine stattgefunden und es war dadurch das weitere Gute bewirkt worden, dass die Deutschen sich überall zu fühlen und zu regen begannen. Wo sich mehrere Deutsche zusammenfanden, bildeten sich deutsche Vereine und Gesellschaften, wo deutsche Schulen noch nicht bestanden, wurden solche errichtet, wo es deren schon gab, vermehrten sie sich. Die Nativisten aber, gegen welche die deutsche Bewegung sich besonders richtete, indem man sich verband, keinem solchen bei einer Wahl eine Stimme zu geben, erkannten sehr wohl die ihnen drohende Gefahr.

Übrigens hatten diese Nativisten nicht allein die Deutschen in Pennsylvanien herausgefordert. In New-York waren schon mehrere Male Zusammenstöße vorgekommen, in der Neujahrsnacht von 1839 wurde aber eine deutsche Gesellschaft bei einem Balle von einer solchen Bande angefallen und misshandelt. Die Männer setzten sich zur Wehr und schossen vier der Angreifer nieder, darunter den Anführer, der auf der Stelle todt blieb. Im nächsten Jahre wiederholten sich diese Auftritte, als deutsche Musiker und Kunstfreunde der berühmten Tänzerin Fanny Elsler eine Serenade brachten.

Das regte die Deutschen aber nur zu festerem Aneinanderschliessen und energischen Protesten an. „Wir Deutsche“, so sagen sie in einer in allen englischen Zeitungen veröffentlichten Erklärung, „sind nicht hiergekommen, um der Gnade

einer mordsüchtigen Bande von Schurken zu verfallen. Wir rufen laut und nachdrücklich nach Handhabung der Gesetze, und sollte unser Ruf unbeachtet bleiben, so werden wir unser Leben, unsere Familie und unser Eigentum selbst zu schützen wissen.“

Neben der schon erwähnten deutschen Gesellschaft entstand der „Deutsche allgemeine Wohlfahrtsverein“, dessen Zweck die Förderung deutschen Lebens in jeder Hinsicht sein sollte und welcher sich darum auch die Gründung und Unterstützung des deutschen Schulwesens im allgemeinen und die Errichtung von Freischulen zur Aufgabe machte. Auch begann eine lebhaftige Agitation für die Einführung der deutschen Sprache in die öffentlichen Lehranstalten.

Die Deutschen Pennsylvaniens gingen noch weiter. Eine für die Stadt und Grafschaft Philadelphia ausgeschriebene Versammlung brachte am 30. November 1836 gegen 2000 Deutsche in die Stadt, zu gleicher Zeit rührten sich auch die Deutschen auf dem Lande und stellten die Forderung, dass die in dem Staate erlassenen Gesetze in deutscher Sprache publiziert werden sollten und dass nicht allein da, wo sich eine starke deutsche Bevölkerung befand, deutscher Unterricht in den Schulen erteilt werde, dass auch Schulen errichtet werden könnten, in welchen die Unterrichtssprache allein die deutsche wäre. In andern Staaten beschränkte man sich in öffentlichen Schulen nur auf einen Unterricht in der deutschen Sprache.

Die Amerikaner begannen die deutsche Bevölkerung als eine Macht anzuerkennen, mit welcher man zu rechnen habe, und bald erschienen die Manifeste der Kandidaten für die Posten der Präsidenten, der Gouverneure u. a. in deutscher Sprache; das deutsche Votum war 1840 nicht nur in Pennsylvanien, auch in Ohio und Illinois nicht mehr zu übersehen.

Denn die nach der französischen Julirevolution auch auf Deutschland übergegangene Bewegung hatte eine gesteigerte

Einwanderung (1831: 3476, 1832: 14,223) zur Folge gehabt und zwar befanden sich unter den Angekommenen nicht wenige aus den besseren, sogar aus den allerbesten Ständen, welche theils vereinzelt und als Flüchtlinge den gastlichen amerikanischen Boden betraten, theils nach sorgfältiger Erwägung und Vorbereitung in geschlossenen Gruppen von Deutschland nach Amerika übersiedelten, weil die sich immer trüber gestaltenden, politischen Verhältnisse ihnen den Aufenthalt in der Heimat verleiteten.

Eine solche war die 1833 von einer Anzahl hochangesehener Männer in Giessen gebildete Gesellschaft, deren in den durch sie veröffentlichten Schriften ausgesprochener Zweck die Bildung eines deutschen Staates war, der natürlich ein Glied der Vereinigten Staaten werden müsste, doch mit Aufrechterhaltung einer Staatsform, welche das Fortbestehen deutscher Gesittung wie deutscher Sprache sichern und ein echtes, freies und volkstümliches Leben schaffen könnte. Und damit sich „ein deutscher Freistaat, ein verjüngtes Deutschland in Nordamerika“ gestalte, wollte man die Züge nicht nach einem schon bestehenden Staate, sondern nach einem noch nicht als Staat organisierten Territorium lenken.

Die Absicht war, eine Niederlassung in Arkansas zu gründen, aber das musste aufgegeben werden und man zog nach St. Louis, wo ein Teil der Gesellschaft blieb, während ein anderer sich in einiger Entfernung davon an beiden Ufern des Missouri niederliess, ein dritter nach Illinois übersiedelte, wo er sich an das in Belleville und Umgegend gebildete „Lateinische Settlement“ anschloss.

Diesen Namen erhielt nämlich eine aus solchen Deutschen gebildete Ansiedelung, welche in der Heimat den gelehrten Berufszweigen angehört und erst in Amerika sich dem Landbau gewidmet hatten. „An Deutschland“, sagt Friedrich Bodenstedt, „wurde ich hier auf Schritt und Tritt erinnert, ja es wollte mich fast bedünken, als ob echte deutsche

Art und Weise sich unter den Ansiedlern im County St. Clair reiner erhalten habe, als man sie bei uns heutzutage insgemein findet. Das erklärt sich daraus, dass diese Ansiedler, welche alle aus gebildeten, zum Teil auch wohlhabenden Familien stammen, nicht als Abenteurer in die neue Welt zogen, sondern in geordneten Verhältnissen kamen, um sich und ihren Kindern ein neues Heim zu gründen, welches ihnen grössere Vorteile und Freiheit der Bewegung bot als das alte. Sie waren hier die ersten Träger einer höheren Kultur, als sie vorfanden, und hielten, im vollen Bewusstsein dieses Vorzugs, der keines Flitterstaats bedurfte, um sich geltend zu machen, an Brauch und Sitte der alten Heimat mit einer Zähigkeit fest, die sich bis heute nicht verleugnet hat.“

Und dennoch, aber auch vielleicht gerade deshalb erlangten sie schnell einen starken Einfluss auf die Denkart, die Sitten, die ganze Lebensführung der benachbarten amerikanischen Bevölkerung, der sie an Bildung weit überlegen waren. Eine ihrer ersten Gründungen war die einer deutschen Bibliotheksgesellschaft, zu welcher Schenkungen aus den vielen mitgebrachten Privatbibliotheken den Anfang machten. So schnell vermehrte sich diese Büchersammlung in den nächsten Jahren, dass sie 1879 ausser zahlreichen Dokumenten schon 5500 Bände enthielt.

Diese Bibliotheksgesellschaft bildete von vornherein einen geselligen Vereinigungspunkt der hier und in St. Louis ansässigen Deutschen, denn ihre Pikeniks erlangten schnell allgemeinen Ruf und wurden mit Vorliebe besucht. Auch entstanden bald allerwärts in der Grafschaft St. Clair deutsche Privatschulen. Dennoch aber stellten die hiesigen Deutschen bei der Pittsburger Konvention zur Errichtung eines Schul-lehrer-Seminars die Forderung auf, dass die Präparanden amerikanische Lehrer werden sollten, nicht blos deutsche, doch müssten sie auf rationelle deutsche Weise erzogen werden. Man wollte sich nicht abschliessen, sondern mit Beibehaltung

der Sprache, Sitten und der Liebe zum alten Vaterlande mit den neuen als gute Bürger zu verschmelzen. Und sie haben sich ihre alten Sitten bis auf heute zu erhalten gewusst. In den Wohnhäusern der Farmer, zu welchen Bodenstedt geführt wurde, fand er noch eine, allen modernen Prunk verschmähende Einfachheit der Einrichtung, die ihn an manches deutsche Pfarrhaus in der alten Heimat erinnerte, wie es ihm aus seiner Jugend vorschwebte. Stammen doch die hervorragendsten Ansiedler in Belleville wie im nahen Missouri aus deutschen Pfarrhäusern.

Durch das Anwachsen der aus den besseren Ständen sich rekrutierenden Elemente und das zunehmende Gedeihen derselben auf amerikanischem Boden wurde nun auch hier der Gedanke gezeitigt, deutsche Kolonien aus eigener Initiative zu begründen, und an verschiedenen Orten traten in mehr als einem Staate Gesellschaften erfahrener und bemittelter Männer zusammen, um dieses Projekt zu realisieren.

Schon 1836 fand eine dahingehende Anregung durch die Presse so lebhaften Anklang, dass sich schnell aus den angesehensten und begütertsten deutschen Einwohnern eine Aktiengesellschaft bildete, welche durch Ansiedelung von Deutschen in geschlossenen Gruppen eine „Einigung der Deutschen in Nordamerika und dadurch Begründung eines neuen deutschen Vaterlandes“ als ihren Zweck hinstellte. In Missouri am Missouriflusse wurden 12 000 Acker angekauft und dort die Stadt Herrmann gegründet, wo viele Deutsche in einer gesunden und hübschen Gegend eine trauliche Heimat gefunden haben und für Schulen und deutsche Geselligkeit manches gethan worden ist. Was man bei der Gründung der „Deutschen Ansiedlungsgesellschaft“ zu realisieren hoffte, ist allerdings nur zum Teil erreicht worden.

Gleichfalls in Philadelphia entstanden mehrere andere deutsche Vereine. Nach dem Vorbilde der Rapp'schen Gründung bildete sich ein sogenannter Beglückungsverein, aus dem sich

später ein Gewerbeverein entwickelte. Jeder Erwachsene und Arbeitsfähige musste 200, eine Person in höherem Alter 300 bis 400 Dollars einzahlen; 1842 hatten sich an 300 Teilnehmer zusammengefunden, deren Kapital sich auf mehr als 20 000 Dollars belief. Mit einem Teil dieser Summe wurden 30 000 Acker unkultivierten Landes in der pennsylvanischen Grafschaft Mac Kean angekauft und darauf das Städtchen Teutonia angelegt. Der Verein beruhte auf einem gemässigten Kommunismus, die Arbeit wurde jedem durch Abstimmung der Gewerbsgenossen zugeteilt, die Küche war gemeinschaftlich, Essen wurde zweimal des Tages verteilt. Aber schon wenige Jahre nachher löste sich diese Gemeinde auf.

Nicht besser erging es zwei oder drei, teils in Pennsylvanien, teils in den umliegenden Staaten entstandenen Gesellschaften, welche gleichfalls bald nach ihrer Gründung wieder zerfielen und nur hier und dort einige deutsche Ansiedelungen als Erinnerung an ihr Bestehen zurückliessen.

Eine glückliche Ausnahme von solchen Fehlschlägen macht das blühende Städtchen St. Marys an der Philadelphia- und Erie-Bahn, zu dessen Gründung die Zerstörung der katholischen Kirchen Philadelphias während eines Tumultes Veranlassung gab. Aber es wurden durch die Gründer dieser Niederlassung nicht allein schon in Amerika ansässige Leute hieher übersiedelt, man sandte auch Agenten nach Deutschland und veranlasste durch ansehnliche Landschenkungen nicht wenige Katholiken sowohl wie Protestanten, von dort herüber zu kommen.

Von New-York, Pennsylvanien und Ohio breitete sich die deutsche Ansiedelung westwärts über Indiana, Iowa, Illinois, das nördliche Missouri, Michigan, Nebraska und Nordkansas, in noch grösseren Massen nach Wisconsin und von da aus seit 1850 nach Minnesota und bewirkte, dass der Grundbesitz dieser nordwestlichen Staaten grösstenteils in deutsche Hände kam, das Deutschtum eine Zeit lang auch im

entschiedenen Übergewicht war. Milwaukee wurde ein Vorort der deutschen Kulturplätze, während der Bauernstand die breite Grundlage des Deutschtums bildete. Die spätere Zuwanderung von Anglo-Amerikanern aus den östlichen Staaten und die Identifizierung der deutschen Amerikaner mit diesen sollte freilich den Deutschen die bisherige Macht entreissen.

Der Deutsche hat aus mehr als einem Grunde stets mit besonderer Vorliebe die nördlichen Staaten aufgesucht, die Neuenglandstaaten allein sind von ihm bis auf die jüngste Zeit gemieden worden. Und wenn auch in Virginia, den beiden Karolinas, Tennessee, Kentucky, Georgia und anderen Südstaaten schon in sehr früher Zeit deutsche Ansiedelungen gegründet wurden, so hat sich das Deutschtum doch hier niemals auch nur annähernd so heimisch gemacht wie in den nördlichen Teilen der Union.

In Südkarolina war es ein Deutscher, der in den Unabhängigkeitskämpfen berühmt gewordene General Wegener, welcher stets für die Wahrung deutschen Einflusses bestrebt — die deutsche Gesellschaft von Südkarolina nennt ihn ihren Begründer — den Gedanken fasste, die nach 1848 dem Süden stärker zuströmenden deutschen Einwanderer in einer Kolonie zu versammeln. Auf seine Anregung traten etwa sechzig Männer zusammen, kauften für 27 000 Doll. einen zusammenhängenden Grundbesitz von 27 000 Morgen in den Blauen Bergen und gründeten daselbst das schnell aufblühende Walhalla, welches jetzt etwa 1500 Einwohner zählt und nach Columbia der bedeutendste Stapelplatz von Südkarolina ist.

Nach Tennessee kam gleichfalls schon früh eine grössere Anzahl Deutscher, die aber trotz eines 1819 erfolgten engeren religiösen Aneinanderschliessens ihre deutsche Sprache gänzlich aufgaben. Neue Ansiedelungen wurden zu mehreren Malen gegründet, in den vierziger Jahren Wartburg, 1869 das schweizerische Grütli, 1871 eine dritte durch den deutschen

Heimstätteverein zu Philadelphia. Vereinzelt wohnen viele deutsche Ackerbauer im Staat, am stärksten ist das deutsche Element wohl in Knoxville, Memphis und besonders in der Hauptstadt Nashville vertreten, in welcher bei Gelegenheit der Friedensfeier 1871 nicht weniger als 2300 deutsche Männer an dem dort veranstalteten glänzenden Festzug Teil nahmen.

New-Orleans war schon Anfang dieses Jahrhunderts ein wichtiger Einwanderungshafen und ein guter Teil der Deutschen, welche Amerika in den dreissiger Jahren aufsuchten, nahm seinen Weg von hier aus in die südlichen Staaten. So konnte es nicht fehlen, dass mancher Einwanderer im Hafen hängen blieb. In New-Orleans und der Vorstadt Lafayette sollen 1841 schon über 12 000 Deutsche gewohnt haben und heute wird man die deutschredende Bevölkerung der Stadt auf mindestens 25 000 Seelen veranschlagen dürfen.

Aber die südlichen Sklavenstaaten sind niemals anziehend genug für deutsche Auswanderer gewesen, um sie zur Niederlassung zu bewegen, und mit Ausnahme von Louisiana ist ihre deutsche Bevölkerung, wie ein Blick auf die weiter unten folgende Tabelle beweisen mag, ausnehmend unbedeutend, in Louisiana, in Tennessee, Mississippi und Virginia ist sogar ein Rückgang zu verzeichnen.

Dass gerade die obwaltenden sozialen Verhältnisse den deutschen Einwanderer zurückschreckten und nicht die südliche Lage mit den sich daran knüpfenden, besonderen Kulturbedingungen, das zeigt uns das Beispiel von Texas, welches schon, ehe es in den Bund der Vereinigten Staaten eintrat, ansehnliche Zahlen von Deutschen anzog. Auf vereinzelt deutsche Namen stossen wir sogar schon zu Anfang des vorigen Jahrhunderts. Aber erst nach Beendigung des Unabhängigkeitskrieges wandte sich die deutsche Einwanderung dauernd nach Texas. Die ersten deutschen Ansiedelungen bildeten sich im Thale des Kolorado und Deutsch-Elsässer gründeten auf Veranlassung des Franzosen Castro mehrere

Orte am westlichen Ufer des Medina. Das war in den Jahren 1844 bis 1847.

Nun reifte auch in Deutschland in einigen unternehmenden Köpfen der Plan zu einer Massenauswanderung, welche nach einem bestimmten Punkt geleitet werden sollte, um auf diese Weise eine möglichst grosse Länderstrecke zu germanisieren. Ausschliesslich aus deutschen Fürsten und Standesherrn konstituierte sich 1844 zu Mainz der „Verein zum Schutze deutscher Auswanderer in Texas“, welcher als Delegierten den Grafen von Waldeck und den Fürsten von Leiningen nach Amerika entsandte. Der Bericht dieser Herren war ein sehr günstiger. Zu gleicher Zeit unterstützte die englische Regierung die Pläne der Gesellschaft auf das bereitwilligste, da sie sich der Hoffnung hingab, dass so die Annexion von Texas durch die Vereinigten Staaten verhindert werden könnte.

Die ersten deutschen Ansiedler landeten 1844 in Galveston. Die Leitung der Kolonisation hatte der Prinz Solms-Braunfels übernommen. Es stellte sich aber heraus, dass die von einem Franzosen angekauften 350 engl. Quadratmeilen demselben gar nicht gehörten; man erwarb daher von zwei Deutschen einen diesen zugewiesenen bedeutenden Landstrich am linken Ufer des Llanofusses. Aber da dieses Gebiet von jeder Verkehrsstrasse zu weit entfernt war, mussten der Küste näher gelegene Ländereien an den Flüssen Comal und Guadalupe erworben werden, wo die beiden Kolonien Neu-Braunfels und Friedrichsburg entstanden. Beide sind jetzt schöne und reiche Orte. Nun beging man aber den Fehler, Leute zu Tausenden nach Texas zu senden, ohne irgendwelche Vorkehrungen für ihre Unterbringung zu treffen. Krankheiten und Hungersnot stellten sich demzufolge ein, die Leute starben in Massen — im Sommer 1846 nicht weniger als tausend — viele zogen hinweg, suchten ein Unterkommen in der Armee, um auf den Schlachtfeldern von Me-

xiko oder durch Strapazen ihren Tod zu finden. Endlich wurde nach vielen Verlusten an Gut und Menschenleben der Verein 1848 aufgelöst, das Vereinsland aber später zum grossen Teile dennoch von Deutschen und zwar mit gutem Erfolge bebaut. So entstand 1850 am Cibolo in einem reizenden Thale das Städtchen Börne, später Comfort, Weimar, Flatonia, Schulenburg u. a., sämtlich in reichen Ackerbau-gegenden. In San Antonio, der grössten Stadt von West-Texas, wohnen 8000 Deutsche, in ganz West-Texas zwischen 75 000 und 100 000. Das deutsche Element ist über ganz Texas von Trinidad bis zum Rio Grande verbreitet.

In Kansas gehören die Deutschen zu den frühesten Ansiedlern des Territoriums; in jüngster Zeit sind aber mit den direkt aus Deutschland Eingewanderten viele Deutsche aus den östlichen Staaten zugezogen, sodass die Zahl der Deutschredenden auf 200 000 Seelen geschätzt wird. Deutsche Schweizer und Deutsch-Russen (Mennoniten) haben sich auf den Ländereien grosser Eisenbahngesellschaften angesiedelt, und volkreiche, blühende Kolonien, welche von dem Fleiss und der Ausdauer des Einwanderers beredtes Zeugnis ablegen sind auf diese Weise entstanden.

Auch nach den nördlicheren Gebiet: Nebraska, Oregon, Colorado, Dakotah u. a. ist ein beträchtlicher Teil unserer Landsleute gewandert und nirgendwo sonst in der Union ist das Wachstum des deutschen Elementes stärker als gerade in diesen jungen Staaten.

Zu den Gestaden des pazifischen Oceans waren die Deutschen aber schon längst gedrungen, ehe man an die Kolonisation der westlichsten Territorien dachte. Sie zogen mit den ersten Ansiedlern über die Felsengebirge hinüber und wenige Jahre nach der Aufnahme Alta Californias in den Vereinigten Staaten-Bund gründeten Rheinländer das jetzt durch seinen Wein- und Obstbau berühmte Anaheim. Der bei weitem grösste Teil unsrer Landsleute wohnt aber in San Francisco;

sie haben hier, wie überall im Staate, nicht wenig dazu beigetragen, einen besseren Geist in die anfänglich äusserst rohen und unsicheren Verhältnisse hineinzutragen, ein Verdienst, welches auch von Anglo-Amerikanern anerkannt wird. Diese Anerkennung wird heut den deutschen Ansiedlern in keinem Staate versagt, wenn ihr Gedeihen auch häufig den Neid und die Missgunst ihrer weniger wirtschaftlichen anglo-amerikanischen Nachbarn herausfordert. Namentlich als eifriger und vorbedachter Landbauer zeichnet sich der Deutsche vor den Angehörigen aller übrigen Nationalitäten aus.

„Die Erfahrung der westlichen Staaten beweist“, das ist die Ausführung der englischen „New York Sun“, „dass die Deutschen alle andern als Farmer weit übertreffen, und dass ihrem Einrücken in jedem Gemeinwesen ein stetiges Steigen der Bodenpreise folgt. In den Teilen von Missouri und Illinois“, fährt jenes Blatt fort, „wo die Deutschen sich am dichtesten niedergelassen haben, ist das Land vier- oder fünfmal so viel wert als in allen anderen Sektionen, wo die Farmen von geborenen Amerikanern kultiviert werden. Oft schafft ihre Bewirtschaftung einer Gegend Nachfrage nach Land, die vorher nicht existierte, als der Boden noch keine Anzeichen davon gab, welche Reichtümer aus ihm zu gewinnen seien.“

Aber nicht allein unter der Klasse der Ackerbauer nehmen unsre Landsleute eine solche hervorragende und ehrenvolle Stellung ein; es giebt heute kein Feld menschlicher Thätigkeit, auf welchem ihre Leistungen nicht denen der Anglo-Amerikaner ebenbürtige, wenn nicht dieselben überbietende gewesen sind. Unser nächster Abschnitt soll sich mit einigen der bedeutendsten unter unsern Landsleuten in Amerika beschäftigen.

Deutsche Koryphäen.

Wollten wir eine Liste aller derjenigen deutschen Männer geben, welche in Amerika von den ersten Zeiten bis heute in den verschiedensten Berufsarten, in Krieg und Frieden, im Dienste des Staates, der Wissenschaft, des Handels und der Industrie sich einen hervorragenden Platz erobert haben, sie würde eine lange sein. In unserer Wanderung durch die verschiedenen Phasen der amerikanischen Entwicklung sind wir manchem deutschen Namen begegnet, auf welchen wir diesseits des Meeres gerechte Ursache zum Stolze haben dürfen. Ihre Mannhaftigkeit und Opferwilligkeit im Dienste ihrer Adoptivheimat bei einer warmen Anhänglichkeit an das alte Stammland ihrer Väter, an deutsche Sprache und Sitte und mutvolles Eintreten für Menschenrecht waren es vornehmlich, welche uns sympathisch berührten. Und dennoch hatte das Vaterland so manchen dieser seiner Söhne, nicht der schlechtesten, von sich gestossen und wider Willen genötigt, den heimatlichen Boden mit dem fremden für immer zu vertauschen.

Zu der Zahl der Gelehrten und Journalisten Amerikas hat Deutschland einen erheblichen Teil geliefert. Nennen wir hier nur Follen, Lieber, die Brüder Hilgard, Rattermann, Udo Brachvogel, Karl Schurz. An den Freiheitskämpfen jeder Periode nahmen die Deutschen den regsten Anteil, das beweisen uns die Beispiele von Steuben und Kalb, von Sigel, Schurz, Bohlen, Wagner u. a. m. Als Staatsmänner oder Träger hoher öffentlicher Würden treten uns vor allen solche wie Körner, Gesandter und Staatsgouverneur, der Richter Stallo und abermals und am hervorragendsten der vielseitige Karl Schurz entgegen, dem es gelungen ist, die höchste Ehre zu erringen, deren je ein Deutscher in Amerika genoss.

In der Ausübung der schönen Künste hat sich kein Anglo-

Amerikaner mit den Deutschen nur entfernt messen können. Die Maler- wie Bildhauerkunst haben in Männern wie Leutze und Hess würdige Vertreter gefunden, vor allem hat aber die Musik deutschen Talenten das weite, stolzeste und unbestrittenste Eroberungsfeld auf amerikanischem Boden erschlossen.

Und doch galt noch in den vierziger Jahren, wie alles andre Deutsche, auch deutsche Musik für vulgär. Wagte doch zu jener Zeit eine englische Zeitung in Cincinnati zu sagen, sie, die englisch-redenden Bewohner der Stadt, hätten noch nicht genug Sauerkraut und Limburger Käse mit Brezeln gegessen, um die Programme deutscher Konzerte verdauen zu können. Jetzt besitzt dieselbe Stadt einen Musiktempel, der mehr als 300 000 Dollars gekostet hat ausser dem Grund und Boden, welchen die Stadt schenkte, und in diesem Musiktempel werden die deutschen Komponisten als die vorzüglichsten Heroen der Musik unbedingt anerkannt.

Was die deutsch-amerikanische Pianofortefabrikation zu bedeuten hat, das weiss man genugsam auch in Europa, wo die grossartigen Firmen von Steinway, Knabe & Co., Gebrüder Decker, Stecker längst durch ihre vorzüglichen Instrumente behannt sind. Und wie hier, so hat der Deutsche in allen Industriezweigen, in welchen er sich versuchte, durch seine Ausdauer und Sorgfalt, gestützt auf gründliche und umfassende Schulbildung, Erfolge zu verzeichnen, wie sie grösser keiner seiner anglo-amerikanischen Konkurrenten aufzuweisen vermag. Aus der Fülle der Namen greifen wir einige der am meisten durch ihre Erfolge glänzenden heraus.

Johann Jakob Astor wurde Ende des vorigen Jahrhunderts als der Sohn eines pfälzischen Metzgers zu Waldorf, einem kleinen Orte zwischen Heidelberg und Speier, geboren. Der junge „Hanjakob“ erlebte in seinem elterlichen Hause höchst traurige Jahre. Die Mutter verlor er früh, sie wurde durch eine unfreundliche Stiefmutter ersetzt, und der

Vater war dem Trunk ergeben. Oft genug musste er sein trockenes Brot mit Thränen essen und bei einem häuslichen Sturm sein Nachtlager auf einem benachbarten Heuboden suchen. Zum Glück aber besass Walldorf eine für die Verhältnisse recht tüchtige Schule, in welcher der Knabe die Elemente ganz ordentlich erlernte. Zwei ältere Brüder hatten vor ihm das elterliche Haus verlassen, der eine war nach London, der andere nach Amerika gegangen. Zu dem ersten begab sich der junge Astor, indem er als Ruderknecht auf einem Rheinfloss bis Holland Dienste nahm; er hatte damals das siebzehnte Jahr erreicht. Der Bruder trieb einen Handel mit Instrumenten, unser Astor blieb 3—4 Jahre bei ihm und schiffte sich dann im Besitz von fünf Pfund Sterling und sieben Flöten nach New-York ein. Nach seiner Ankunft suchte und fand er Beschäftigung bei einem Pelzhändler. Hier zeigte er so viel Zuverlässigkeit und Arbeitsamkeit und eignete sich bald eine so bedeutende Geschäftskennntnis an, dass ihn sein Herr mehrmals mit Reisen in das nördliche New-York und Kanada betraute, um an seiner statt Einkäufe zu machen.

Nach dem 1786 erfolgten Tode seines Prinzipals begann Astor ein eigenes Geschäft. Damals gab es noch Bären in den Gebirgen von Catskill, Biber hausten um Albany und Schoharie und in den Wäldern des Inneren des Staates New-York war Wild aller Art noch in Fülle anzutreffen. Es bedurfte zum Betriebe eines Pelzgeschäftes damals noch keiner grossen Kapitalien und Astor, welcher auf seinen früheren Reisen wertvolle Erfahrungen gesammelt hatte, kaufte nicht nur selber ein, er brachte seine Artikel auch regelmässig selbst auf den Londoner Markt. Seine strenge Rechtlichkeit und Pünktlichkeit, sein kaufmännischer Scharfblick erwarben ihm einen vorzüglichen Namen in der Londoner und New-yorker Geschäftswelt. Am Ende des Jahrhunderts besass er schon ein Vermögen von mehreren hunderttausend Dollars.

Seine Ehe, welche er 1790 schloss, brachte ihm freilich nur ein geringes Kapital, aber er erhielt dadurch eine Mitarbeiterin, welche sich, wie er selbst von ihr rühmte, besser auf Pelze verstand als die meisten Kaufleute, und dreissig Jahre später konnte man sein Vermögen auf mehr als zehn Millionen veranschlagen.

New-York war im Anfang dieses Jahrhunderts eine Stadt von mässiger Bedeutung und wurde von mehr als einem amerikanischen Hafenplatze übertroffen. Astors Scharfblick erkannte aber schnell seine vorzügliche Lage und Bedeutung für den Welthandel; er legte daher sehr bald bedeutende Summen in Grundeigentum an und zwar in den besten Teilen der werdenden Stadt. Noch heut stützt sich der Reichtum der Familie Astor auf ihr daselbst befindliches, kolossales, unbewegliches Vermögen.

Astor war durch seinen Handel mit London, wohin er Pelzwerk, und mit China, wohin er Pelze, Ginseng, Eisen und Blei schickte, bereits einer der reichsten Männer New-Yorks geworden, als er den grossartigen Plan zu seiner Gründung „Astoria“ fasste. Von den Ansiedelungen im Westen sollte eine Reihe von Stationen für den Pelzhandel den Missouri entlang durch das Felsengebirge zum Columbiaflusse führen, an dessen Mündung Astor eine Niederlassung gründen wollte, von welcher die mit edlem Pelzwerk befrachteten Schiffe ihre Fahrten nach China machen konnten, um von dort mit reicher Ladung nach New-York zurückzukehren. Astor sah sich schon im Geiste als der Gründer eines neuen Staatssystems am Stillen Meer. Leider wurden diese Pläne zunichte, woran hauptsächlich der bald darauf ausgebrochene Krieg der Vereinigten Staaten mit England seine Schuld trug. Die Stationen gingen ein, nachdem Astoria 1813 von den Engländern in Besitz genommen und in Fort George umgetauft worden war. Astor hatte ein selbst für ihn bedeutendes Kapital eingebüsst, aber er vermochte das leicht zu verschmerzen

und sein Reichthum mehrte sich trotzdem. Als er am 29. März 1848 starb, schätzte man sein Vermögen auf 30 Millionen Dollars.

In keinem Lande der Welt erwartet man von dem mit Glücksgütern Gesegneten, dass er, wenn nicht im Leben, so doch sicherlich nach dem Tode dem öffentlichen Wohl von seinem Reichthum spende. Wenn Astor um eine Gabe angegangen wurde, so gab er in der Regel wenig und niemals freundlich. Und sein Testament enthielt zwar ein Vermächtnis von 400 000 Dollars nebst wertvollem Bauplatz zur Errichtung einer öffentlichen Bibliothek, ferner 50 000 Dollars für eine Anstalt armer Leute und zur Erziehung von unbemittelten Kindern in seinem Heimatort Walldorf, auch 20 000 Dollars für die deutsche Gesellschaft zum Besten deutscher Einwanderer, aber für einen dreissigfachen Millionär sind solche Gaben in Amerika nicht besonders hoch und die Summe, welche er der deutschen Gesellschaft vermachte, reduzierte er zweimal, einmal von 30 000 auf 25 000 und das zweite Mal auf den schliesslich bewilligten Betrag. Dass er seinem Vater, der es trotz seines wüsten Lebens auf 92 Jahre brachte, bis an sein Ende einen Jahresgehalt von nur 600 Gulden auszahlen liess, muss man freilich als weise Vorsicht bezeichnen.

Der Stiftung des Vaters fügte der Sohn später 200 000 Dollars und zur Erweiterung der Bibliotheksgebäude anstossende Bauplätze hinzu, sodass die Anstalt von den Astors, Vater und Sohn, etwa drei Millionen Mark erhalten hat. Das schöne und geräumige Gebäude steht in einem der besten Teile New-Yorks. Eine breite Marmortreppe von 38 Stufen führt in die beiden luftigen, sechzehn Meter hohen, zwanzig Meter breiten und dreissig Meter tiefen Bibliotheksäle. Die Wände entlang laufen Gallerien, hinter deren vergoldeten Eisengittern 200 000 Bände aufgestellt sind. Das Licht fällt von oben herab. „Die Astor-Bibliothek“, sagt Kapp, „ist die

vorzüglichste und beste in ganz Amerika und wird voraussichtlich auch für spätere Zeiten ihren Rang behaupten.“

Was einem sonst in seinen Unternehmungen so an Erfolgen reichen Manne wie Astor nicht glücken wollte, das gelang einem andern deutschen Manne, dessen Wiege in demselben badischen Ländchen gestanden hatte. Johann August Sutter, dessen Namen jetzt Flüsse, Städte, ganze Grafschaften des amerikanischen Westens führen, erhielt seine erste Erziehung durch seinen Grossvater, den Pfarrer zu Lörrach später auf der Kadettenschule zu Thun, wohin sein Vater übergesiedelt war. Dann widmete er sich, aber mit nicht viel Glück, dem Handel. Die Heimat wurde seinem lebhaften Geiste bald zu enge und 1834 begab er sich, seine junge Familie zurücklassend, nach St. Louis, das damals schon das Ziel nicht weniger Deutscher war. Die Stadt bildete sowohl den Stapelplatz für den Handel nach Santa Fé, als auch den Sammelplatz für die Züge der Pelzhändler nach den Felsengebirgen. Der Handel nach Santa Fé war besonders gewinnbringend; er versorgte ganz Neu-Mexiko mit Kolonialprodukten und amerikanischen Industrieerzeugnissen; die Rückfracht bestand nicht aus Pelzen, sondern aus harten mexikanischen Thalern. Sutter beteiligte sich sogleich sehr lebhaft an diesem Handel. Nachdem er in Santa Fé längere Zeit verweilt, darauf Vancouver, den Hauptsitz der Hudsonsbai-Kompagnie am Stillen Meer, die Sandwichinseln und Alaska besucht hatte, landete er 1839 in Kalifornien und beschloss, in der ihm von Pelzjägern besonders gepriesenen Gegend am Sacramentoflusse eine Kolonie anzulegen. Der spanische Gouverneur von Alta California verlieh ihm einen ausgedehnten Strich Landes und hier gründete er seine Niederlassung Nueva Helvetia, auf welcher er das stark befestigte und mit zwölf Geschützen armierte Fort Sutter erbaute. Im Bereich und Schutz desselben entstanden Brennereien, Mühlen, Gerbereien, ein grosser Teil des Landes wurde unter Kultur

gebracht und bald weideten 20 000 Pferde, Rinder und Schafe auf den Weideplätzen, welche sich am Sacramento und seinem Nebenflusse, dem Feather-River, hinzogen. Noch andere Forts entstanden in der Folge zum Schutz der sich immer weiter ausdehnenden Ansiedelungen. Als die Vereinigten Staaten 1846 von Alta California Besitz ergriffen, zog Sutter auf seinem Fort die Unionsflagge auf und wurde zum Gouverneur seines Forts und zum Indianer-Agenten ernannt.

Schon zwei Jahre vorher hatte er den Plan zu der Stadt Sutterville, dem nachmaligen Sacramento, vermessen lassen, denn Fort Sutter war nicht nur für Jäger und Biberfänger ein Sammelplatz geworden, auch Einwanderer, namentlich Handwerker, hatten sich zu bleibender Niederlassung eingestellt.

Sutters Reichtum mehrte sich von Jahr zu Jahr; seine Weizenernten brachten ihm in manchen Jahren schon 4 0000 Bushel, seine Handelsunternehmungen spannten ihre Netze über immer weitere Kreise und 1848 pflanzte er die ersten Reben auf einem seiner Landgüter.

Da kamen die Goldentdeckungen von 1848, welche eine so ungeheure Revolution in dem Leben der pazifischen Küste hervorriefen, vielen zum grossen und unverhofften Glück, manchen zum Unheil. Unter den letzteren befand sich Sutter.

Seine Arbeiter liefen von den halbbestellten Feldern, seine Industrien und Bauten standen still und, um das Unglück voll zu machen, fing man an, die Rechtmässigkeit seiner, ihm von spanischen Gouverneuren verliehenen Besitztitel zu bestreiten. Unzählige Prozesse mussten geführt werden, unvorhergesehene Unglücksfälle traten ein und so sah sich Sutter nach der endgiltigen Entscheidung des Bundesgerichts fast seines ganzen kolossalen Vermögens beraubt. Er siedelte 1865 nach Pennsylvanien über, blieb aber unablässig bemüht, seine Ansprüche auf Entschädigung bei dem Kongress geltend

zu machen. Wie General Sherman, der selbst einer der ersten Bürger Kaliforniens war, richtig sagt, verdanken die Vereinigten Staaten Sutter mehr als irgendeinem anderen Manne Kalifornien und alle seine Reichtümer. Ihm aber ist, wie so manchem Gründer neuer Staaten, der Gewinn nicht zugefallen.

Amerika ist gross in seinen technischen Leistungen; kein Land der Welt ist reicher daran. Und gerade die grössten und gerechtes Erstaunen erweckenden verdankt es dem Genie eines Mannes, der durch Geburt und Erziehung uns angehört. Johann August Röbling aus Mühlhausen kam in einer Gesellschaft ins Land, welche eine rein deutsche Kolonie mit einer auf Humanität und Brüderlichkeit fussenden Verfassung gründen wollte. Aus der Kolonie in dem gedachten Sinne wurde nichts, doch liess sich ein Teil der Gesellschaft nicht weit von der Rappschen Ansiedelung in einer reizenden Gegend Pennsylvaniens nieder. Röbling, welcher 1827—31 als Ingenieur bei dem Bau von Strassen in Westfalen thätig gewesen war, wurde in Amerika Landmann und bewies fortwährend rege Teilnahme an allen Bestrebungen, welche deutsches Wesen zu erhalten und zu fördern bestimmt waren.

Es dauerte nicht lange, so wandte er sich seiner alten Beschäftigung wieder zu. Nachdem er bei Vermessungen für die Centraleisenbahn in Pennsylvanien und bei mehreren Kanalbauten gearbeitet hatte, begann er die Herstellung von Drahtseilen, welche zuerst an der Alleghany-Portage-Strasse benutzt wurden. Im Jahre 1844 wurde der Pennsylvania-Kanal-Aquädukt, über den Alleghanyfluss nach Pittsburg einmündend, von ihm an Drahtseile gehängt, ein damals unerhörtes Unternehmen, dessen Gelingen Röblings Ruf als Ingenieur fest begründete. Dann erbaute er die schöne Monongahela Hängebrücke bei Pittsburg, 500 Meter lang mit acht Spannungen. Im Jahre 1848 siedelte er nach Trenton im

Staat New-Jersey über, wo er eine grosse Drahtseilfabrik anlegte.

Seine bedeutendste Schöpfung aber ist die grosse Hängebrücke über den Niagara, drei Kilometer unter den Fällen. Sie ist 244 Meter lang, liegt 78 Meter über dem Wasserspiegel und wurde 1855 dem Verkehr übergeben. Sie besteht aus zwei Stockwerken, welche zu gleicher Zeit Raum für lange Bahnzüge, Fuhrwerke aller Art, Reiter und Fussgänger haben. Riesige Drahtseile halten sie an dem amerikanischen wie an dem englischen Ufer.

„Ich gestehe“, sagt ein neuerer Reisender, „dass diese frei und kühn durch die Luft gespannte Brücke, über welche eben ein langer Bahnzug hinrasselte, dessen Schwere sie nicht im geringsten zu bewegen schien, während sie doch selbst so leicht und fein aussah, wie aus Draht gesponnen, mir als Werk von Menschenhand beim ersten Anblick einen noch grösseren Eindruck machte, als der mit Donnergetöse in die Tiefe stürzende Arm des Niagara.“

Bald darauf erbaute Röbling die nicht minder schöne Brücke über den Ohio, welche Cincinnati mit Covington und Newport verbindet. Diese Brücke wird von zwei, 70 Meter hohen Türmen getragen, ist 788 Meter lang, ihr Fahrweg liegt 12 Meter über dem höchsten Wasserstand.

Sein letztes grosses Werk war der Entwurf der kolossalen Brücke über den East River, zur Verbindung von New-York und Brooklyn, welche eine Mittelöffnung von 486,9 Meter, zwei Seitenöffnungen von je 283,7 Meter besitzt und mit den beiden auf der New-Yorker und Brooklyner Seite befindlichen Auffahrtsrampen von 476,6 resp. 296,2 Meter die kolossale Gesamtlänge von 1826,6 Meter aufweist. Die Breite der Fahrbahn misst 25,9 Meter, wovon 10,66 auf zwei Strassenbahnen, 7,32 auf Eisenbahngeleise und 4,57 Meter auf Fusswege kommen. Die Brückenbahn liegt bei den Pfeilern 36,4, in der Mitte der Öffnung 41,2 Meter über Hochwasser, eine

Lage, welche die Durchfahrt der höchstgetakelten Klipper gestattet. Darnach haben die Pfeiler die bedeutende Höhe von 82,7 Meter über Hochwasser, oder 46,3 Meter über der Brückenbahn erhalten. Da nun die Fundierung des New-Yorker Pfeilers 23,8 Meter, die des Brooklyner 13,7 Meter unter Hochwasser liegt, so erreicht die Gesamthöhe der Pfeiler das enorme Maass von 106,4 und 96,4 Meter. Die Kosten dieses Riesenwerkes werden auf 130 Millionen Dollars berechnet.

Röbling sollte seine Vollendung nicht sehen. Schon bei den Vermessungsarbeiten erhielt er eine Quetschung des linken Fusses, welche die Amputation von vier Zehen nötig machte. Mundsperrre stellte sich ein und am 20. Juni 1869 erlag der kräftige Mann nach langem Leiden. Seine Söhne haben das grosse Werk ihres Vaters vollendet.

„Röbling“, sagt Gustav Körner, „war ein ausserordentlicher Mann. Er war von imponierender Gestalt und beim ersten Anblick hätte man in ihm die Güte des Herzens, die grosse Bescheidenheit, die ihn zierte, seine Leutseligkeit im Umgang nicht vermutet.“ Das Waisenhaus zu Trenton unterhielt er aus eigenen Mittel allein, andere Wohlthätigkeitsanstalten fanden bei ihm stets freigebige Unterstützung und von seinem grossen Vermögen hinterliess er bedeutende Summen an wohlthätige Institute.

Nicht gerade immer gern hat der Anglo-Amerikaner der deutschen Tüchtigkeit den schuldigen Tribut gezollt. Wie eifersüchtig er das Anwachsen des deutschen Elementes beobachtete, wie ihm die demselben gebührenden Rechte abgerungen werden mussten, haben wir in unserer Darstellung zur Genüge gezeigt. Zu hohen Staatsämtern sind nur wenige Glückliche gelangt, obschon Deutschland so viele tüchtige und fähige Männer übers Meer hat gehen lassen. Und nur einem von allen ist es gelungen, die Senatorwürde zu erobern

und den Posten eines Ministers der Vereinigten Staaten zu bekleiden.

Karl Schurz, dem diese höchsten Ehren zuteil wurden, ist von Geburt ein Rheinländer und einer von den vielen, welche das Jahr 1848 aus Deutschland verwies. Noch als Student auf der Universität Bonn beteiligte er sich bei dem Siegburger Zeughaussturm, flüchtete nach Baden, wo er an den dortigen Kämpfen lebhaft teilnahm, in Rastatt gefangen wurde, sich aber glücklich zu befreien wusste und nach der Schweiz entkam. Sein damals zu gleicher Zeit in Gefangenschaft geratener Freund und Lehrer Gottfried Kinkel war nach Spandau zu langjähriger Festungshaft abgeführt worden. Schurz ging 1850 unter angenommenem Namen als Student der Medizin nach Berlin und es gelang seiner Kühnheit, seinen verehrten Lehrer aus der Haft zu befreien und mit ihm nach London zu entfliehen. Schon 1852 aber siedelte er nach den Vereinigten Staaten und zwar nach Wisconsin über, wo er als schlagfertiger Redner und Schriftsteller in deutscher wie in englischer Sprache schnell weitgehenden Einfluss erlangte. Als hervorragendes Mitglied der republikanischen Nationalkonvention, welche 1860 in Chicago zusammentrat, bewirkte er die Aufnahme des folgenden Paragraphen in das Parteiprogramm: „Die republikanische Partei ist jeder Umänderung der Naturalisationsgesetze der Union oder irgend eines einzelnen Staates entgegen, durch welche die bisher den Einwanderern aus fremden Landen bewilligten Bürgerschaftsrechte verkürzt oder beeinträchtigt werden könnten; sie ist vielmehr dafür, den Rechten aller Klassen von Bürgern, mögen diese eingeboren oder naturalisiert sein, vollen und wirksamen Schutz angedeihen zu lassen, sowohl im Inland wie im Ausland.“ Diese Resolution richtete sich gegen eine nativistische Bewegung, welche die Rechte der Eingewanderten, namentlich der Deutschen, zu schmälern versuchte. Lincolns Kandidatur unterstützte Schurz in glänzenden deutschen wie eng-

lischen Reden. Als dieser zum Präsidenten erwählt worden war, erhielt Schurz den Posten eines Gesandten und Ministers am spanischen Hofe, den er aber mit Ausbruch des Secessionskrieges sofort niederlegte, um in den Reihen der Unionsarmee unter Sigel zu kämpfen. Er bekleidete am Ende desselben den Rang eines Generalmajors, war aber neben seiner militärischen Thätigkeit unablässig durch Wort und Schrift bemüht, für die völlige Emancipation der Sklaven zu wirken. In Präsident Johnsons Auftrag bereiste er nach dem Kriege den Süden, um die dortigen Verhältnisse zwischen Farbigen und Weissen kennen zu lernen, und legte seine Beobachtungen in einem erschöpfenden und von hervorragendem Scharfblick zeugenden Bericht nieder. Ein längerer Besuch in Deutschland brachte ihn auch mit Bismarck in Berührung. Nach seiner Rückkehr wurde ihm, als dem ersten Deutschen, die Ehre zu teil, zum Bundessenator für den Staat Missouri gewählt zu werden. Als solcher war er ein entschiedener Gegner der Grantschen Politik und Administration. Mit Sumner im Bunde vereitelte er Grants Versuch, die Insel Santo Domingo zu annektieren, geisselte den Waffenverkauf, der während des deutsch-französischen Krieges von der Regierung der Vereinigten Staaten stattgefunden hatte, und bestand auf strenger Untersuchung dieser Angelegenheit. Als Hayes 1877 seine Präsidentschaft antrat, ernannte er Schurz zum Minister des Innern.

Wie er sich als Senator ausgezeichnet hatte durch seine überlegene politische Einsicht und Beredsamkeit sowie durch die Unerschrockenheit, mit welcher er die damals in dem ersten gesetzgebenden Körper herrschende Korruption bekämpfte, so steuerte er als Minister der unter Grants Administration zu einer wahren Landespest gewordenen Beamtenkorruption, ohne sich durch die Angriffe des käuflichen Teiles der Presse im geringsten irre machen zu lassen. Er hat auch das grosse Werk vollendet, die Indianerfrage, deren blutige

Verwickelungen so viel Unheil über die Union gebracht haben, einer friedlichen Lösung entgegen zu führen. In Anerkennung dieser verdienstlichen Thätigkeit übersandte die Witwe des Ute-Häuptlings Ourai „dem Manne mit den vier Augen“ (Schurz trägt eine Brille) die Kleider, welche der Verstorbene getragen, denn nach seinen Worten sei Schurz der „beste Freund ihrer Nation“.

Nach dem Ablauf der Amtszeit des Präsidenten Hayes kehrte Schurz von seiner glänzenden staatsmännischen Laufbahn zu seiner alten Beschäftigung zurück, indem er die Redaktion der hochgeachteten New York Evening Post übernahm, welche dem verstorbenen Dichter Bryant ihren Aufschwung verdankt.

Als Redner gehört Schurz zu den bedeutendsten der Vereinigten Staaten. „Er verbindet logische Schärfe mit Kraft und Feuer, philosophische Auffassung mit klassischem Ausdruck, historische Gründlichkeit mit rhythmischem Klangfall, reiche Fülle der Gedanken mit den scharfen Waffen des Spottes.“ Zur Steigerung und Festigung des Ansehens der Deutschen in Amerika hat kein anderer so beigetragen wie er

Die grossen Centren deutschen Lebens.

In den ersten Perioden der deutschen Einwanderung richtete sich der Hauptstrom deutscher Immigranten nach Philadelphia und in dieser Stadt und um dieselbe gruppierte sich bei weitem der grösste Teil unsrer europamüden Landsleute. Philadelphia überragte damals den Hafen von New-York, wie in vielen andern Richtungen, so auch als Endziel deutscher Einwanderung. Der dadurch geschaffenen Blüte bereitete der Krieg von 1812 leider ein jähes Ende und die noch ziemlich unbedeutende Stadt am Hudson trat an die Stelle der überholten „Stadt der Bruderliebe“.

Diese Suprematie hat New-York bis auf den heutigen Tag behauptet, und wenn auch der Hauptstrom deutscher Einwanderer hindurch und weiter westwärts fließt, so ist doch stets ein so beträchtlicher Teil derselben hier zurückgeblieben, dass die Stadt durch die Stärke ihrer deutschen Bevölkerung alle übrigen amerikanischen Plätze überragt. Allein bei ihrer kolossalen Bevölkerung kommt das Deutschtum nicht so voll zur Geltung wie in den westlicher gelegenen Centren.

„Je weiter ich nach Westen kam“, sagt Friedrich Bodestedt, „desto weniger fühlte ich mich in der Fremde. In Milwaukee und St. Louis kam es mir heimischer vor als in dem kosmopolitischen New-York und die Fahrt von St. Louis nach Belleville machte mir ungefähr den Eindruck wie ein Abstecher von Hamburg nach Celle.“

Die Stadt New-York wurde 1880 von 163 482 Deutschen, ca. 3000 Deutsch-Österreichern und 2500 deutschen Schweizern bewohnt, d. h. solchen, welche in den betreffenden Ländern geboren waren, die Zahl der diesen Nationen wirklich Angehörigen müssen wir auf mehr als das Doppelte veranschlagen und wir haben noch 55 339 andere Deutsche in der Vorstadt Brooklyn hinzuzuzählen.

Die Einwanderung sucht heut New-York als ihr erstes Ziel auf und die Fluktuationen der Bewegung in Castle Garden sind jetzt maassgebend für die deutsche Einwanderung in die Vereinigten Staaten überhaupt; denn sie repräsentiert mindestens dreiviertel der Gesamtsumme.

An der Spitze der Halbinsel, auf welcher die Stadt New-York erbaut ist, erhebt sich ein unschöner, turmartiger Bau, der früher als ein Festungswerk zum Schutze der Ansiedelung diente, dann in eine Musikhalle verwandelt wurde und jetzt weltbekannt ist als erster Zufluchtsort für die Massen der Einwanderer, welche ein Unterkommen in Amerika suchen. Gleich bei ihrer Landung durch eigens dazu angestellte

Beamte empfangen, finden sie für die erste Nacht Kost und Schlafstelle unentgeltlich, sowie Gelegenheit, ihr mitgebrachtes Geld in landesübliche Münze umzusetzen und sich über die fürs erste zu thuenen Schritte Rat zu erholen. Ein vielfach gewundener Gang führt an einer Reihe von Pulten vorbei, an welchen das Nationale der Einwanderer aufgenommen, das mitgebrachte Geld in landesübliche Münze umgesetzt und jedem, der sogleich weiter nach Westen zu reisen beabsichtigt, Eisenbahnbillets ausgehändigt werden. Dann betritt ein vielsprachiger Klerk eine Tribüne und verliest die Namen solcher, für welche Briefe oder Geld aus dem Inland angekommen sind. Nun folgt eine Verlesung derjenigen, welche von Verwandten, die draussen vor dem Saale warten müssen, in Empfang genommen werden sollen, von Arbeitsbranchen, welche augenblicklich fleissiger Hände bedürfen, und eine Aushändigung der betreffenden Adressen. Wer sofort weiter zu reisen beabsichtigt, den geleitet ein Beamter bis zu dem Zuge, welchen er zu nehmen hat. Es bleiben noch die, welche New-York zum Aufenthalt gewählt haben. Auf sie stürzt sich nun die ganze Schar der dafür konzessionierten Wirte, deren oftmals nur armselige Spelunken sich mit hochtönenden Namen, wie „Stuttgarter Hof“, „Württembergischer Hof“, „Zur Stadt Berlin“ u. a. anzupreisen suchen.

Ein bewegteres und ergreifenderes Bild, als die grosse Einwandererhalle von Castle Garden bietet, kann man sich kaum vorstellen. Wohl drückt sich in manchem männlichen Gesichte Mut und Hoffnung aus, aber der Gesamteindruck ist doch ein tief wehmütiger. Die meisten Frauen und Kinder sind während der langen Fahrt im Zwischendeck aus der Seekrankheit nicht herausgekommen, nun atmen sie zum ersten Mal wieder Landluft und sind auch für diese erste Nacht in der fremden Welt geborgen, doch unter so verwirrenden Eindrücken, dass sie schwer zur Ruhe kommen können. Schon am nächsten Tage müssen sie ein neues

Unterkommen suchen, wie es gehen will. Die alte Heimat — nach welcher sich viele schon jetzt nach den überstandenen Prüfungen zurücksehnen — tausende von Meilen hinter sich, eine ihnen unbekannte Welt vor sich, müssen sie vielleicht noch tausende von Meilen reisen, ehe sie eine neue Heimat finden.“

So schildert Friedrich Bodenstedt dieses jährlich für das Wohl vieler Hunderttausende bedachte Etablissement, das beiläufig nur durch freiwillige Spenden erhalten wird. Zum Schutze der deutschen Einwanderer wurde schon 1784 in der Stadt New-York die „Deutsche Gesellschaft“ gestiftet, deren segensreiche Wirksamkeit wir an anderer Stelle geschildert haben.

Philadelphia war ehemals die erste deutsche Stadt Amerikas; heut ist es die vierte und wird nicht nur von New-York, auch von St. Louis und Chicago überflügelt. Der Census von 1880 giebt die aus dem deutschen Reich eingewanderte städtische Bevölkerung auf 55 769 Köpfe an, zu welchen wir noch 1519 Deutsch-Österreicher und 1791 Schweizer rechnen dürfen. Wir müssen indes die Zahl der Deutschredenden in diesem, seit den ersten Anfängen amerikanischer Kolonisation und andauernd bis in die jüngsten Tage von unsern Landsleuten aufgesuchten Orte weit höher anschlagen. Die Zahl derer im ganzen Staate, welche die deutsche Sprache reden, darf man aber auf mindestens $1\frac{1}{2}$ Million, d. i. auf das Doppelte der im Staate New-York lebenden Deutschen schätzen. Freilich wird nur die Hälfte jener Ziffer wirklich deutsch lesen und schreiben können. Denn die von einem grossen Teil der pennsylvanischen Deutschen gesprochene Sprache ist ein für den gewöhnlichen Deutschen schwer verständlicher, fremdklingender Dialekt. Dem ursprünglichen Pfälzisch sind einzelne Wörter anderer oberdeutscher Dialekte sowie einzelne englische Wörter und Redensarten beigemischt worden, sodass man das Deutsch-Pennsylv-

vanisch als eine neugegründete Sprache bezeichnen kann. Gereinigt von fremden Beimischungen wird es jetzt als echte deutsche Volksmundart, als Volksbildungsmittel und als eine der Quellen der hochdeutschen Schriftsprache betrachtet und behandelt; es besitzt jetzt seine eigene Litteratur. Die Zahl derer, welche den deutsch-pennsylvanischen Dialekt verstehen und im täglichen Leben sprechen, soll nicht unter einer halben Million betragen. Die jüngere Generation gebraucht aber auch hier selbst auf dem Lande immer mehr das Englische, während die älteren, wie an der gewohnten Sprache, so an altem deutschen Brauch und in der äusseren Gestaltung des Lebens noch immer fest hängen.

„Auch in ihrer Tracht“, sagt Hesse-Wartegg, „unterscheiden sich die pennsylvanischen Bauern auffällig von den Englisch-Amerikanern. Während sich die letzteren, selbst als Bauern, des städtischen Gewandes mit hohem Filzhut, weissem Hemdkragen und Manschetten nie entledigen, tragen die ersteren dunkelgraue, kurze Jacken und enge Beinkleider, mitunter auch lange, bis an die Knöchel reichende Röcke von gleicher Farbe, hohe Stiefel und schwarze breitkrämpige Hüte. Es sind zumeist grosse, vierschrotige Gestalten mit Vollbärten und langem, bis zum Nacken fallendem Haar, langsam und bedächtig in ihrem Benehmen und schwer zugänglich für Fremde.“

Philadelphia darf sich rühmen, unter allen amerikanischen Städten zuerst eine deutsche Gesellschaft ins Leben gerufen zu haben, und noch heut besteht das Vereinsleben in voller Frische. Davon zeugen die zahlreichen Gesangsvereine, Turnvereine u. a. Viele der grössten industriellen Etablissements befinden sich in den Händen von Deutschen und auch der Handelsstand hat eine 'grosse Anzahl deutscher Namen von bestem Klang aufzuweisen, solche wie die Bankfirma Drexel & Co., das grossartige Braugeschäft von Bergner und Engel, die Verlagsbuchhandlung von Schäfer & Koradi und

die von Thomas & Söhne, das grosse Zeitungsgeschäft von Hoffmann & Morwitz, das seines Gleichen selbst in Amerika sucht.

Und in den an gegenüberliegenden Ufern des Alleghanyflusses erbauten Pittsburg und Alleghany City ist das deutschredende Element durch mindestens 50,000 Angehörige des deutschen Reiches, Deutsch-Österreicher und Schweizer vertreten. Man findet hier ebensoviel gebildete deutsche Männer als in irgendeiner deutschen Stadt von gleicher Grösse.

Das Schicksal Philadelphias hat auch das nahe Baltimore geteilt. In den dreissiger Jahren war es Haupteinwanderungshafen für solche, welche nach dem südlichen Ohio, Illinois, Missouri und Iowa reisten. Später liess diese Einwanderung nach; aber doch zählt die Stadt heut (1880) 34 051 geborene Deutsche, welche manche Industrien, wie die Pianofortefabrikation, ganz, die Schuh- und Tabakfabrikation nahezu ganz in ihren Händen halten. Die Deutschen haben hier eine Reihe von Anstalten errichtet, so ein deutsches Waisenhaus, mehrere deutsche Schulen, in dem eigenen Hause der deutschen Gesellschaft ein Arbeitnachweisbureau. Die Gesellschaft Concordia besitzt gleichfalls ein eigenes Haus, das einzige Gebäude in Baltimore, worin Opernvorstellungen gegeben werden können.

Von den Einwohnern Cincinnatis sind sicherlich 34 Prozent Deutsche — der Census giebt ihre Zahl auf 46 151 an — damit ist es die fünfte deutsche Stadt in der Union und dieser starken Beimischung deutscher Elemente verdankt die „Königin des Westens“, wie die Bürger ihre Stadt zu nennen lieben, den eigenartigen Charakter von Stetigkeit, welchen man in so wenigen amerikanischen Städten findet. Schon unter den älteren Ansiedlern befanden sich viele akademisch gebildete Deutsche, welche auf die Hebung der öffentlichen Lehranstalten, Hoch- und Volksschulen, teils als Lehrer, teils als Ratgeber nachhaltig einwirkten, dazu Bibliotheken und

Vereine gründeten, um das geistige Leben nach allen Richtungen zu pflegen und zu fördern. Indem diese ersten Ansiedler in regem Verkehr mit dem Mutterlande blieben, zogen sie andere nach, die nun am Ohio gleich einen festen Anhalt fanden und auch von ihren heimischen Gewohnheiten nichts zu opfern brauchten. Die englischredenden Bewohner des Staates nahmen mit Musik und Gesang auch andere Gepflogenheiten von den Deutschen an und so hat sich auch unter ihnen ein dem deutschen sich näherndes Leben herausgebildet.

Die Stadt verdankt auch in ihrer äusseren Gestaltung nicht wenig deutschem Geiste. Die berühmte Kettenbrücke, welche im südlichen Teile den Ohio überspannt, wurde von dem Ingenieur Röbling erbaut; die herrlichen Anlagen auf den Höhen von Clifton plante der Landschaftsgärtner Strauch und der schöne Brunnen von Bronze mit hohem, edel gegliedertem Aufbau entstammt dem Atelier von Kreling, dem Direktor der Nürnberger Kunstschule.

Durch den kleinen Miami-Kanal wird die Stadt in zwei Hälften geteilt, deren westliche eine fast ganz deutsche Bevölkerung enthält. Sie heisst daher scherzweise „Little Germany“ und der Miami-Kanal „The Rhine“.

Unter den 214 Kirchen Cincinnatis befinden sich 41 deutsche; durch die deutschen Bewohner der Stadt sind zwei Waisen- und zwei Krankenhäuser errichtet worden, es besteht ein deutsches Theater und die meisten der grossen Brauereien sind in deutschen Händen. Auch sonst spielen die Deutschen im industriellen und kommerziellen Leben eine hervorragende Rolle.

Chicago wurde von der deutschen Einwanderung seit 1848 vornehmlich aufgesucht. Die Stadt, deren Aufblühen selbst unter den Städten Amerikas Staunen erregen muss, an deren Stelle noch vor 50 Jahren die Wigwams der Rothäute

die flachen, sumpfigen Ufer des Chicagoflusses besäumten, zählt jetzt eine halbe Million Einwohner, wovon gewiss ein Drittel (1880: 75.205 in Deutschland geborene) Deutsche sind, Das deutsche Element spielt daher hier eine wichtige Rolle und greift täglich mehr um sich. Der Anfang aber war schwer und der Fortschritt langsam, denn die sich massenweis hierher wendenden deutschen Einwanderer kamen meist aus engen, gedrückten Verhältnissen und brachten nichts mit sich als Intelligenz, Fleiss und bewährte Arbeitskraft. Jetzt giebt es aber schon eine beträchtliche Anzahl Deutscher, welche im Grosshandel, in der Grossindustrie und an der Spitze namhafter Bankinstitute eine führende Rolle spielen. Dazu kommen die vielen, in der Heimat auf Hochschulen ausgebildeten Einwanderer, welche jetzt als Ärzte, Rechtsanwälte, Ingenieure, Architekten, Journalisten und Lehrer wirken, und so ergiebt sich eine ganz stattliche Summe gebildeter Elemente, unter welchen alle deutschen Lande vertreten sind.

Allein die meisten Deutschen in Chicago gehören dem Handwerkerstande an, betreiben ihr Geschäft aber häufig im grossartigen Stile. Die grossen Bierbrauereien sind sämtlich in deutschen Händen, ebenso die meisten Apotheken und Kolonialwarenhandlungen. Vorwiegend ist das ausserordentlich rührige plattdeutsche Element in ihnen vertreten; es erhält auch fortwährend durch Nachschübe neuen Zuwachs. Schon besitzen 12 deutsche Gemeinden 10 Kirchen; man hat eine konfessionslose deutsche Hochschule gegründet, es erscheinen sechs deutsche Zeitungen, darunter die „Illinois Staatszeitung“, die „Neue Freie Presse“, zwei grosse Tagesblätter, es bestehen hier zahlreiche Vereine, wie die Germania, Concordia, der plattdeutsche Schurr Murr, vier Turngemeinden, welche in ihren gewaltigen Turnhallen eigene Theater haben, dabei besteht aber noch ein nur für diesen Zweck gebautes deutsches Theater. Chicago ist der Vorort für die 16 Turnvereine der 13 Städte von Illinois, welche mit

über tausend Mitgliedern und 750 Zöglingen den Chicago Turnbezirk des Nordamerikanischen Turnerbundes bilden.

Die stärkste deutsche Bevölkerung nächst New-York und Cincinnati hat unter allen amerikanischen Städten ohne Zweifel St. Louis, der grösste und wichtigste Ort des Staates Missouri, in welchem gegen 250 000 unserer Landsleute leben. Doch hat ihre Zahl in den letzten Jahren erheblich abgenommen; sie sind nach den nördlich gelegenen Staaten gewandert und so kann der letzte Census als eingewanderte Deutsche nur 106 800 aufführen, während man 1870 noch 113 618 zählte. Nach der Zählung von 1880 beträgt die Gesamtzahl der Bewohner der Stadt 310 864, mit Zurechnung der zahlreichen Nachbarorte aber in runder Summe 600 000, und davon sind mehr als 100 000 Deutsche.*)

Saint Louis gilt unter den grossen Städten Amerikas vorzugsweise als diejenige, wo der Deutsche sich am leichtesten behaglich fühlt. Daher der starke Zuzug deutscher Einwanderer schon seit 1827, in welchem Jahre die Stadt kaum ein Dutzend deutscher Familien zählte. Und diese Einwanderung rekrutierte sich, verschieden von den sonst nach Amerika ziehenden Elementen, vornehmlich aus den besseren Ständen, seit sich Dr. Duden nach Aufgabe seiner hohen Stellung im preussischen Staatsdienst, von Wandertrieb und Wissensdrang geführt, wenige Stunden von St. Louis niederliess und von dort seinen Landsleuten die paradiesischen Zustände und das entzückend milde Klima schilderte, welches er an den Ufern des Mississippi gefunden zu haben glaubte.

Duden kehrte zwar schon nach zwei Jahren wieder nach Deutschland zurück, seine verlockenden Schilderungen bewogen aber viele in der Heimat gut situierte Leute, selbst hochgebildete Familien von Adel, in die neue Welt zu ziehen.

*) Der Census von 1880 giebt 54 801 als in Deutschland geboren an.

St. Louis wurde immer mehr der Sammelplatz solcher Einwanderer. Viele derselben liessen sich auch in dem benachbarten Illinois nieder.

Aus der beträchtlichen Anzahl dieser akademisch gebildeten Deutschen entstand die Alma mater, ein Verein, dessen Mitglieder einer Universität angehört haben müssen. Und dieser Stärke des gebildeten deutschen Elementes ist es zu danken, dass neben den englischen Bühnen ein gutes deutsches Theater besteht, dass im Staate 18 deutsche Zeitungen erscheinen, davon drei grosse Tagesblätter in St. Louis. An einer derselben, der „Westlichen Post“, ist Karl Schurz längere Zeit als Redakteur thätig gewesen. Auch ist in den öffentlichen Schulen von St. Louis und jenen Orten im Innern des Staates, in denen das Deutschtum eine bestimmte numerische Vertretung hat, die deutsche Sprache als Unterrichtsgegenstand eingeführt.

Jenseits des Flusses und schon im Staate Illinois, aber durch vielfache Interessen mit St. Louis verbunden, liegt in der stark von Deutschen bewohnten Grafschaft St. Clair die Stadt Belleville, das sogenannte „Deutsch-Athen“ des Staates. Zwei Dritteile dieser, die Zahl 10 000 noch jetzt kaum erreichenden Stadt werden von Deutschen gebildet.

In der Geschichte der deutschen Einwanderung spielt die kleine Stadt schon dadurch eine grosse Rolle, dass sie vom Anbeginn die besten Elemente in sich vereinigte und durch diese lebhafteren Anteil an den öffentlichen Angelegenheiten nahm, als die Deutschen in Amerika der Regel nach zu nehmen pflegen.

Die deutscheste aber von allen amerikanischen Städten zu sein, dessen rühmt sich das schöne Milwaukee am Michigansee, der Mittelpunkt des deutschen Lebens im Staate Wisconsin, in welchem das Deutschtum im Verhältniss zur Gesamtbevölkerung stärker vertreten ist, als in irgendeinem

anderen Staate. Die deutscheste Stadt ist Milwaukee nicht nur, weil von ihren 120 000 Bewohnern 80 000 Deutsche*) sind, sondern auch weil unsere Landsleute hier fester zusammenhalten, einen regeren Eifer offenbaren und mehr Sinn für höhere Bestrebungen bekunden, als in anderen Orten, wo sie weniger geschlossen auftreten. In Milwaukee verliert der Deutsche am leichtesten das Gefühl, in der Fremde zu sein. In Prozenten ausgedrückt, ist das Verhältnis der Nationalitäten etwa folgendes. Deutsche 55, Anglo-Amerikaner und Irländer je 20, sonstige Ausländer 5 Prozent. Bei den verschiedenen hervorragenden Industrien der Stadt, namentlich bei den Brauereien, von denen es 20 grosse Anstalten giebt, sind die Deutschen stark beteiligt — das „Milwaukee Lagerbier“ ist ein in der ganzen Union beehrter Artikel —, ebenso bei der Schifffahrt auf dem Michigan-See, wo die Dampfboote der „Engelmann-Linie“ die Verbindung mit Grand Haven und den übrigen Häfen des Staates Michigan an der gegenüber liegenden Küste vermitteln.

Auch Milwaukee ist von den Amerikanern „Deutsch-Athen“ getauft worden, im Hinweis auf die idealen Ziele, welche man hier mehr verfolgt, als in irgend einer anderen Stadt Amerikas. Unter der Menge deutscher musikalischer, wissenschaftlicher und geselliger Vereine behauptet der „Musikverein“ einen der ersten Plätze. Ihm gehören Anglo-Amerikaner wie Deutsche an. Die mit einem Aufwand von 75 000 Dollars gebaute Konzerthalle erwies sich schon nach wenigen Jahren als ungenügend, sie wurde neuerdings zu einem der elegantesten Kunsttempel der Union umgebaut. Der Verein besitzt einen gemischten Chor von 100 Sängern und Sängerinnen; das Orchester besteht aus 50 tüchtigen deutschen Musikern. In seinem Bestreben, auch unter den Amerikanern

*) Nach dem Census von 1880 waren 31 483 in Deutschland geboren.

den Sinn für höhere künstlerische Genüsse zu wecken, wird der Musikverein wirksam unterstützt durch die „Philharmonische Gesellschaft“ u. a. Auch ein deutsches Schauspielhaus ist vorhanden, freilich in so primitiven Verhältnissen, daß ein neuerer Reisender sein Erstaunen aussprechen konnte, „wie der stets opferwillige Kunstsinn der Stadt es zugelassen hat, dass noch kein Prachtbau an Stelle der alten Ruine aufgeführt ist“. Vorstellungen finden auch des öfteren und gewöhnlich an Sonntagen auf den Bühnen der mächtigen Turnhallen statt, dabei hat es das englische Theater bis jetzt noch zu keiner Bedeutung bringen können.

Unter den verschiedenen wissenschaftliche Gesellschaften hat sich namentlich der 1857 gegründete „Naturhistorische Verein“ sehr verdient gemacht durch die Gründung eines Museums, welches wertvolle Sammlungen zoologischer, botanischer, mineralogischer und ethnographischer Gegenstände enthält.

Von den zahlreichen Vereinen der hier besonders durch Deutsche vertretenen Gewerke ist seit der Temperenzbewegung und als ein entschiedener Gegner derselben der „Schutz- und Trutzverein der Brauer, Spirituosenhändler und Wirte“ an die Öffentlichkeit getreten. Von den rund 600 Trinklokalen Milwaukees werden etwa 450 von Deutschen gehalten, die durchschnittlich täglich ihre 900 Fässchen Bier verzapfen, und diese protestieren energisch gegen dergleichen Massregeln, indem sie sich mit den städtischen Behörden auf den Freibrief der Stadt berufen, mit welchem die Bestimmungen jenes puritanischen Gesetzes in entschiedenem Widerspruch stehen.

Die Deutschen von Milwaukee haben von Anfang an gestrebt, ihre neue Heimat nicht allein nach den jenseits des Oceans gewöhnlich allein maassgebenden Nützlichkeitsrücksichten zu gestalten, das Schönheitsprinzip ist hier nirgends so schroff verletzt worden wie in anderen amerikanischen

Städten. Überall trifft das Auge auf blühende Gärten und Plätze mit schattigen Bäumen und Springbrunnen. Zwischen den Wohnhäusern liegen hier keine wüsten Strecken, alles ist zierlich angebaut. Und geradezu bezaubernd ist der Aufenthalt am nahen Michigansee, wo viele Familien ihre Sommerfrische halten und einige sich ganz niedergelassen haben. Dort sind auch die beliebten Anziehungspunkte der städtischen Bevölkerung in den Sommermonaten, solche wie der Quentins-Park, der Milwaukee-Garten, der Schützenpark, die Ludemann'schen Anlagen, der Berggarten der Plankroad-Brauerei u. a., und die dort im Sommer wie im Winter in der Stadt veranstalteten Vergnügungen lassen den eingewanderten Deutschen völlig vergessen, dass er nicht mehr in der Heimat lebt. Dieses Gefühl findet warmen poetischen Ausdruck in der Strophe:

Das schöne Milwaukee am Michigansee
Durchleuchtet das Herz mir, wo immer ich geh';
Was sonst sich mir Schönes in Funken verlor,
Das schlug hier in Flammen zum Himmel empor.

Einen so bedeutenden Einfluss wie hier haben freilich die Deutschen von San Francisco nicht, wenngleich auch sie sicherlich berufen sind, in Kalifornien noch einmal eine grosse Rolle zu spielen. Auch treten sie unter dem bunten Gemisch einer aus den verschiedensten Nationalitäten zusammengesetzten Bevölkerung schon bedeutsam genug auf. Wir dürfen ihre Zahl jetzt wohl auf 30 000*) veranschlagen. Die meisten derselben stammen aus Preussen. Überwiegend gehören sie dem Handwerkerstande an; man findet sie namentlich unter den Metzgern, Bäckern, Zimmerleuten und Maurern und jedes zweite Kolonialwarengeschäft wird von

*) Nach dem Census von 1880 waren 19 928 in Deutschland geboren.

einem Deutschen gehalten. Aber wir begegnen unter unsern Landsleuten in San Francisco auch einem Kreis wissenschaftlich gebildeter Männer, von denen einige, wie Theodor Kirchhoff, auf dieser Seite des Oceans wohl gekannt sind. Deutscher Geselligkeitstrieb hat auch hier eine Reihe von Vereinen gegründet, welche für das Zusammenhalten des Deutschtums und eine seiner Bedeutung würdige Stellung im Staate von jeher gesorgt haben. Die deutsche Unterstützungsgesellschaft besitzt ein schönes Hospital, der San Francisco-Verein eine Bibliothek von 5000 Bänden, der Thalia-Verein und der Apollo-Verein machen sich die Pflege der dramatischen Kunst und der geselligen Unterhaltung zur Aufgabe. Die hiesigen Deutschen haben sich zu nicht weniger als sieben militärischen Verbänden organisiert, welche nicht nur als bestimmte, wünschenswerte Vereinigungspunkte für sie gedient haben, die auch im Anschluss an das Vigilanzkomitee in unruhiger, gesetzloser Zeit vortreffliche Zucht und Ordnung hielten. Und indem sie dem Sonntage seinen strengen puritanischen Charakter nahmen, gaben sie dem Leben in San Francisco ein Gepräge, wodurch sich dasselbe so wesentlich und auffällig von allen übrigen Grossstädten der Union unterscheidet.

Reihen wir an diese bedeutendsten deutschen Städte noch einige andere wie Buffalo, das (1880) 25 543, Cleveland, das 23 170, Newark, das 17 628 und Louisville, das 13 463 in Deutschland geborene Bewohner zählt, in welchen allen durch Schule und Presse wie durch gesellige Einrichtungen deutsches Wesen gepflegt und erhalten wird, und denken wir dann noch an die zahlreichen, minder grossen Orte der Union, in welchen gleichfalls der Deutsche eine einflussreiche Stelle behauptet, so vermögen wir uns vielleicht in grossen Zügen ein Bild von dem numerischen und moralischen Gewicht zu schaffen, welches unsere Landsleute in der Union bei jeder Gelegenheit in die Wagschale zu werfen vermögen.

Deutsche Wohlthätigkeitsgesellschaften auf amerikanischem Boden.

Im Herbst 1764 langten im Hafen von Philadelphia gleichzeitig mehrere Schiffe an, beladen mit deutschen Auswanderern in dem elendesten Zustande, voll von Kranken und Sterbenden. Um die vorhandene erschreckende Not zu lindern und für die Zukunft den schmähhlichen Übervorteilungen durch Reeder und Agenten zu steuern, traten am 25. December 1764 einige wackere Männer in Philadelphia, dem bis ans Ende des vorigen Jahrhunderts bedeutendsten amerikanischen Hafenplatz, zusammen und gründeten die „Deutsche Gesellschaft von Pennsylvanien“. Im Schulhause der Cherrystrasse mit 65 Mitgliedern konstituiert, gewann diese erste deutsche Hülfs-gesellschaft schnell an Umfang, 1781 wurde sie inkorporiert und 1786 nahm sie das noch heut geführte Siegel an, dessen drei Felder eine Bibel, ein Pflug und ein Schwert mit dem amerikanischen Adler darüber füllen, und das Motto: *Religione, industria et fortitudine Germania proles florebit.*

Die angesehensten Deutschen des Staates schlossen sich dieser Gesellschaft an, welche sehr bald eine für das Wohl der einwandernden Deutschen höchst segensreiche Wirksamkeit entfaltete. Auch arbeitete dieselbe eifrig auf die Erhaltung und Hebung des deutschen Elementes hin. Die Mitglieder waren und blieben noch für lange Zeit echte Deutsche, nennen sich doch die Stifter in der Verfassungsurkunde weder Amerikaner noch Engländer, sondern „seiner königlichen Majestät von Grossbritannien Teutsche Unterthanen in Pennsylvanien“.

Die Gesellschaft fand sofort ein sehr reiches Arbeitsfeld. Die damals in grossen Zahlen zu diesem Hafen strömenden deutschen Auswanderer wurden in der Regel an allen Ecken

und Enden übervorteilt. Unterwegs zwang man sehr häufig die Passagiere, welche in Holland ihre Passage auf Kredit genommen hatten, einen andern Kontrakt zu unterschreiben, in welchem natürlich ein weit höherer Preis festgesetzt war. Nach der Ankunft mussten sich die Verschuldeten vor den Mayor für eine gewisse Arbeitszeit verpflichten. Da diese Häupter der Stadt aber kein deutsch, die Deutschen hingegen kein englisch verstanden, so kam es zu Verwechslungen und Streitigkeiten, welche natürlich immer gegen die Deutschen entschieden wurden. Die deutsche Gesellschaft wusste diesen Missbräuchen mit Erfolg entgegen zu treten und ihre Wiederholung durch entsprechende Massnahmen und Erwirkung genügender gesetzlicher Bestimmungen zu verhüten.

Aber die Gesellschaft betrat auch ein anderes Gebiet in nicht minder verdienstvoller und für die Erhaltung des Deutschtums wirksamer Weise. Schon mit dem Anfang ihres Bestehens war es ihre Sorge, dass Kindern armer Eltern unentgeltlich Elementarunterricht erteilt wurde, auch liess sie auf ihre Kosten deutsche Elementarbücher drucken. Seit 1785 bewilligte sie aber an acht Knaben die Mittel zur Vorbereitung zu einem wissenschaftlichen Beruf. Eine sehr verdienstliche That, denn so konnten gerade die Träger und Festiger deutschen Wesens in der Bevölkerung, die Pastoren, herangebildet werden, denen das Deutschtum im ganzen vorigen Jahrhundert für die Erhaltung seiner Existenz am meisten zu Dank verpflichtet ist.

Allein trotz alledem konnte schon 1818 der Beschluss durchgehen, die Protokolle und Debatten in englischer Sprache zu führen, so sehr war das deutsche Wesen bereits verkümmert und so viel mundgerechter war unseren Landsleuten das englische geworden. Bei dem zunehmenden Verfall der Gesellschaft und ihrer geringen Fürsorge für die Interessen der Einwanderer entstand denn auch 1843 eine

zweite Einwanderungsgesellschaft, bis anfangs der sechziger Jahre der alte Verein zu neuer Thätigkeit erwachte und die Erinnerung an jene unrühmliche Zeit auslöschte.

Ein eigenes Gebäude plante diese pennsylvanische Gesellschaft schon wenige Jahre nach ihrer Gründung, aber erst 1806 wurde dasselbe wirklich vollendet. Das alte Haus musste 1866 einem neuen, stattlichen Bau Platz machen. In demselben ist die 18 000 Bände zählende Bibliothek der Gesellschaft, wovon mehr als die Hälfte deutsche Werke, sowie ein Archiv untergebracht, dessen Urkunden, Schriften und gedruckte Mitteilungen sich auf die Geschichte der deutschen Einwanderung, namentlich der pennsylvanischen, beziehen.

Nach dem Vorbilde dieser ältesten deutschen Gesellschaft sind in der Folge in zahlreichen Städten der Union ähnliche Vereine entstanden. So zuerst in New-York, dann in Baltimore: die Deutsche Gesellschaft von Maryland, in Boston: Deutscher Hilfsverein der Stadt Boston, in Chicago: die Deutsche Gesellschaft der Stadt Chicago, in Cincinnati: Deutscher Einwanderungs- und Unterstützungsverein, in Milwaukee: Deutsche Gesellschaft von Milwaukee, in New-Orleans: Deutsche Gesellschaft, in Pittsburg: Einwanderer-Hilfsverein, in St. Louis: die Deutsche Gesellschaft und in San Francisco: Allgemeine Deutsche Unterstützungsgesellschaft.

Von allen diesen hat die New-Yorker Gesellschaft jetzt weitaus den bedeutendsten Wirkungskreis. Die „Deutsche Gesellschaft der Stadt New-York“, wie der offizielle Titel lautet, wurde am 22. August 1784 durch dreizehn deutsche Männer gegründet, darunter zwei ehemalige Mitglieder der pennsylvanischen Gesellschaft. Die meisten derselben waren, wie der erste Präsident Steuben, ehemalige Revolutionsoffiziere; ihr ausgesprochener Zweck war, wie er es heut noch ist, deutsche Einwanderer zu unterstützen und ihren Nachkommen Hilfe zu leisten. Dazu bot sich anfangs zwar

wenig Gelegenheit, die Einwanderung war hier weit unbedeutender als in Philadelphia, wie denn New-York, ehe es sich durch die Anlage von Kanälen eine vorzügliche Verbindung mit dem Westen schuf, als Hafen nicht nur hinter Philadelphia, auch hinter Boston weit zurückstand. Das Jahr 1848 brachte indes einen neuen Aufschwung und von da ab bis heute die Gelegenheit, Hunderttausenden unserer Landsleute, die auf fremder Erde rat- und hilflos anlangten, Helferinnen und Beschützerinnen zu sein.

Ihr segensreiches Wirken ist hüben und drüben allseitig anerkannt. Wie die Stadt New-York ihr nicht unbedeutende Geldmittel bewilligt, so haben ihr unser allverehrter Kaiser, dessen Hand für gute Zwecke stets reichlich spendet, der König von Bayern, der Rat der Stadt Bremen u. a. seit Jahren bedeutende Zuwendungen gemacht. Ihre Thätigkeit ist eine umfassende. Sie unterhält ein Auskunftsbureau, welches Korrespondenzen und Geldsendungen vermittelt, ein Arbeitsbureau, an welches begreiflicherweise häufig die stärksten Anforderungen gestellt werden — es verschaffte 1881 nicht weniger als 49 745 Personen Beschäftigung — sie sorgt für die Pflege unbemittelter Kranken, gewährt Geldunterstützungen und besorgt in ihrem Bankdepartement Wechsel und Anweisungen nach allen grösseren Plätzen Deutschlands. Dabei hat es sich herausgestellt, dass der deutsche Einwanderer häufig grössere Geldsummen dem Lande zuführt, sowie andererseits, dass der deutsche Ansiedler im Westen nicht allein seine Erbschaften in Deutschland nach Amerika kommen lässt, sondern auch viele bemittelte Landsleute zur Einwanderung bewegt. Seit kurzem ist die Deutsche Gesellschaft auch gesetzlich befugt, als Testamentsvollstreckerin und Verwalterin von Hinterlassenschaften zu dienen. Auch subventioniert sie einen vor sechs Jahren gegründeten Rechtsschutzverein, welcher die Einwanderer kräftig vertritt.

Der Präsident der Deutschen Gesellschaft gehört ex officio zu den Kommissären, unter deren Obhut sowohl das Institut von Castle Garden, wo die Einwanderer zuerst Aufnahme und auf 24 Stunden Unterkommen finden, als das von Ward's Island steht, dem Zufluchtsorte für Kranke und Mittellose, von wo diese zuweilen sogar die Rückreise in die Heimat anzutreten haben. Die Kommissäre verwalten ihr Amt unentgeltlich und nur dadurch ist es bisher möglich gewesen, die für die Sicherheit und den Schutz der Einwanderer so nötigen Anstalten am Leben zu erhalten.

Die Deutsche Gesellschaft in New-York zählt aber nur etwas über 900 Mitglieder trotz der ansehnlichen deutschen Bevölkerung, welche die Stadt ebenso wie Brooklyn und Jersey City enthält. Sehr viel bedeutender ist die Liste der Mitglieder der Allgemeinen Deutschen Unterstützungsgesellschaft in San Francisco, welche über 2800 Namen aufweist. Ihr Krankenhaus, ein von stattlichem Kuppelturme gekrönter Monumentalbau inmitten schöner und schattiger, von Springbrunnen durchrauschter Gärten, nimmt nicht nur hinsichtlich seiner äusseren Erscheinung, auch durch seine vortreffliche Einrichtung unter allen anderen in Kalifornien den ersten Rang ein. Der Wert des Grundstücks und der Gebäude ist auf 116 258 Dollars berechnet, aber noch lastet eine Hypothekenschuld von 66 000 Dollars auf demselben. Um zur Tilgung derselben beizutragen, hielt Friedrich Bodenstedt bei seinem Besuch von San Francisco die Festrede bei dem alljährlich zum Besten des Hospitals gefeierten Maienfeste. Die Gemahlin des Präsidenten, eine schöne anmutige Spanierin, besorgte am Eingang der kolossalen Halle, die viele tausend Menschen fasste, selbst den Verkauf der Photographien des Dichters und sein Festgruss für den zweiten Tag wurde gleichfalls in zahlreichen Exemplaren feilgeboten und damit eine hübsche Summe für den guten Zweck erzielt.

In Chicago arbeitet in treuer Bundesgenossenschaft mit

der dortigen Gesellschaft der Deutsche Frauenverein. „Hier suchen die Menschen Hülfe in allen Lebenslagen“, so heisst es in einem Jahresberichte dieses Vereins, „der Arbeitslose verlangt Arbeit, der Heimatlose Unterkunft, der Kranke Aufnahme in einem Hospitale oder ärztliche Hülfe im eigenen Hause, alte und arbeitsunfähige Leute Unterstützung, der sich ohne Aussichten auf Erwerb Befindende Weiterbeförderung, — wie viele jährlich durch die „Deutsche Gesellschaft“ dem Elende entrissen, einem rechtschaffenen Leben erhalten bleiben, ist nicht festzustellen.“

Wir könnten an diese Vereine zum Schutze deutscher Einwanderer die Unterstützungsvereine und Orden anreihen, welche sich in jedem Orte mit grösseren Gruppen deutscher Bewohner vorfinden. Ausserordentlich zahlreich sind die Logen der Odd Fellows, der Harugari, der Druiden, der Sieben Weisen Männer, der Hermannssöhne, der Guten Brüder, der Rotmänner, der Freimaurer, wie denn überhaupt das Vereinswesen in den Vereinigten Staaten in erstaunlicher Weise blüht.

Und auf seine adoptierte Heimat hat sich die Freigebigkeit des Deutsch-Amerikaners nicht beschränkt, er hat über dem neuen das alte Vaterland keineswegs vergessen. Wie die Deutschen in Amerika 4 $\frac{1}{2}$ Millionen zur Unterstützung und Pflege der Verwundeten während des deutsch-französischen Krieges beisteuerten, so zeigte sich auch, als die Kunde von den Verheerungen an den Ufern vom Main und Rhein über den Ocean drang, ihr patriotisches Mitgefühl in wärmster Weise. In kürzester Zeit wurden dem Präsidium des Deutschen Reichstags 1 248 615 Mark (davon 188 216 aus Kanada) übermittelt und das zu einer Zeit, wo grosse und blühende Striche der Neuen Welt selber empfindlich unter gleichem Unglück zu leiden hatten. Wer vermöchte angesichts solcher Thatsachen dem Deutsch-Amerikaner den oft gemachten Vorwurf zu wiederholen, dass er jenseits des Meeres des Landes nicht mehr gedenkt, in welchem seine Wiege stand?

Die Deutsche Presse.

In ganz anderem Maasse, als dies in unserm Vaterlande, in Europa überhaupt der Fall ist, repräsentiert die amerikanische Presse die herrschende öffentliche Meinung und bildet sie. Bei dem ausserordentlich regen politischen Leben ist das Bedürfniss nach publizistischer Lektüre auch weit grösser als bei uns, wo sich die Staatsmaschine in ruhigeren und geregelteren Formen bewegt. Dass eine Pflege dieses Gebietes unbedingt geboten sei, sollten die Deutschen sich nicht selber untreu werden, das erkannten seine Führer schon früh, und so wurde denn bereits 1739 in der Wiege des amerikanischen Deutschtums, in Pennsylvanien, zu einer Zeit, da die amerikanischen Kolonien überhaupt nur fünf Zeitungen besaßen, die erste deutsche Zeitung publiziert, welche am 20. August jenes Jahres ihre Erscheinung machte. Der anfängliche, etwas lange und unbequeme Titel: „Der hochdeutsche Pennsylvanische Geschichtschreiber oder Sammlung wichtiger Nachrichten aus dem Natur- und Kirchenrecht“, machte bald dem kürzeren und handlicheren: „Der Bericht“ Platz; das Blatt erschien erst halbjährlich, dann monatlich, später halbmonatlich und endlich seit 1745 wöchentlich und nun als „Germantowner Zeitung“. Andere traten im Laufe der Jahre hinzu, sodass Pennsylvanien 1762 bereits fünf deutsche Blätter zählte. Von den im vorigen Jahrhundert dort gegründeten deutschen Zeitungen bestehen heut aber nur noch zwei.

Alle diese Publikationen waren wöchentliche. Tägliche Journale bildeten selbst noch im Anfang dieses Jahrhunderts eine Seltenheit; die 1818 in Philadelphia, Reading, Easton und anderen pennsylvanischen Städten erscheinenden 25 deutschen Zeitungen waren sämtlich Wochenblätter. Wenige von diesen wurden in hochdeutscher Sprache verfasst und was

in derselben erschien, dokumentierte sich durch die Ungelegenheit der Redewendungen, Einschaltungen von Dialektsätze u. a. sofort als Übersetzung; der bei weitem grösste Teil war in dem eigentümlichen pennsylvanischen Deutsch geschrieben, einer Mischung aus schwäbischen und amerikanischen Elementen.

In anderen Staaten war vor den dreissiger Jahren dieses Jahrhunderts von einer deutschen Presse kaum zu reden. Dann aber entstanden überall, wo sich nur Deutsche in nennenswerten Zahlen zusammenfanden, grössere und kleinere Blätter, zuweilen freilich von sehr anspruchslosem Äusseren, dem glücklicherweise nicht immer der Inhalt entsprach.

So erschien in Louisville zum ersten Male 1841 ein deutsches Blatt. Der Redakteur war zugleich Setzer und Drucker. Nach dem humoristischen Berichte eines Besuchers des Etablissements und gelegentlichen Mitarbeiters an dem Blatt war dasselbe demokratisch in seiner Tendenz, jedoch unabhängig in jeder anderen Beziehung und liess sich von keiner sklavischen Regelmässigkeit einengen. Selbst an ein bestimmtes Format band sich dasselbe nicht engherzig, sondern richtete sich rücksichtsvoll nach der Papiersorte, die am leichtesten aufzutreiben war. Die Publikationstage standen freilich auf dem Titel; sie wurden aber selten eingehalten.

Von den Zeitungen, welche zu jener Zeit erschienen, sind unzählige nach längerer oder kürzerer Lebensfrist wieder eingegangen. Unter den grossen Tagesblättern, welche heut an der Spitze der amerikanischen Presse stehen, sind die 1834 gegründete „New-Yorker Staatszeitung“, der „Anzeiger des Westens“ in St. Louis, 1835 zuerst publiziert, und das 1836 ins Leben gerufene „Cincinnati Volksblatt“ die ältesten

Aber erst der grossen Flutwelle deutscher Bildung, deutschen Talents und deutscher Begeisterung, welche die politischen Stürme von 1848 und 1849 an das Westgestade des Atlantischen Meeres warfen, verdankt die deutsch-amerika-

nische Presse, wie wir sie heute sehen, ihr Dasein. Und noch heute sind es Angehörige der Auswanderung jener Jahre, welche, wie Heinzen, Raster, Lexow, Ottendorfer, Rittig, Dänzer, Kellner, Hassaurek, Bernays, Brachvogel, Rapp und andere ihre vornehmsten, wenn nicht ausschliesslichen Säulen bilden. Die Anfänge waren klein, aber die deutschen Leistungen hoben sich in kurzer Zeit in mehr als einer Beziehung auf dieselbe Höhe mit den anglo-amerikanischen. Und auch mit den besseren Unternehmungen Deutschlands braucht die deutsch-amerikanische Presse heut den Vergleich nicht mehr zu scheuen.

Allerdings steht sie hinter uns in Bezug auf selbständige Produktion weit zurück. Die Gesetzgebung der Vereinigten Staaten gestattet ihr die rückhaltloseste Ausbeutung der Erzeugnisse der europäischen Presse und sie zögert nicht, diesen Vorteil in ausgedehntester Weise auszunutzen. Dadurch hält sie allerdings ihren Leserkreis leicht in beständigem Verkehr mit dem geistigen Leben Deutschlands. Und dass dies ihre Aufgabe sei, dass neben allen, das Wesen der reinen Tagespresse betreffenden Zugeständnissen an das amerikanische Leben und Treiben sie inmitten der überwältigenden Majorität einer anderssprechenden Bevölkerung Leib und Seele der Muttersprache zu pflegen, zu erhalten und zu vererben habe, das hat die deutsche Presse Amerikas niemals vergessen.

Einen Vergleich zwischen ihr und jener des alten Vaterlandes zu ziehen, ist misslich. „Vor allen Dingen“, schreibt der Deutsch-Amerikaner Udo Brachvogel, „ist die deutsch-amerikanische Presse in allem, was Politik und Gemeininteressen, sowie die Art ihrer Vertretung anbelangt, durchaus amerikanisch. Ihr Ton, ihre Haltung, ihre Kampfweise und die Form, in welcher sie dem täglichen Lese- und Neuigkeitenbedürfniss des Publikums Rechnung trägt, sind ganz und gar durch das Muster ihrer mächtigen englischen Schwestern beeinflusst und bedingt. Nur dadurch wurde es

möglich, neben dieser — zugänglich und maassgebend, wie sie ja sehr bald auch für den Eingewanderten werden muss — eine wirklich „deutsch“-amerikanische Presse zu zeitigen, in der sie uns heut mit ihren 447*) verschiedenen Publikationen (darunter siebzig tägliche Blätter!) entgegentritt.“

Die drei geschäftlich blühendsten Organe der täglichen deutsch-amerikanischen Presse sind die „New-Yorker Staatszeitung“ in New-York, die „Illinois Staatszeitung“ in Chicago und der „Anzeiger des Westens“ in St. Louis.

Die erste dieser Zeitungen steht mit ihrer täglichen Auflage von 56 000 Exemplaren und ihrer Inseratenabteilung in den Vereinigten Staaten höchstens dem grossen „New-York Herald“ nach. Das englische Blatt hat dasselbe Geburtsjahr wie das deutsche, beide erblickten das Licht der Welt in gleicher Dürftigkeit, aus der sie sich nur sehr allmählich herauszuarbeiten vermochten. Das deutsche Blatt erschien zuerst in der Form eines winzigen Wochenblättchens; nach acht Jahren wurde daraus ein dreimal die Woche erscheinendes Blatt, 1845 bestand es endlich seine dritte und letzte Metamorphose in eine Tageszeitung. Im Sommer 1873 hat es einen jener Zeitungspaläste bezogen, von welchen New-York mehrere besitzt, denen aber die ganze übrige Welt nichts Ähnliches an die Seite zu stellen hat.

„Mit einer nach drei Seiten frei und weit hinausblickenden Totalfront von zweihundert Fuss erhebt sich der vierstöckige italienische Renaissance-Bau zu einer Gesamthöhe von hundertundsechs Fuss. Keller- und Erdgeschoss stellen ein massives Quader- und Monolithengefüge aus blaugrauem Massachusetts'schem Granit dar. Die anderen Stockwerke mit höchst wirksam verteiltem Säulen-, Pilaster-, Balkon- und Balustradenwerke erheben sich in dem helleren Gestein, welches die Granitbrüche von Concord in New-Hampshire schon

*) Einschliesslich der religiösen Zeitschriften 535.

zu so manchem New-Yorker und Bostoner Prachtbau lieferten. Bronze-Standbilder Guttenbergs und Franklins schmücken den Balkon, der sich über dem Säulenportikus des Haupteingangs bis zum dritten Stockwerke aufbaut. Die oberen Geschosse sind durch Pfeilerstellungen, welche die kräftigen Gesimse tragen, in gefälliger Weise gegliedert. Ein mächtiges Mansardendach mit turmartigen Unterbrechungen krönt das Ganze. Der von ihm überbaute Raum bildet in einer Länge von hunderundtsechs, einer Breite von fünfundvierzig und einer Höhe von achtzehn Fuss den luftigsten und weitesten Setzersaal, den diese vielgeplagten Myrmidonen der modernen Journalistik sich nur zu wünschen vermögen. Die Dampfmaschinen endlich und die beiden mächtigen Sechs-Cylinder-Pressen, auf denen die kolossale Auflage des Blattes in den Stunden zwischen zwei und fünf Uhr des Morgens gedruckt wird, sind in den weit unter die Strasse sich erstreckenden Räumen des unteren Kellers aufgestellt.“

In New-York erscheinen ausserdem noch fünf tägliche, 19 wöchentliche, fünf vierzehntägige und vier monatliche deutsche Publikationen. In Philadelphia kommen zwar auch fünf tägliche, aber ausserdem nur sechs wöchentliche Zeitungen und eine Monatsschrift heraus, aber hier hat das grosse Zeitungsgeschäft von Hoffmann & Morwitz sein Hauptquartier, welches in seiner Druckerei des „Philadelphier Demokrat“ gegenwärtig 54 Zeitungen, englische und deutsche, darunter fünf tägliche, herstellt und kontrolliert, welche in 14 eigenen Etablissements in verschiedenen Städten der atlantischen Staaten erscheinen. Der leitende Gedanke dabei ist, durch billige Gestehungskosten einer tüchtigen Presse und damit der Entwicklung höherer Kulturzustände nach deutschem Humanitätsprinzip Bahn zu brechen. In Pennsylvanien giebt es heut wenige Orte von irgendwelcher Bedeutung, die ohne eine oder mehrere deutsche Zeitungen wären. Und mit Ausnahme von Nord Carolina, Alabama und Nevada ist jetzt

kein Staat ohne deutsche Zeitung, selbst in Dakota und Colorado werden deutsche Blätter gedruckt.

Auch deutsche Buchhandlungen haben in Amerika schon seit hundert Jahren bestanden. Ausser Bibeln, geistlichen Schriften und Schulbüchern konnten dieselben sehr bald auch wissenschaftliche Werke sowie unsere Klassiker führen. Denn die wahrhaftige Historie vom bayrischen Hiesel oder von Johannes Bückler, genannt Schinderhannes, war keineswegs, wie Kapp behauptet hat, die einzige Lektüre des Deutschtums jener Zeit. Das beweist ein von Gustav Körner, dem Geschichtschreiber der Deutschen in Amerika, zusammengestelltes Verzeichniss von Musterwerken der deutschen Litteratur, welche zu einer Zeit, in der es noch keinen Nachdruck gab, in teuren Originalausgaben in den Buchhandlungen Pennsylvaniens zum Verkauf standen. Dass der Geschmack des deutsch-amerikanischen Publikums sehr bald neben dem Guten auch das Schöne verlangte und vor Ausgaben nicht zurückzuschrecken brauchte, sehen wir an den kostbaren illustrierten Werken, Lithographien und Kupferstichen, noch mehr aber an den Originalgemälden von Carracci, Wouverman, Gerhard Dow, Adrian von Ostade u. a., welche bereits 1841 in den Buch- und Kunsthandlungen Philadelphias ausgestellt waren.

Jetzt existieren in allen wichtigeren Mittelpunkten deutschen Lebens zahlreiche, zum Teil sehr grossartige Buchhandlungen, in welchen stets die neuesten Erzeugnisse der deutschen Presse zum Verkauf ausliegen. Eine eigene deutsche Litteratur besitzt aber Amerika bisher noch nicht, wenigstens sind nur einzelne nennenswerte Leistungen auf diesem Gebiete erschienen.

Die Zahl der Deutschen, ihre Verbreitung und Zukunft.

Eine Beantwortung der Frage: wieviele Deutsche befinden sich auf amerikanischem Boden? bietet mancherlei unlösbare Schwierigkeiten. Die offizielle Statistik berücksichtigt nur die eingewanderten, in Deutschland geborenen, sie zählt die ihnen auf amerikanischem Boden erwachsenen Kinder und Kindeskinde als Amerikaner, gleichviel ob sie ihrer vaterländischen Sprache und Sitte treugeblieben sind oder sich den englischredenden Bewohnern der Adoptivheimat angeschlossen haben. Der Census von 1880 giebt die Zahl der in Deutschland Geborenen auf 1 966 742 Seelen an; damit wäre aber nur ein sehr kleiner Teil unserer Landsleute als solche gerechnet.

Es ist sehr schwer, dieselben zu erkennen. Es giebt Deutsche genug in den Vereinigten Staaten, welche als „angestrichene Yankees“ sich ihrer Herkunft in thörichter Einfalt schämen, es giebt aber auch solche, deren Namen zwar völlig anglisirt wurden, die aber dennoch in Wesen und Sprache treue Anhänger ihrer Nationalität geblieben sind.

In Pennsylvanien führen viele der Familien, welche der Einwanderung des verflossenen Jahrhunderts angehören, englische Namen trotz ihres zähen Festhaltens am Deutschtum. Die Zimmermann sind Carpenter geworden, die Braun Brown, die Löwenstein Livingstone u. s. f. Das erscheint befremdlich. Aber diese „Anglisierung“ ist nur eine äusserliche, die nicht über den Namen hinausgeht; sie war auch keine freiwillige, denn die Regierung von Penn und dessen Nachkommen bestand darauf, dass die deutschen Ansiedler ihre Namen ins Englische übersetzten, wenn sie Besitztitel für ihr ländliches Eigentum erwerben wollten. Freilich ist der äussere Übertritt und auch der innere hier, noch mehr aber anderwärts, auch ohne solchen Zwang vor sich gegangen,

eine beklagenswerte Erscheinung, deren Erklärung nach den grossartigen Ereignissen von 1870 und 1871 uns schwer fällt.

Für die Einwanderung Deutscher in die Vereinigten Staaten vor 1820 besitzen wir nur Schätzungen; die mit diesem Jahr beginnenden offiziellen Tabellen geben für 1820: 968 eingewanderte Deutsche an. Aber erst seit 1830 begann infolge der unbefriedigenden politischen Ereignisse in der Heimat eine stärkere Auswanderung, sodass dieselbe von da ab mit einer einzigen Ausnahme zwischen ein Drittel und ein Viertel der Gesamteinwanderung betrug. Gestützt auf die Berechnungen unseres seit mehr als 20 Jahren im Statistischen Bureau zu Washington thätigen Landsmannes Pösche, können wir die Zahl der Deutschen in den Vereinigten Staaten gegenwärtig auf über sieben Millionen veranschlagen.

Es giebt heut keinen einzigen Staat der Union, in welchem sich nicht Deutsche befänden; freilich ist die Verteilung eine sehr ungleiche: in New-York zwischen drei- und vierhunderttausend, in Vermont nur etwa vierhundert. Und die Zunahme ist eine [stetige. Doch enthüllt uns die jüngste Zählung das überraschende Resultat, dass zum ersten Mal in der Geschichte der Union in einigen Staaten die Zahl der eingewanderten Deutschen während der letzten zehn Jahre abgenommen hat. Es sind dies die ehemaligen Sklavenstaaten: Maryland, Missouri, Virginia, Louisiana, Tennessee und Mississippi, in welchen die Abnahme von 13,7 bis zu 3,3 Prozent, oder absolut 11 091 Seelen betragen hat. Die schon früher hier angesiedelten Deutschen sind nordwärts gezogen und haben sich den direkt vom Vaterlande zuströmenden Einwanderern beigesellt; der Norden und Nordwesten ist es hauptsächlich gewesen, welchen neue Ansiedler sich als ihr Ziel erwählten.

Dakota, Colorado, das Washington Territorium, Arizona, Nebraska, Oregon, Utah, Arkansas und Kansas haben ihre

deutsche Bevölkerung in erstaunlicher Weise vermehrt, in dem letztgenannten Staate um nicht weniger als 120 Prozent, in Dakota aber um mehr als 354 Prozent. Dies letzte junge und vielversprechende Ackerbau-Territorium steht an der Spitze aller. Ihm, wie den anderen, im Norden gelegenen Staaten wendet sich der Zuzug in ganz besonderer Weise zu, so zwar, dass, wie wir gesehen haben, die südlicher gelegenen Staaten um ihretwillen verlassen werden. Und sogar die Neuenglandstaaten, die sonst von den Deutschen so gemieden wurden, zeigen eine Zunahme der deutschen Bevölkerung.

Diese so stark zu Tage tretende Bevorzugung des Nordens findet ihre Erklärung in der völligen Verlegung der Gebiete, aus welchen sich die deutsche Auswanderung bis vor kurzem rekrutierte. Denn während bisher und seit langer Zeit der äusserste Südwesten: Baden, Württemberg, die Pfalz und Hessen die grosse Menge der Auswanderer stellten, geschieht dies nun vom äussersten Nordosten des Deutschen Reiches her: von Pommern, Westpreussen und Posen, an die sich in absteigender Folge Schleswig-Holstein, Bremen, Mecklenburg, die beiden freien Städte Hamburg und Bremen, Oldenburg und Hannover anschliessen.

Die Einwanderung der Deutschen ist in den letzten Jahren eine massenhafte gewesen und dennoch war die Zahl unserer Landsleute den Angehörigen anderer Nationen gegenüber 1870 höher als 1880. Denn in dem erstgenannten Jahre befanden sich unter 10 000 Einwohnern der Vereinigten Staaten 438, in dem zweiten Jahre aber nur 392 geborene Deutsche, ein Zeichen, dass die Einwanderung aus anderen Ländern in noch stärkerem Maasse stieg.

Aber das bedeutet keineswegs ein Zurücktreten des deutschen Elementes. Die deutschen Ehen in Amerika sind fruchtbar wie keine anderen, sie zeigen auch nicht gleich den anglo-amerikanischen mit dem längeren Verweilen im Lande und in der zweiten Generation eine Abnahme ihrer

Reproduktionskraft und die deutsche Nationalität muss so an proportioneller Stärke im Lande gewinnen. Dürfen wir denn auf seine Erstarkung oder doch auf seine Erhaltung hoffen oder sollen wir uns denen anschliessen, welche seine Aufsaugung durch das ringsum lebende englisch-amerikanische Element für unvermeidlich halten? Diese Frage hat Friedrich Kapp in seiner Weise beantwortet:

„Eine deutsche Nation in der amerikanischen“, sagt er, „kann sie nicht sein, aber den reichen Inhalt ihres Gemütslebens, die Schätze ihrer Gedankenwelt kann sie im Kampfe für die politischen und allgemein menschlichen Interessen in die Wagschale werfen, und ihr Einfluss wird um so tiefer gehen, ein um so grösseres Feld der Beteiligung sich schaffen, je weniger tendenziös sie auftritt, je mehr sie aber zugleich an dem festhält, was Deutschland der Welt Grosses und Schönes gegeben hat. Es hat also jeder Deutsche in seinem Kreise dafür zu sorgen, dass über den Mitteln nicht der Zweck, über der Wirklichkeit nicht das Ideal, über der Arbeit nicht der Genuss, und über dem Nützlichen nicht das Schöne verloren gehe; er hat darauf zu achten, dass im wirren Durcheinander so vieler grossartiger Bestrebungen sich der Mensch nicht selbst abhanden komme. Wenn sie ihre Stellung zum amerikanischen Wesen in dieser Weise versteht, so wird andererseits auch die deutsche Einwanderung die Vorzüge des Amerikaners auf sich wirken und sich von ihnen fördern lassen. Sie wird seiner rücksichtslosen Energie und Thatkraft nacheifern, sie wird sich seinen gesunden Materialismus, seine straffe Mannhaftigkeit, seine von der deutschen Rechthaberei und Krittellei so glänzend abstechende Unterordnung und politische Zucht zu eigen zu machen suchen. Sobald sich der deutsche und amerikanische Geist in diesem Sinne vermählen, hat das Aufgehen des Deutschtums im Amerikanertum nichts Schmerzliches mehr, es wird sogar eine geistige Auferstehung.“

Ist das nicht herbe Ironie, so kann eine solche Befruchtung fremden Elementes selbst dem am wenigsten Anspruchsvollen nur ein trauriger Trost sein, wenn er nicht kosmopolitisch genug angelegt ist, um in dem Aufgeben seiner eigenen Nationalität keinen Verlust zu sehen, wenn er sich mit der, dem Deutschtum so oft zugemuteten Bestimmung, „Völkerdünger“ zu sein, befreunden mag. Leider Gottes giebt es, und zwar nicht bloss in Amerika, solcher Subjekte genug, welche sich so schnell als möglich ihrer Nationalität zu entäussern suchen, um als echte und rechte Yankees zu erscheinen. Wenn ihnen das schon sehr schwer wird, so vergessen sie, dass der Amerikaner wohl den Verrat, aber nicht den Verräter lieben kann. Selbst so stolz auf sein Land und seine Herkunft muss ihm der verächtlich erscheinen, welcher sich seiner Eltern schämt. Es ist dies eine der schlimmsten Sünden der Deutschen im Auslande.

Und wie wenig ein Festhalten an deutscher Sitte und deutschem Wesen am Emporkommen in Amerika hindert, das sollten solche Renegaten doch gelernt haben an Beispielen wie das von Stallo, der lange Zeit ein hochgeachteter Richter in seinem Staate war, von Körner, der als Gouverneur und als Gesandter am spanischen Hofe fungierte, von Schurz, welcher in der Senatorwürde und einem Ministerposten die höchsten Auszeichnungen empfing.

Aber gerade der Name des Letzten, auf welchen jeder Deutsche diesseits und jenseits des Oceans mit gerechtem Stolz hinblicken sollte, erinnert uns an ein noch schlimmeres Erbübel unserer Nation, das des Neides und der Uneinigkeit. Und aus eigener Erfahrung können wir voll und ganz einstimmen in das harte, aber nur zu gerechte Verdammungsurteil, welches der „Deutsche Pionier“ in Cincinnati über unsere Landsleute ausspricht.

„Noch niemals“, heisst es da, „hat ein Deutscher im öffentlichen Leben dieses Landes eine Rolle gespielt, der nicht

von seinen eigenen Landsleuten am grimmigsten verfolgt und angefeindet worden wäre. Wir brauchen gar nicht an die Niederträchtigkeiten zu erinnern, welche früher, und zwar stets von Deutschen, gegen Karl Schurz ausgeheckt wurden, wir dürfen nur erwähnen, mit welchem Hass Brentano in letzter Zeit wieder in Chicago verfolgt worden ist und wie gegenwärtig die deutsche Gesinnungstüchtigkeit es im Westen versucht, sich an den beiden wackeren Repräsentanten Denster und Pöhler zu reiben. Wie kann ein Deutscher Achtung und Rücksicht von den Amerikanern fordern, solange diese sehen, dass er an seinen Landsleuten keinen Rückhalt hat, dass vielmehr deutsche Zungen und Federn fortwährend beschäftigt sind, ihn zu untergraben? Nie wird man ein ähnliches Treiben unter den Israeliten bemerken; sie mögen einander ebenso unnachsichtig bekritteln, aber es dringt selten in die Öffentlichkeit. Ferner, der Jude darf in diesem Lande noch so reich und noch so angesehen, er darf, wie August Belmont, ein Matador des Turf und der Börse werden, er darf sich im sozialen Leben völlig amerikanisieren, er wird immer in gewissem Rapport mit seiner Rasse bleiben; dieses verleiht dem Judentume in den Vereinigten Staaten den politischen Einfluss. Der Deutsche dagegen ist für das Deutschtum verloren, sobald er sich amerikanisiert hat; er schämt sich desselben nicht selten und entzieht dem Deutschtum das Gewicht seiner sozialen Stellung.“

Das sind schwere Anklagen, in ihrer Allgemeinheit ungerecht, in zahlreichen speziellen Fällen leider nur allzu wahr und zutreffend. Allerdings waren die Zustände in dem zerrissenen Deutschland wenig dazu angethan, den Deutschen mit einem Gefühl des Stolzes zu erfüllen dem selbstbewussten Amerikaner gegenüber, der unsere ärmlichen Verhältnisse nicht verstehen konnte. Dazu kam, dass die Vertriebenen ihrer Erbitterung drüben in der Presse Luft machten und ihr eigenes Vaterland mit Kot bewarfen. Ein thörichtes

Gebahren, welches dem Anglo-Amerikaner wahrlich keine Achtung vor dem einen oder dem anderen abgewinnen konnte.

So kam es, dass es Deutschen nur in vereinzeltten Fällen gelang, ein entscheidendes Wort in den grossen Angelegenheiten ihres neuen Vaterlandes mitzusprechen. Die Deutschen bilden heut mehr als den achten Teil der Gesamtbevölkerung der Union, sie sollten demnach durch neun Senatoren und 37 Repräsentanten, also zusammen durch 46 Kongressmitglieder vertreten sein. Bis 1866 war aber nur ein Deutsch-Schweizer im Kongress und seitdem ist nur ein einziger Deutscher zum Senator gewählt worden und Repräsentanten sind nur etwa ein Dutzend.

Die neueste Zeit hat allerdings mancherlei gebracht, um dem deutschen Namen und seinen Trägern in Amerika die Achtung zu verschaffen, welche ihnen gebührt. Eine solche Gelegenheit gab die Feier des hundertjährigen Geburtstags Schillers. Durch die Presse angeregt bildeten sich in allen grösseren Städten Festkomitees, die Hauptfeier aber fand unter Beteiligung hervorragender Amerikaner in New-York statt — Löwe-Kalbe hielt die deutsche, Oerriehter Daly die englische Festrede — und gestaltete sich durch die Grossartigkeit ihrer Ausführung zu einem Ereigniss, welches die Deutschen gewaltig im Ansehen der Amerikaner hob.

Das war 1859; zehn Jahre später folgte in ähnlicher Weise die Humboldtfeier und gleich darauf sollten die Deutschen Amerikas Gelegenheit finden, ihre Sympathien für das Heimatland in noch deutlicherer Weise zu bethätigen. Der Ausbruch des Krieges zwischen Frankreich und Deutschland rief allerwärts patriotische Hülfsvereine hervor und die von Delegierten derselben zu Chicago abgehaltene Konvention erklärte einstimmig: „Die Deutschen Amerikas halten sich verpflichtet, nicht nur mit ihren Gefühlen und Worten, sondern auch mit der That einmütig zum alten Vaterlande zu stehen.“

Dabei wollte man sich jedoch aufs strengste innerhalb der von dem Völkerrecht gezogenen Schranken halten. Dies geschah seitens der Anglo-Amerikaner freilich nicht; erst die Indignationsversammlungen der Deutschen erwirkten den auch erst kurz vor der Kapitulation von Paris erlassenen Befehl des Präsidenten zur Einstellung der Waffenverkäufe an französische Agenten. Überall wurden Sammlungen unter den Deutschen veranstaltet und an manchen Orten auch die Kinder herangezogen, „um in ihnen das Bewusstsein ihres geistigen und sittlichen Zusammenhanges ihrer Eltern zu wecken.“ Und als der Friede endlich geschlossen war, da machte sich der grenzenlose Enthusiasmus in glänzenden Friedens- und Siegesfesten kund, in solchen Städten wie Cincinnati, St. Louis, San Francisco, New-York, Philadelphia und Chicago von so grossartiger Entfaltung, wie die Neue Welt dergleichen noch nie zuvor gesehen hatte.

Die Allgemeinheit und Einstimmigkeit dieser Kundgebungen durfte als eine Verheissung des Beginns einer neuen und folgenreichen Entwicklung des Deutschtums in der Union gelten. Allein seitdem ist so manches in Deutschland geschehen, was dem Aussenstehenden wenig Achtung für Deutschland abgewinnen kann. Die Ausschreitungen der auch in den grossen Städten Amerikas sich widerwärtig breitmachenden, für Amerikaner ganz unverständlichen Sozialdemokratie, der Zwist zwischen Staat und Kirche, dazu Jahre wirtschaftlicher Not, welche Hunderttausende aus Deutschland übers Meer trieb, haben die Eindrücke der grossen Siege von 1870—71 abgeschwächt, wo nicht gänzlich verwischt. Der Amerikaner fühlt sich wieder in einer Überlegenheit wie der Reiche dem Dürftigen gegenüber.

„Allein das deutsche Element greift in Amerika in einer Weise um sich, die ihm eine grosse Zukunft sichert. Es wächst nicht bloss durch die Einwanderung, sondern auch durch

die Fortpflanzung in demselben Maasse, als das amerikanische abnimmt bei seinen vielen kinderarmen und kinderlosen Ehen. Auch lernen die Deutschen täglich mehr einsehen, dass Einheit stark macht; das Streben danach äussert sich überall und jeder Schritt, der sie dem Ziele näher führt, wird auch ihren politischen Einfluss mehren.“

Das sind die Resultate der Beobachtungen Friedrich Bodenstedts auf seiner jüngsten Tour durch die Vereinigten Staaten. Wie intelligente Amerikaner selber darüber denken, das sagt uns ein Artikel J. J. Lalors in der Zeitschrift „Atlantic Monthly“, welcher sich speziell mit den Deutschen im amerikanischen Westen beschäftigt. „In den Adern des Zukunftsbürgers im homogenen Amerika, wie er vielleicht in hundert Jahren hier lebt“, so heisst es da, „wird deutsches Blut rollen und ihn grossenteils zu dem machen, was er dann sein wird. Denn die Deutschen sind eine fruchtbare Rasse und haben ihre Freude an starken Familien. Aus Säuglingen, die mit Muttermilch statt mit amerikanischen Surrogaten genährt werden, wachsen muskelstarke Jungen und arbeitsfähige Mädchen heran, in ihrer frugalen Genügsamkeit und früh geübten Sparsamkeit wohl gerüstet für den Kampf des Lebens. Sie, gereift wie sie sind in der strengsten Schule, werden den Kindern der Amerikaner gegenüberreten und die Männer sein, in deren Hände der Reichtum und der Einfluss des Westens und damit — da der grosse Westen bald den Kontinent beherrschen wird — der Reichtum des Landes in weniger als fünfzig Jahren fallen muss.“ Und weiter: „Der deutsche Charakter wird nicht aussterben, aber sich modifizieren. Name, Gefühle, Gedanken und Aspirationen werden aufhören, spezifisch deutsch zu sein und dafür amerikanisch werden, aber amerikanisch im anderen Sinne des Wortes, als man jetzt darunter versteht. Denn auch Amerika ist den Gesetzen nationaler Wechselwirkung und daraus resultierender Änderungen im Nationalcharakter unterworfen.“

Das lautet wie Anklänge an Kappsche Prophezeiungen, nur sind sie tröstlicher, ermutigender, denn sie bedeuten Sieg und nicht Untergang.

Das Wachstum der eingewanderten Deutschen in den Vereinigten Staaten in der Periode 1870 bis 1880.

Staaten und Territorien	Absolute Zahlen		Zunahme(+) und Abnahme(—) in Prozenten	Unter je 10000 Personen waren ein- gewanderte Deutsche	
	1870	1880		1870	1880
Dakota	563	5 925	+ 954,4	365	439
Colorado	1 456	7 012	+ 381,6	397	361
Washington	645	2 198	+ 240,8	269	293
Arizona	379	1 110	+ 192,9	392	275
Nebraska	10 954	31 125	+ 184,1	890	688
Oregon	1 875	5 034	+ 168,5	206	288
Utah	358	885	+ 147,0	41	61
Arkansas	1 563	3 620	+ 131,6	32	45
Kansas	12 775	28 034	+ 120,0	351	281
New-Hampshire	436	789	+ 81,0	14	23
Florida	597	978	+ 64,0	32	36
Rhode-Island	1 201	1 966	+ 63,7	55	71
Minnesota	41 364	66 392	+ 61,2	941	881
Texas	23 985	35 347	+ 47,4	293	222
Kalifornien	29 701	42 532	+ 43,2	530	492
Michigan	64 143	89 085	+ 38,9	542	544
Montana	1 233	1 705	+ 38,3	599	435
Maine	508	688	+ 35,4	8	11
Iowa	66 161	88 268	+ 33,4	354	543
Alabama	2 482	3 238	+ 30,4	25	26
Massachusetts	13 072	16 016	+ 29,0	89	95

Staaten und Territorien	Absolute Zahlen		Zunahme(+) und Abnahme(-) in Prozenten	Unterje 10000 Personen waren ein- gewanderte Deutsche	
	1870	1880		1870	1880
Connecticut	12 443	15 627	+ 25,6	231	252
New-Mexiko	582	729	+ 25,2	63	61
Idaho	599	750	+ 25,0	399	230
Wyoming	652	801	+ 22,7	715	385
New-Jersey	54 001	64 935	+ 20,0	596	574
Illinois	203 758	235 786	+ 15,8	802	766
Wisconsin	162 314	184 328	+ 13,6	1539	1401
West-Virginia	6 232	7 029	+ 12,8	141	114
New-York	316 902	335 913	+ 12,3	723	700
Georgia	2 716	2 956	+ 7,0	23	19
Vermont	370	396	+ 7,0	11	12
Ohio	182 897	192 597	+ 5,3	686	510
Pennsylvanien	160 146	168 426	+ 5,2	455	393
Nord-Carolina	904	950	+ 5,1	8	7
Indiana	78 060	80 756	+ 3,4	465	408
Süd-Carolina	2 854	2 846	+ 3,3	39	29
Delaware	1 142	1 179	+ 3,2	91	80
Columbia Distrikt	4 920	5 055	+ 2,9	374	285
Nevada	2 181	2 213	+ 1,5	513	355
Kentucky	30 318	30 413	+ 0,3	229	185
Maryland	47 045	45 481	- 3,3	603	486
Missouri	113 618	106 800	- 6,0	602	493
Virginien	4 050	3 759	- 7,2	33	25
Louisiana	18 933	17 475	- 7,7	260	186
Tennessee	4 539	3 983	- 12,2	36	26
Mississippi	2 960	2 556	- 13,7	36	23
Vereinigte Staaten	1 690 533	1 966 742	+ 16,3	438	392

Die Deutschen in Centralamerika.

Der centrale Teil Amerikas hat für Deutsche bisher wenig Anziehung auszuüben vermocht. Das liegt weniger an den geographischen, speziell den klimatischen Verhältnissen, als an den wenig Vertrauen einflössenden Gewalten, in deren Händen die Regierung dieser Länder ruht. Denn mögen immerhin die niedrigen und sumpfigen Küstenstriche auf die Gesundheit des Europäers verderblich wirken, die weithin sich streckenden Hochebenen des Inneren könnten ihm jede Bedingung zu behaglicher Existenz gewähren. Deutsche Ansiedler, welche sich mit der Bodenkultur beschäftigen, wie es das Gros unserer Auswanderer ja immer liebt, giebt es daher in diesen Gebieten nicht, wohl aber ist der deutsche Handelsstand in fast allen grösseren Städten durch eine oder mehrere Firmen repräsentiert.

Die meisten mexikanischen Firmen sind alt begründete Faktoreien des hanseatischen Handels; sie haben ihre Mutterhäuser in Hamburg und Bremen. In den Hafenplätzen des Golfs nehmen sie im Import- und Exportgeschäft einen hervorragenden Platz ein und an der Westküste haben sie fast die Alleinherrschaft. Das erstere gilt auch von den zahlreichen Grossstädten des Inneren. Daneben werden auch vielfach Bank- und Kommissionsgeschäfte, Textilstofffabriken, Bergwerke und landwirtschaftliche Unternehmungen aller Art von Deutschen betrieben. Die deutsche Kolonie, welche sich im ganzen Lande auf 1500 Seelen belaufen mag, steht in Bezug auf die Stellung, die man ihr zuerkennt, obenan. In der Hauptstadt wohnen gegen 500, darunter 66 Verheiratete, wovon 40 mit deutschen

Frauen. Dort besteht ein deutscher Klub „Deutsches Haus“ in den ausgedehnten, sehr elegant eingerichteten Räumen eines ehemaligen Klosters mit Restauration, Gesellschaftsräumen, Billard- und Lesezimmer, Kegelbahnen und einer Bibliothek von 8000 Bänden. Der deutsche Hilfsverein besitzt ein Kapital von 8000 Dollar; ausserdem besteht ein Gesangverein und ein Turnverein; ein deutscher Reitverein veranstaltet alljährlich Wettrennen auf eigenem Terrain vor der Stadt. Deutschland kann auf seine Vertreter und Angehörigen in Mexiko in jeder Hinsicht stolz sein.

Ein wirklicher Versuch, eine Ackerbaukolonie zu gründen, wurde an der Moskitoküste 1844 gemacht. In diesem Jahre bildete sich unter dem Protektorat des Prinzen Karl von Preussen und des Fürsten von Schönburg-Waldenburg eine Gesellschaft, der sogleich durch ein englisches Konsortium ein Strich Landes an der Moskitoküste zum Kauf angeboten wurde. Der Bericht, welchen eine von Berlin ausgesandte Kommission über diese Gegend einreichte, sprach sich zwar günstig genug aus, allein zu einer Kolonisation kam es nicht, doch wanderten 1846 und 1848 kleinere deutsche Gesellschaften hierher, und im letztgenannten Jahre wurde auch durch die Thätigkeit Alexander von Bülows mit Hilfe der Berliner Gesellschaft eine Anzahl von Kolonisten auf die in Costarica und Nicaragua angekauften Ländereien gesandt. Das Unternehmen aber schlug gänzlich fehl, nachdem grosse Summen und auch Menschenleben vergebens geopfert worden waren, und 1852 löste sich die Gesellschaft auf; die meisten deutschen Ansiedler zogen nach den Vereinigten Staaten oder anderwärts. Im Jahre 1869 machte Kapitän Kinderling von der „Augusta“, welche Limon anlief, auf die Aufforderungen der noch zurückgebliebenen Kolonisten die beschwerliche Reise durch die unwegsame Gegend zur Niederlassung und überzeugte sich von dem wenig erfreulichen Zustande derselben. Auch eine in der allerjüngsten Zeit von Vegetarianern

Jung: Deutsche Kolonien.

in Britisch-Honduras geplante Kolonie hat ein klägliches Ende genommen.

Nicht besser steht es mit den schwachen Anfängen, welche an dem Nordrande des südamerikanischen Kontinentes gemacht wurden. Derselbe ist schon in früher Zeit von Deutschen aufgesucht worden. Belehnte doch Karl V. die reiche Augsburger Familie der Welser hier mit grossen Besitzungen, welche ihr Hauptmann Nikolaus Federmann durch kühne Eroberungszüge zu erweitern wusste.

Eine geschlossene Einwanderung Deutscher nach Venezuela fand aber erst 1843 statt, als der Oberst Tovar im Einvernehmen mit der Regierung und durch dieselbe unterstützt 374 deutsche Landleute, grösstenteils aus dem Elsass oder Baden stammend, über den Hafen von Choroní auf einem in ziemlich gleicher Entfernung von Caracas, Victoria und Puerto Maja gelegenen Terrain ansiedelte. Der Plan war von Alexander von Humboldt genehmigt worden, das Terrain ein sehr günstiges, aber infolge von Missernten und Krankheiten waren die ersten Anfänge schwierige, später gestaltete sich die Lage der Kolonisten aber besser und andere Einwanderer folgten nach. Der Census von 1881 weist 1171 in Deutschland Geborene nach.

Indessen sagen doch diese nördlichen, allzu heissen und allzu feuchten Striche Südamerikas europäischen, namentlich deutschen Naturen nicht zu, und weder hier noch im benachbarten Kolumbien werden deutsche Kolonien gedeihen können. Von dem berüchtigten Guyana dürfen wir ganz schweigen und auch die anstossenden tropischen Striche Brasiliens sind ausser acht zu lassen. Denn wenn auch die fürchterliche Geissel der Tropengegenden, das gelbe Fieber, in diesem Teile Amerikas niemals so verheerend aufgetreten ist, wie in Westindien, dem „Grabe des weissen Mannes“, wie in New Orleans u. a. O., so hat dasselbe doch auch hier viele Opfer gefordert. Das Klima der Tropen ist viel zu aufreibend

für europäische Naturen, um längeren Aufenthalt oder gar schwere Arbeit ungestraft zu gestatten.

Aber schon seit einer längeren Reihe von Jahren hat die deutsche Auswanderung die südlicheren Teile des Halbkontinentes aufgesucht, sodass wir heute nicht allein in Brasilien, auch in Uruguay und Argentinien, in allerneuester Zeit auch in Paraguay, in Chile und Peru deutsche Ansiedelungen vorfinden, welche fast sämtlich bei zunehmendem Gedeihen den erfreulichen Beweis liefern, dass der Deutsche hier nicht nur die Bedingungen für eine erspriessliche materielle Entwicklung findet, dass dieses Gebiet auch, ungleich anderen, ihn weniger der Gefahr aussetzt, seine eigene Nationalität einzubüssen und in den ihn umgebenden Völkern aufzugehen.

Die deutschen Kolonien in Brasilien.

Es ist ein ungeheures Areal, welches dieses Kaiserreich beansprucht; das Deutsche Reich gebietet nur über den fünfzehnten Teil der Gesamtfläche jenes, dabei stehen die beiden Bevölkerungen in dem Verhältniss von neun bei uns zu zwei dort drüben. Es ist also dort noch Raum für viele Millionen. Denken wir aber dabei an deutsche Naturen, so haben wir bedeutende Abzüge zu machen.

Die Nordgrenze des Kaiserreichs ist der vierte Grad nördl. Breite; es liegt also bei weitem der grösste Teil des zugehörigen Areals noch im Bereich der Tropen. Bei einer Temperatur, welche in der Landeshauptstadt im Mittel $26,5^{\circ}$ C während des Sommers und $21,4^{\circ}$ C. während des Winters beträgt, ist hier kein Aufenthalt für den Europäer, der sich mit anstrengenden Arbeiten befassen muss, zumal die Regenzeit gerade in die heissesten Monate fällt. In den höher liegenden Gebirgsgegenden des Westens sinkt das Thermometer aber häufig unter Null; dasselbe geschieht auch in den

südlichsten Teilen des Kaiserreichs jenseits des Wendekreises. Dort ist das Klima natürlich weit kühler und europäischen Naturen vollkommen zusagend. Ja es wird sogar als ein solches geschildert, das dem nordeuropäischen Länder weit vorzuziehen sei.

Dennoch hat man alle Striche dieses grossen, ausgedehnten Reiches mit einem Maasse gemessen und daraus wie aus gewissen sozialen Verhältnissen dem Lande einen Makel angeheftet, den es, wenn überhaupt, nur zum Teil verdient. Und so ist es denn gekommen, dass noch heut ein Verbot der preussischen Regierung den Auswanderer von Brasilien abzusperren sucht. Mit wieviel Recht, das sollen die nachstehenden Ausführungen lehren.

Der schlechte Ruf, in welchem Brasilien in gewissen maassgebenden Kreisen steht, ist ihm vornehmlich durch die berüchtigten Parceria-Verträge geworden, Halbpachtverträge der Plantagenbesitzer mit europäischen Arbeitern, welche darauf basieren, dass der Arbeitgeber dem Arbeitnehmer Vorschüsse für Überfahrt, Einrichtung und Unterhalt während der ersten Jahre leistet, wofür sich der letztere verpflichten muss, die ihm überwiesenen Kaffeebäume zu pflegen und dem Besitzer die Hälfte der Ernte abzugeben, mit Hülfe des Wertes der anderen Hälfte aber allmählich seine Schulden abzutragen. Diese Bedingungen, sofern sie von den Arbeitgebern ehrlich gehandhabt wurden, verhinderten den Arbeiter keineswegs sich zu Unabhängigkeit, selbst zu Wohlstand emporzuarbeiten, leider aber wurden dieselben von gewissenlosen Menschen zu den rücksichtslosesten Bedrückungen gemissbraucht und rechtfertigen vollständig das preussische Reskript vom 3. Nov. 1859, nur dass dieses den lokalen und vereinzelt Übelstand der Allgemeinheit zur Last legte.

Die Regierung war völlig im Rechte, vor solchen Gefahren zu warnen, auch von Auswanderung nach den nörd-

lichen Strichen Brasiliens dringend abzuraten. Denn dort sind fast alle Kolonisationsversuche missglückt.

Gerade die älteste deutsche Kolonie wurde im hohen Norden angelegt. Das ist die 1818 an den Ufern des Peruhypé in dem südlichsten Teile der Provinz Bahia gegründete Kolonie Leopoldina. Der Anfang war schwer, das Wechselfieber räumte unter den Ansiedlern auf; mit Hülfe von Sklavenarbeit aber haben die Überlebenden es schliesslich doch zu nicht unbedeutendem Wohlstand gebracht.

Westlich davon und 390 km von der Küste entfernt, liegt in der Provinz Minas Geraes am Flusse Mucury die Kolonie Philadelphia, ein freundlicher Ort mit ca. 1000 Bewohnern deutscher Abkunft. Der Boden ist vorzüglich, die Privilegien, welche der Aktiengesellschaft gewährt wurden, der die Ansiedelung ihr Entstehen verdankt, sind sehr bedeutend, und dennoch entspricht die Entwicklung diesen Vorteilen keineswegs. Auch bleibt der unglückliche Ausgang der im unteren Mucurythal angelegten Ansiedelung, welche dem Fieber erlag, immer eine abschreckende Erinnerung.

In dem am Meere langhingestreckten Espirito Santo ist die Kolonisation ebenfalls nicht von besonderem Erfolg gekrönt worden. Hier bestehen jetzt zwei Kolonien: Santa Izabel und Leopoldina, die erste mit 38 Familien aus Rheinpreussen 1847 angelegt, die zweite von Deutschen und Italienern bewohnt, beide mit Kaffeekultur beschäftigt, ohne aber darin etwas Erspriessliches zu leisten.

Rio de Janeiro empfing seine erste Kolonie bereits 1819 und zwar durch französische Schweizer, welche König Johann ins Land rief und durch Landbewilligungen und Geldunterstützungen in freigebigster Weise zu fördern suchte. Leider aber vergebens; das heutige Nova Friburgo (Neu-Freiburg) ist von Deutschen bewohnt, welche die Stelle der fortgezogenen Schweizer eingenommen haben und vermittelt der nach der Hauptstadt führenden Eisenbahn einen lebhaften

Handel mit Schweinen, Gemüse und Geflügel treiben. Wichtiger aber ist das vom jetzigen Kaiser ins Leben gerufene Petropolis, eine Stadt, die der Unredlichkeit eines französischen Agenten ihre Existenz verdankt. Derselbe war beauftragt worden, 300 deutsche Arbeiter zur Herstellung einer Kunststrasse anzuwerben, statt dessen aber sandte er 2300 und diese siedelte der Kaiser auf seinen Ländereien an. Dom Pedro liess sich dort einen Sommerpalast bauen; dem kaiserlichen Beispiele folgten viele reiche Brasilier und Gesandten und so entstand eine an Baden erinnernde Stadt, welche im Winter 6000, im Sommer aber an 20 000 Menschen zählt. Die Deutschen machen ungefähr die Hälfte der beständig ansässigen Einwohner aus und ausserhalb der Stadt liegt eine Anzahl ausschliesslich von Deutschen bewohnter Ackerbaukolonien, welche auf die als Mosel-, Nassau-, Wormser-, Lahn-, Ober-, Unter- und Mittelrheinthäl benannten Thäler verteilt sind. Der Boden ist nicht gerade der beste, indessen wissen sich die Deutschen durch Gemüsebau, als Kohlenbrenner und Tagelöhner auf den benachbarten Gütern eine leidliche Existenz zu sichern. Einen höheren Grad des Wohlstandes haben wenige erreicht, was aber hauptsächlich dem Mangel an Sparsamkeit zuzuschreiben ist, denn jeden Sonntag, sagt Zöller*), und zuweilen auch in der Woche giebt es einen Ball ganz im Stile dessen, was auf der Berliner Hasenheide geleistet wird.

In der Hauptstadt Rio de Janeiro selber leben an 4000 Deutsche, welche im Grosshandel und Kunstgewerbe eine hervorragende Stelle einnehmen. Ihren Mittelpunkt haben dieselben in ihrem Klub „Germania“, welcher grosse, in zwei Stockwerken verteilte Räume einnimmt und eine ausnahmsweise reiche Bibliothek besitzt. Auch die Schweizer haben ihren Klub. Beide besitzen ein gemeinsames Organ in der

*) Die Deutschen im Brasilischen Urwald. 1883.

Wochenschrift „Deutsche Allgemeine Zeitung“, welche von dem Schweizer Schmid und dem Sachsen von Hartwitsch redigiert wird. Unter den Buchhandlungen ist die der Badenser E. und H. Lämmert weitaus die bedeutendste.

Spärlich und nur sporadisch kommt das deutsche Element in dem südlicheren São Paulo vor, der Provinz, welche sich durch die schon besprochenen Parceria-Verträge einen besonders schlechten Namen gemacht hat. Die einzige bedeutendere deutsche Ansiedelung befindet sich auf der Besitzung des Baron von Souza Queiroz, wo 650 deutsche Arbeiter mit der Kultur von 350 000 Kaffeebäumen betraut sind. Cananea südlich an der Küste und von Schweizern und Italienern bewohnt, ist unbedeutend geblieben.

In Paraná giebt es freilich einige Kolonien, aber auch sie sind von keinem besonderen Belang. Dass Assunguy am Iguape und am Fuss der Serra do Mar trotz seines fruchtbaren Bodens sich nicht gedeihlich entwickeln konnte, liegt an seiner Lage tief im Binnenlande und den mangelnden Verkehrswegen; besser ist es den in der Nähe der Hauptstadt Curitiba ansässigen zahlreichen Deutschen ergangen, wogegen ein eben dort mit 3809 Deutschrussen aus den Gouvernements Samarow und Saratow gemachter Versuch als ein Fehlschlag bezeichnet werden muss. Die Deutschrussen kehrten, als die Zahlung der Staatsunterstützung aufhörte, nach Europa zurück, ihre Stelle nahmen Italiener und Deutsche ein. Auch dieser verunglückte Versuch hat nicht verfehlt, Brasilien in Misskredit zu bringen, obschon die Schuld ganz ohne Zweifel bei den Deutschrussen lag.

In den beiden südlichsten Provinzen: Santa Catharina und Rio Grande do Sul entwickelt sich deutsches Leben in ganz anderer Weise als in den ebengenannten nördlicheren und darum wärmeren Teilen des Reiches, welche entweder innerhalb der Tropen oder in nächster Nähe derselben liegen. Und hier, namentlich aber in Rio Grande, hat deutsche Arbeit

nicht allein einen erfreulichen, materiellen Wohlstand geschaffen, sie ist auch ihrem nationalen Charakter treu geblieben. Denn Boden wie Klima eignen sich neben manchem anderen in vorzüglicher Weise für Kulturen, wie sie der Deutsche in seiner Heimat kannte und pflegte.

Das Klima kann durchweg als ein sehr günstiges bezeichnet werden. Hat man diese Provinzen doch für Brustleidende ganz besonders empfohlen. Und der Boden lohnt mit seltenen Ausnahmen die Arbeit reichlich. Zwischen ungemessenen, üppig wuchernden Urwaldstrecken breiten sich kahle und einförmige, aber fruchtbare „Campos“, aus welchen hier und dort vereinzelt Waldinseln emportauchen. Der Brasilianer portugiesischer Abstammung widmet sich dem Ackerbau selten, der ruht in der Hauptsache in den Händen der Deutschen und gerade durch die fröhlich gedeihenden Ackerbaukolonien Südbrasilens ist es möglich gewesen, unserem vaterländischen Handel diesen wichtigen Markt zu erobern.

Dass unsere Landsleute aber einen solchen Wohlstand erlangt haben wie der, dessen sie sich erfreuen, das danken sie vornehmlich ihrer zähen Energie und ihrer anspruchslosen Genügsamkeit, welche die vielfachen Hindernisse, die sich entgegenstellten, erfolgreich überwand. Freilich dürfte man nach so langem Bestehen wohl ein besseres Resultat erwarten. Dass ein solches nicht erreicht wurde, daran trugen mehrere Umstände die Schuld.

Südbrasilien besitzt keinen grossen Exportartikel, wie ihn der Norden in seinem Kaffee hat. Man meinte früher, dass das Land unter dem doppelten Nachteil leide, für tropische Kulturen, wie Zucker und Kaffee, nicht mehr zu passen und für europäische Früchte nicht mehr den lohnenden Ertrag zu gewähren. Man hat leider etwas spät seinen Irrtum erkannt und gefunden, dass die Küstengegend für die einen, das Hochland für die anderen alle Bedingungen bietet.

Aber die Verzögerung der Entwicklung dieser Landstriche ist nicht durch mangelndes Verständniss allein verschuldet, in weit höherem Grade dadurch, dass die brasilische Regierungsmaschinerie trotz aller Summen, die für Kolonisation ausgeworfen und weggeworfen sind, durch Ausfuhrzölle, interprovinzielle Zölle, durch Schikanen, Thorheiten und unglaublich liederliche Rechtspflege die Entwicklung in einer Weise hemmt, wie sich vielleicht etwas Ähnliches auf der ganzen Erde nicht wiederfindet.

In Rio de Janeiro, so erzählt Zöller, dem wir die obige Schilderung entnehmen, blickt der Grosskaufmann mit einer gewissen Geringschätzung auf die deutschen Kolonien herab. Aber es ist eine Freude, ruft er an anderer Stelle aus, zu sehen, wie hübsch die Kolonie Dona Francisca voranschreitet, vielleicht gerade deshalb, weil sie nie ein brasilisches Spielzeug gewesen, weil ihre Verwaltung von Anfang an in einem gewissen gesund-konservativen Sinne geführt worden ist.

Dona Francisca wurde 1849 durch den Kolonisationsverein in Hamburg gegründet. Die Gesellschaft erwarb einen Teil der Ländereien, welche dem Prinzen von Joinville durch seine Heirat mit der Schwester des Kaisers, Dona Francisca zugefallen waren. Später wurde noch Staatsland hinzugekauft, Den Stadtplatz der Kolonie, die unter 19 000 Seelen etwa 15 000 Deutsche zählt, taufte man Joinville nach dem prinzlichen Protektor. Es ist ein freundlicher Ort aus hübschen einstöckigen und weissgetünchten Ziegelhäusern, die mit braunroten Dachpfannen gedeckt und durch ausgedehnte Gärten von einander getrennt sind. „Solch ein reinlich-freundliches Häuschen in halb deutschem, halb schweizerischem Villenstil spricht deutlicher als alle statistischen Daten, besonders wenn es, wie hier im Herzen des südlichen Winters, von blühenden Rosenhecken, von blühenden Kamelien, von fruchttragenden Bananenstauden, von duftenden Veilchen, von Kaffeesträuchern

mit rotschimmernden Beeren, von Zwergpalmen und ragenden Kokeren, von echt deutschen Epheulauben, von Lilienbäumen, Bambusgebüsch und in originellem Widerspruch von Erbsen, Möhren, Saubohnen, Kartoffeln und Petersilie umringt ist.“ Die Stadt macht den Eindruck eines kleinen, freundlichen deutschen Badeortes. Sie zählt jetzt 2000 Einwohner, besitzt eine katholische und eine protestantische Kirche, Schulhäuser, Empfangshäuser für Einwanderer u. a., auch fehlt es nicht an Vereinen. Da giebt es eine Freimaurerloge, Harmoniegesellschaft mit Lesezimmer, Germania, Concordia, einen Turnverein, Schützenverein, deutschen Kriegerverein, deutschen Jugendverein, Sängerbund u. a. Das gesellige Leben ist ausserordentlich stark entwickelt, namentlich Sonntags, wenn sich die Stadt mit Kirchgängern füllt. Dann kommen sie von Neudorf, Annaburg und Pedreira, die gleichfalls auf dem Koloniegebiet liegen, hereingeritten, Frauen und Mädchen gleich den Männern zu Pferde sitzend, und nach dem Gottesdienst beginnen regelmässig die Lustbarkeiten: Tanzmusik, Scheibenschiessen u. a. Aber auch an Werktagen hört man allabendlich das für deutsche Ortschaften charakteristische Donnern der Kegelkugeln und findet die Wirtshäuser bis zu später Stunde gefüllt. Dabei üben aber unsere Landsleute eine verständige Mässigkeit in ihren Genüssen.

Zu dem Municipium Joinville im Küstenlande mit beinahe tropischem Klima gehört das 1873 auf dem Hochland gegründete São Bento mit gemässigtem Klima. Dort pflanzt man Kaffeebäume und Zuckerrohr, hier europäische Kulturgewächse, dort fürchtet der Landwirt den Frost, hier begrüsst man ihn mit Freuden. Beide Orte verbindet die treffliche Dona Francisca Strasse, welche bis nach Rio Negro fortgeführt werden soll, einer Kolonie, die freilich ihren deutschen Charakter längst eingebüsst hat.

São Bento zählt in seinem Bezirk 4300 Einwohner, darunter viele Bayern und Polen, während die Mehrzahl der

Bewohner von Joinville aus Pommern, Sachsen und den Rheinlanden stammt.

Von Joinville nach dem 25 km entfernten Hafenplatz São Francisco bildet der Caxoeira eine schmale und vielgewundene, aber doch bequeme Wasserstrasse für kleinere Fahrzeuge, und schon verfügt die Kolonie über eine Flotte von 16 selbstgebauten Fahrzeugen von 266 Tonnen Gehalt, worunter mehrere zweimastige Segelschiffe und ein Dampfer von 12 Pferdekräften. Die Bai von São Francisco bietet an der ganzen Küste von Santos abwärts bis zur Barre von Rio Grande den besten Ankergrund.

Das Municipium Joinville besitzt ein Areal von mehr als 4030 qkm, ist also grösser als das Herzogtum Braunschweig (3690 qkm), dabei hat es nur 17 000, jenes 350 000 Einwohner. Von diesem Grundbesitz sind 25 000 ha mit Deutschen besetzt und durch sie 18 000 ha unter Kultur gebracht.

São Francisco hat sehr erhebliche Zuschüsse vom Staate erhalten, aber dafür gedeihen auch Ackerbau und Industrie schon in erfreulicher Weise. Die Ausfuhr beläuft sich auf rund 1 800 000 Mark, wovon auf Herva Maté, den sogenannten Paraguay Thee, eine Million Mark gerechnet werden kann. Zur Verarbeitung dieses Maté bestehen acht Mühlen.

Gerade südlich von São Francisco am rechten Ufer des Itajahy und 60 km von dessen Mündung in den Atlantischen Ocean liegt das freundliche Örtchen Blumenau, so benannt nach seinem Gründer, dem Dr. Blumenau aus Braunschweig, der sich hier mit 17 Personen im September 1850 niederliess. Seiner Energie und Opferwilligkeit — er gab im Ringen mit schwierigen Verhältnissen sein ganzes Privatvermögen hin — verdankt Blumenau nicht nur seine Blüte, vielmehr seine Existenz. Aber schon nach acht Jahren sah sich der rastlos thätige Mann genötigt, die Kolonie an den Staat zu übergeben, da seine beschränkten Mittel (48 000 Mark) nicht aus-

reichten, um die Ansiedelung mit den nötigen Strassen und anderen gemeinnützigen Einrichtungen zu versehen. Von 1860—1879 wandte die brasilische Regierung die kolossale Summe von nahezu sechs Millionen Mark auf die Kolonie; 1880 wurde sie emanzipiert. Bis dahin war Dr. Blumenau Direktor der Kolonie, die sich unter seiner Leitung in überraschender Weise entwickelt hat. An herbem, gehässigem Tadel, selbst an perfider Verleumdung hat es aber auch hier nicht gefehlt. Bald richteten sich die Angriffe gegen seine Person, bald gegen sein Unternehmen, und leider gingen solche Angriffe von Deutschen aus. „Aber“, sagt Tschudi, „es mag ihm die Überzeugung, dass die von ihm gegründete und geleitete Kolonie die bestorganisierte Ackerbaukolonie Brasiliens ist, diejenige, die sich heut in dem blühendsten Zustande befindet, Befriedigung und Beruhigung gewähren.“

Tschudi besuchte Blumenau 1861, also kurz nach der Übergabe an die kaiserliche Regierung; heute würde sein Lob nicht weniger zutreffend sein.

Die Kolonie zählt gegenwärtig 15 000 Einwohner, wovon unter 11 000 Deutsche; die übrigen sind Brasilier, Wälschtiroler, Italiener. Der Marktflecken Blumenau, in herrlicher Wald- und Bergscenerie gelegen, ist ein äusserst freundlicher kleiner Ort, dessen Gebäude, worunter einige recht stattliche, sich nirgends an einander schliessen, sondern durch weite Räume getrennt sind. Die Strassen — eigentlich giebt es freilich nur eine — werden häufig von schlanken Palmenalleen eingefasst und bestehen meist aus einstöckigen Häusern, welche letzteren besonders zu leiden hatten, als 1880 der Itajahy weit über seine Ufer trat und das enge Thal in einen grossen Binnensee verwandelte.

Blumenau, klein wie es ist, besitzt doch schon einige namhafte Industrien; so liefert die lithographische und photographische Anstalt von Scheidemantel Arbeiten, welche mit den besten Berlins den Vergleich aushalten; es besitzt eine

Anzahl von Holzschnidereien, liefert fertige Cigarren und Cigarretten und Bier aus neun allwöchentlich brauenden Brauereien. Und 1875 konnten die Bewohner hier eine Ausstellung für Landwirtschaft, Kunst, Industrie und Gewerbe veranstalten.

Natürlich blüht auch das Vereinsleben, das freilich durch jenes grosse Unglück stark gestört wurde. Früher hiess Blumenau „das lustige“. Unter allen Vereinen steht der Kulturverein oben an. An Sonntagen kommen die weitverstreuten Landbewohner von nahe und ferne zu dem hübschen Flecken, denn die Kolonie umfasst 60 000 ha, wovon etwa 10 500 kultiviert sind. Das übrige ist zum Teil prachtvoller Wald mit den wertvollsten Holzarten.

Das südwestlich von Blumenau gelegene Brusque ist jetzt fast nur von Deutschen bewohnt (ca. 2500); früher zählte es viele amerikanische Irländer, für welche man, um sie los zu werden, gern die Rückfahrt nach New-York bezahlte. Diese Kolonie hat enorme Summen gekostet, eine Folge schamlosester Misswirtschaft seitens ihrer Direktoren; einer derselben wusste in fünfviertel Jahren mit 2 200 000 Mark fertig zu werden.

Noch mehr kostete das zwischen Blumenau und dem Hafenplatz Itajahy gelegene Dom Pedro mit einer aus 16 000 Italienern, 3000 Deutschen und 1000 Brasilianern zusammengesetzten Bevölkerung. Und wenn man das Resultat hier doch immerhin als ein annähernd befriedigendes bezeichnen darf, so muss über das 40 km von Itajahy entfernte Luiz Alves, wo zwischen 68 italienischen und 22 brasilianischen Familien 26 deutsche sitzen, gerade das Gegenteil gesagt werden. Auch die Kolonien Theresopolis an den Ufern des Cubatão und Angelina am Rio Tejucas, in welchen einige deutsche Familien unter zahlreichen Italienern und Brasilianern leben, haben infolge mannigfacher Missstände, worunter schlechte Verwaltung keiner der geringsten war, nur dürftige

Fortschritte gemacht. Auch sie wurden vom Staate mit nicht unbedeutendem Aufwand an Geldmitteln angelegt.

Das südliche Rio Grande do Sul wird mitten vom 30. Breitengrad durchschnitten, das ist auf der nördlichen Halbkugel die Breite von New-Orleans. Allein ein solches Klima, wie an der ungesunden Mississippimündung findet sich in der brasilianischen Provinz nirgends. Das gelbe Fieber hat diese Gegenden niemals berührt. Und ist es auch auf den niedriger gelegenen Strichen noch ziemlich warm, so haben die Hochländer doch ein ganz gemässigttes Klima; Schneefall und Eisbildung sind in den Wintermonaten dort regelmässige Erscheinungen.

Rio Grande erhielt seine ersten deutschen Kolonisten unter Dom Pedro I. Um seinen Thron zu stützen, liess derselbe in Deutschland Söldner anwerben, mit denen aber auch zugleich Familien von Ackerbauern kamen. Und mit den letzteren wurde in dieser südlichsten Provinz nördlich von der Hafenstadt Porto Alegre die Kolonie São Leopoldo angelegt, welche unter mancherlei Schwierigkeiten und Kämpfen, durch Nachwuchs und Zuwanderung verstärkt, sich endlich zu einer ansehnlichen Stadt entwickelt hat, in deren Umkreis zahlreiche deutsche Ansiedler wohnen. Die Einwohner von São Leopoldo, zwischen 3000 und 4000, sind meist Deutsche, ihrer Beschäftigung nach theils Handwerker, theils Händler.

Eine Eisenbahn verbindet schon seit einigen Jahren den Ort mit der Hauptstadt der Provinz, Porto Alegre, das, auf einer ins Meer vorgeschobenen Landzunge erbaut und mit einigen schönen Gebäuden, wie Markthalle und Gefängniss, ausgestattet, einen sehr wohlthuenden Eindruck macht. Unter den 40 000 Einwohnern nehmen die 4000 Deutschen eine hervorragende Stellung ein, denn sie beherrschen den Grosshandel, vertreten den Unternehmungsgeist und besitzen einen guten Teil des Kapitals.

Eine ganze Reihe von Vereinen ist durch sie gegründet worden: der Klub „Germania“, die Loge, der deutsche Hilfsverein, deutsche Krankenverein, Turn-, Schützen-, Handwerksverein, Zweigverein für Handelsgeographie u. a. Im Jahr 1882 ist auch eine aus Deutschen und Brasilianern zusammengesetzte Einwanderer-Gesellschaft zusammengetreten, deren Zweck es ist, die ankommenden Einwanderer mit Rat und That zu unterstützen.

Die Stadt besitzt eine Pferdebahn, mit dem Inneren ist sie durch Eisenbahnen und durch Flussdampfer auf dem Rio Jacuhy (bis Rio Pardo und Cachoirá), dem Rio Sinos (bis Mundo Novo), auf dem Cahy (bis Sebastião do Cahy) und auf dem Rio Taquary (bis Taquary) verbunden; mit Seeplätzen wie Rio Grande, Montevideo, Buenos Ayres, Rio de Janeiro vermitteln den Verkehr grosse Seeschiffe.

Deutsche Pädagogen haben mit Erfolg für die Hebung des Schulwesens gewirkt, deutsche Buchhandlungen versorgen die Bewohner mit den neuesten Produkten der europäischen Presse, von den fünf in der Provinz erscheinenden Zeitungen gehören der Stadt zwei.

Man kann hier in gesellschaftlicher Hinsicht etwa dieselben Genüsse finden, wie in einer deutschen Stadt mittlerer Grösse. Eine charakteristische Schilderung entwirft Hugo Zöller. Der 7. September ist der Jahrestag der Unabhängigkeit. Dann schliessen sich alle deutschen Geschäfte und auch die meisten anderen, und alle Notabilitäten begeben sich zu dem sehr einfachen Regierungspalast, um dem Präsidenten ihre Aufwartung zu machen. Darauf geht es zum gemeinschaftlichen Tedeum in die Kirche. „Ein paar Kompanien der Garnison (ein Teil davon sitzt stets im Gefängniss) bildete, schwarz und gelb, mager und fett, gross und klein, bunt durcheinander Spalier; vor der brasilianischen Fahne — grün und gelb, Spinat mit Eiern — lüftete jedermann den Hut, und als der Bischof von Porto Alegre (ein Jesuit) unter end-

losem Raketengeknatter die Messe zu celebrieren begann, konnte man alles, was Porto Alegre an Notabilitäten besitzt: das ehrenwerte Konsularkorps, den würdevollen Stadtrat, die bewaffnete Macht und den Kaufmannsstand, alle mit einer riesigen Kerze in der Hand in langer Reihe versammelt sehen. Die Handlung ermangelte nicht einer gewissen Feierlichkeit und der würdevolle Eindruck wurde kaum dadurch gestört, dass ein paar halbnackte Gassenbuben sich dreist hinter den kurulischen Stuhl des Präsidenten stellten.“

In Porto Alegre wurde auf Anregung und unter hervorragender Mitwirkung des Zentralvereins für Handelsgeographie in Berlin 1881—82 eine Ausstellung brasilianischer und deutscher Ackerbau- und Industrieprodukte abgehalten, welche leider mit der Zerstörung des Ausstellungsgebäudes durch einen vermutlich böswillig angelegten Brand einen so bedauerlichen Abschluss fand.

Von Porto Alegre breitet sich nördlich und nordwestlich ein waldiges Gebirgsland aus, ein Komplex von der Grösse des Königreichs Sachsen, in dem sich Kolonie an Kolonie reiht, in dem auf hunderte von Kilometern bloss deutsche Laute an das Ohr des Reisenden schlagen.

Hier liegen in langem Zuge die Kolonien Hamburgerberg, ein wohlhabender, kleiner Ort mit einer Bevölkerung von 3—400 Seelen, nordöstlich davon Mundo Novo mit etwa 3000 deutschen Einwohnern, denen es sehr gut geht und wovon 500 in dem Hauptort Taquara wohnen, der in Bezug auf die Anzahl und die Zusammensetzung der verschiedenen Geschäfte und Handwerker in Europa wohl kaum seines gleichen finden dürfte. Gerade nördlich von Hamburgerberg ist die Kolonie Nova Petropolis mit (1881) 2236 Einwohnern, welche in den hochgelegenen Thälern alle Produkte der subtropischen Zone zu erzeugen imstande sind, leider aber keinen zu allen Zeiten fahrbaren Ausfuhrweg besitzen.

Nova Petropolis wurde nebst einer Reihe anderer Kolonien durch die Anregung der Provinzialregierung gegründet. Dieselbe erwarb von der kaiserlichen Regierung grosse Strecken mit Urwald bestandenen Landes und schloss mit den Firmen Caetano Pinto und Holzweissig & Co. einen Kontrakt ab, wonach diese 40 000 Deutsche einführen sollten. So entstanden Santa Cruz, Nova Petropolis, Montalverne und São Angelo.

Santa Cruz, ein wenig östlich vom Rio Pardo, ist ein vorwiegend deutscher Ort von 1500 Einwohnern, die in hübschen, in üppigen Orangen- und Pfirsichhainen versteckten Häusern wohnen; fruchtbare Felder ziehen die Abhänge der Berge hinauf, deren Kamm noch der Urwald bedeckt. Auch Montalverne ist ein wohlgedeihender deutscher Ort, weniger schon das in seiner Bevölkerung zu sehr gemischte São Angelo, überwiegend deutsch ist aber das sich ausserordentlich schnell aufschwingende Germania, am Ausgangspunkt der Serrastrasse nach dem Campo gelegen. Der Ort selber zählt 600, meist deutsche Einwohner, in der ganzen Umgegend wohnt aber eine deutsche Bevölkerung von mindestens 17 000 Seelen.

„Das freundliche Städtchen“, schreibt Henry Lange, „liegt am rechten Ufer des Rio Pardo in einer weiten Ebene, welche auf drei Seiten von hohen Bergzügen umschlossen ist. Im Osten, jenseits des Flusses, erheben sich die schroffen Gebirgsrücken von Riopardense mit senkrechten, weissen Felswänden, an welche sich, südöstlich ziehend, die hohe, schmale Felsrippe des Facão anschliesst; im Norden das originelle Orgelgebirge (Serra do Orgão), welches von Westen nach Osten streichend in nicht zu grosser Entfernung vom Rio Pardo in drei Felsspitzen von verschiedener Höhe endet: im Westen der hohe Gebirgszug des Trombo d'Anta, so genannt wegen der Ähnlichkeit seiner Gestalt mit einem Rüssel des Tapir; dann weiter im Südwesten und verbunden mit diesem durch eine Gebirgskette von sehr wechselnder Höhe, der bedeutendste

Berg der ganzen Gegend, der Autucarahy, der südlichste Ausläufer, der letzte Gebirgsstab der Serra Geral.“

Noch nennen wir die Orte Taquary und Teutonia, das erstere am gleichnamigen, das ganze Jahr für Dampfer schiffbaren Flusse, deren Anblick an Sassnitz auf Rügen erinnert, das zweite, zwischen Cahy und Taquary gelegen, von 2300 Deutschen bewohnt und umgeben von verschiedenen kleineren Ansiedelungen, wie Neu-Berlin, Forqueta u. a.

Die äussersten Vorposten im Westen bilden die kleinen Kolonien Santa Maria da Boca do Monte und Silviera Martins, unter denen sich neben zahlreichen Italienern leider zu wenig Deutsche befinden, um es zu einem recht gedeihlichen Aufschwung kommen zu lassen.

Von diesem Koloniengürtel abgesondert und vereinzelt in nicht allzugrosser Entfernung vom Küstenrande liegen, von Nord nach Süd gehend, die Kolonien São Pedro, Tres Forquilhas, S. Feliciano und S. Lourenço, von denen indes nur die letzte, 1858 von Jacob Rheingantz angelegte Kolonie mit 6–7000 Deutschen es zu Wohlstand gebracht hat.

Das verdanken sie ihrem Fleisse und ihrer Genügsamkeit sowie, und nicht zum geringsten Teile, ihren Frauen, denn Knechte und Tagelöhner hat man selten. Allerdings besitzen die Deutschen gegen tausend Negersklaven, alte Hausinventare, die den reisenden Deutschen im reinsten, heimischen Dialekt begrüßen und sich so wohl fühlen, dass sie gar nicht nach Freiheit verlangen.

„Die deutschen Kolonisten“, schreibt Zöllner, „haben sich mit bewundernswerter Geschicklichkeit in die von ihrer Heimat so sehr verschiedenen Verhältnisse Brasiliens hineingefunden, sie leben in palmbeschatteten Häusern, sie pflanzen Zuckerrohr und Reis, als ob sie das von Jugend auf gewöhnt wären.“ Die im brasilianischen Urwalde gebräuchliche Art zu reisen schildert der Reisende in sehr humoristischer Weise. „Es war ein tafrischer Sonntagmorgen und hunderte von

Leuten, die zur Kirche ritten, Männer, Greise, Weiber, Kinder zogen freundlich grüssend vorüber. Unter den typischen Figuren erregte ein altes Bäuerchen, das schon in gereifteren Jahren herübergekommen, und dem es nicht ganz leicht geworden sein mochte, aufs Pferd hinaufzuklettern, meine besondere Teilnahme. Daneben ritt eine junge Frau mit aufgespanntem Regenschirm, mit einem Kinde auf dem Arme mit einem zweiten, das sich an ihrem Kleide festhielt, mit einem dritten auf hinterdrein trabendem Maultier, dessen Zügel sie in der Hand hielt. Dann folgten zwei dralle junge Dirnen, die nach Männerart ritten; dann eine „Mule“ (so nennen die deutschen Bauern das Maultier), die an jeder Seite einen rohgezimmerten Holzkoffer trug, wie bei uns die Mägde es besitzen, dann zu dreien oder vieren auf je einem Reittier die jüngere Generation und schliesslich würdevoll hinterdrein auf klapperdürrer Mähre der Vater mit Sonnenschirm und unbestrumpften, pantoffelbekleideten Füßen. Seine Stiefel, die zeitweilig als Reisetasche benutzt werden, hingen an den Hinterbeinen des Tieres herunter.“

Die deutschen Kolonisten in Südbrasilien erfreuen sich grosser Freiheit, ausser Justiz- und Polizeibehörden giebt es bei ihnen keine brasilianischen Beamten und von einem Druck durch diese oder andere Behörden, durch direkte Steuer u. a. ist nicht die Rede. Viel, sehr viel ist über die Unduldsamkeit der brasilianischen katholischen Regierung gesprochen und geschrieben worden und dass man den Protestanten nicht gestatte, Türme zu ihren Kirchen zu bauen. Freilich spricht das Gesetz dagegen, aber dennoch werden an protestantischen Gotteshäusern Glockentürme erbaut und niemand wagt es seine Stimme dagegen zu erheben, geschweige denn die Gebäude anzutasten. Hat doch der Staat sogar auf den deutschen Kolonien den Bau protestantischer Gotteshäuser durch Geldmittel unterstützt und protestantische Pfarrer daselbst besoldet. Fast überall ist das Verhältniss zwischen Deutschen und den

bei und neben ihnen wohnenden Brasilianern ein gutes. Aber, wie in anderen Ländern, so macht sich auch hier deutscher Einfluss noch lange nicht genügend geltend, um der numerischen Stärke zu entsprechen. Unter den 50 Munizipien der Provinz Rio Grande do Sul giebt es erst fünf, in deren Munizipalräten Deutsche sitzen. Unsere Landsleute lassen sich leider weit eher bestimmen, einem portugiesischen Brasilianer ihre Stimmen zu geben als einem Deutschen. Es fehlt ihnen der Nationalstolz und das Gefühl der Zusammengehörigkeit, wodurch sich der Luso-Brasilier so wesentlich und so vorteilhaft von dem Teutobrasilier unterscheidet.

Was aber auch immer etwa gegen unsere Landsleute in Südbrasilien vorgebracht werden könnte — und das ist sicherlich nicht viel und nicht bedeutend — eines muss uns mit alle dem aussöhnen: sie büßen nicht, wie in Nordamerika, ihre Sprache und ihr Deutschtum ein.

Einen mächtigen Hebel zur Erhaltung deutscher Sprache und Sitte bilden die vielen Vereine, vor allen die Presse. Zur Zeit erscheinen 11 deutsche Zeitungen in Brasilien, die meisten zweimal wöchentlich.

Die heutige Bevölkerung von Rio Grande do Sul wird auf 580 000, die von Santa Catharina auf 200 000 Seelen veranschlagt. In der ersten Provinz leben etwa 90 000, in der zweiten 60 000 Deutsche und für ganz Brasilien berechnet Sellin ihre Zahl auf 210 000 Seelen, wovon 85 000 Protestanten.

Indem wir zurückblicken und das Fazit aller unserer Schilderungen und Beobachtungen ziehen, können wir uns ohne Rückhalt dem Urteile Zöllers anschliessen, wenn er sagt: „So lange wir noch keine deutsche Kolonie unter deutscher Flagge besitzen, so lange wir noch fremden Boden düngen müssen, so lange bietet Südamerika, bieten namentlich die südbrasilischen Provinzen Rio Grande do Sul und Santa Catharina ein weit besseres Feld des Vorwärtkommens

als Nordamerika, ein weit besseres als Australien oder irgend ein anderes Land, das ich kenne.“

So lange wir noch keine deutschen Kolonien unter deutscher Flagge besitzen — ob die vorläufig von Privatgesellschaften angeknüpften Verhandlungen mit Paraguay dazu führen werden? Ob dies Land, zwei Drittel der Grösse des Königreichs Preussen, in welchem jetzt nur 350 Deutsche wohnen, für den deutschen Kolonisten vorzüglich geeignet ist, wie die einen behaupten, ob derselbe dort sein Grab findet, wie andere ebenso fest versichern, darüber ein endgültiges Urteil zu fällen, dürfte augenblicklich unmöglich sein.

Mit Gewissheit aber dürfen wir es sagen, dass sowohl in Uruguay als in der Argentinischen Republik der deutsche Ansiedler viele Bedingungen für eine sichere und gedeihliche Existenz findet.

Die Laplatastaaten

gleichem in ihrem Charakter ganz dem südlichen Rio Grande do Sul mit seinen weithin sich streckenden, baumlosen Pampas. Sie bilden mit diesem Teile Brasiliens ein besonderes geographisches Gebiet, das im strengsten Gegensatz zu jenem steht. Der Ansiedler stösst hier nicht, wie in Brasilien und Nordamerika, auf die grosse Schwierigkeit, dichten Urwald ausrodend zu müssen; er kann schon am ersten Tage ungehindert seinen Pflug einsetzen. Doch giebt es im nördlichen Teile von Argentinien auch grossartige Waldungen von wertvollen Holzarten. Leider findet der Landmann in den Heuschrecken (Langostas) einen häufig wiederkehrenden Feind — 1874 bis 1881 hatte man sie jedes Jahr —, welcher in den Saaten oft grosse Verheerungen anrichtet.

Nach dem Census von 1880 lebten in Uruguay 2125 Deutsche; für Argentinien schätzte der portugiesische Generalkonsul in Buenos Ayres im selben Jahre die Einwohner deutscher Nationalität auf 10 000, die Schweizer auf 12 100 und die Österreicher auf 2300; die letzten stammen aber zu-

meist aus Welschtirol. Dabei sind aber nicht, wie das sonst zu geschehen pflegt, nur die in Deutschland Geborenen gerechnet. Für diese liefert uns die amtliche Statistik bestimmte und bedeutend niedrigere Zahlen. Sie führt nämlich 1881 nur 2167 als Deutsche und 4520 als Schweizer auf. Für die Bedeutung des Deutschtums spricht die Existenz von vier deutschen Zeitungen in Argentinien; Uruguay hat wenigstens eine.

In Uruguay gehören die Schweizerkolonie Neu-Helvetia und die Waldenser Kolonie Piemont, beide unweit der Eisenbahnstation San José, zu den besten in den Laplatastaaten, aber die vorteilhaftesten Kapitalanlagen, die von Gebert begründete Fleischextraktfabrik in Fray Bentos sowie die von Buschenthal ebenfalls nach Liebig's Prinzipien errichtete in Trinidad bei Montevideo sind leider beide in ausserdeutschen Besitz übergegangen.

In der argentinischen Republik finden wir die Deutschen meist unter anderssprechenden Nationen verstreut; die Regierung hat es stets sorgfältig vermieden, die Einwanderer irgend eines Landes in geschlossenen Gruppen anzusiedeln; sie hat dieselben vielmehr stets mit anderen Elementen zu vermischen getrachtet, um so ein Aufgehen der fremden Nationalität in die eigene zu erleichtern, und es ist ihr dies mit den Deutschen Argentinien's auch vielfach gelungen.

Am stärksten finden wir das Deutschtum vertreten in der Hauptstadt Buenos Ayres, wo sich zahlreiche deutsche Kaufleute niedergelassen haben, die sich des besten Rufes erfreuen. Hier wurde auch mit Hülfe des Evangelischen Vereins für Nordamerika in Bremen die erste deutsche protestantische Kirche im spanischen Südamerika erbaut. In frischester Erhaltung finden wir unsere Landsleute noch in einigen Kolonien der Provinz Santa Fé. In Esperanza, das 3000 Einwohner zählt, besteht ein deutscher Hilfsverein, Gesangverein, Turnverein sowie ein Zweigverein des Berliner Centralvereins

für Handelsgeographie. Die hiesige evangelische Gemeinde zählt 1000 Deutschredende, zur kleineren Hälfte Schweizer, und 300 Französischredende. San Carlos, wo namentlich in der Mühlenindustrie deutsche Namen erscheinen, hat seinen Gesangverein; in General Alvear am Parana und in Olavarria in der Provinz Buenos Ayres wohnen Deutsch-Russen, auch in Villa Libertad hat sich eine ziemliche Anzahl Deutscher niedergelassen. Norddeutsche und Dänen haben im Süden von Buenos Ayres gemeinschaftlich die kleine Kolonie Tandil gegründet und nördlich von General Alvear ist unweit der Kolonie Villa Urquiza bei der schönen Estancia „El Cerrito“ eine wohlgedeihende deutsche Ansiedlung entstanden. Nächst Südbrasilien ist Argentinien vielleicht das Land, welches dem deutschen Kolonisten die beste Gelegenheit zum guten Fortkommen gewährt.

Die Westküste Südamerikas

hat schon seit Jahren die deutsche Einwanderung angezogen; namentlich ist es Chile gewesen, wohin sich viele Deutsche gewandt haben. Der letzte Census von 1876 führt für Chile 4678 Deutsche und 380 Österreicher, für Peru 1672 Deutsche auf.

In Chile nehmen die Deutschen unter den Europäern die erste Stelle ein und die erste Handelsstadt Valparaiso weist eine nicht unansehnliche Reihe deutscher Namen auf, welche in der kommerziellen Welt den besten Klang haben. Am zahlreichsten sind sie in den Provinzen Valdivia und Llanquihua, besonders im Departement Osorno, wo sie den thätigsten und wohlhabendsten Teil der Bevölkerung ausmachen. Hier wurde 1853 durch 2000 Ansiedler, die aus Hamburg, vom Rhein und aus dem Schwarzwald kamen, eine Kolonie gegründet, welche ihre Abzweigungen weithin verschickt hat. Die bedeutendsten Städte der Provinz, wie Osorno, Calbuco und Puerto Montt haben zum grossen Teil deutsches Gepräge angenommen und man hört die deutsche Sprache fast ebenso häufig wie die spanische. Die Deutschen haben sehr wesent-

lich zur gedeilichen Entwicklung der genannten Städte und ihrer Umgebungen beigetragen, ihre Farmen sind ohne Ausnahme auf das Beste bestellt und geben reichliche Erträge, sie selber sind aber bei den Chilenen nichts weniger als beliebt. Die Deutschen schliessen sich ab, sie bilden einen Staat im Staate und die Chilenen fürchten, dass sie Verwickelungen mit dem deutschen Reiche herbeiführen könnten, um sich von demselben annectieren zu lassen.

Mit Peru verknüpfen sich für uns Deutsche sehr traurige Erinnerungen. Zwar haben sich unsere Landsleute in den Hafenstädten des Landes als tüchtige, unternehmende Kaufleute vielfach Wohlstand und Ansehen erworben, aber eine im Inneren des Landes belegene deutsche Kolonie mahnt uns an eine Zeit greulicher Misswirtschaft.

Der erste Versuch, Deutsche nach Peru hinüberzuführen, wurde 1852 von einem gewissenlosen Seelenverkäufer gemacht, welcher durch glänzende Versprechungen 1100 Deutsche zur Auswanderung bewog, dieselben nach ihrer Ankunft wie Sklaven an Hacienderos verkaufte, unter deren Behandlung nach einem halben Monat 600 starben. Und doch liess sich zwei Jahre später abermals eine grössere Anzahl Deutscher bewegen, in das Land zu ziehen. Nach einem mit einem Deutschen Damian von Schulz abgeschlossenen Vertrag beabsichtigte die Regierung in 6 Jahren mindestens 10 000 deutsche Kolonisten nach Peru zu führen und anzusiedeln. In Tirol und im Moselthal wurden 302 Personen angeworben, welche unter den grössten Schwierigkeiten und Entbehrungen wobei viele zu Grunde gingen, andere die Gesellschaft verliessen, in dem engen, hochgelegenen Thale des Pozuzu ihre Wohnstätten errichteten. Dort haben sie sich allmählich zu einigem Wohlstand emporgerungen und heut zählt die Kolonie unter 450 Bewohnern etwa 350 Deutsche.

In Peru hat sich bisher kein deutsches Blatt halten können, wohl aber besteht ein solches für Chile.

Die Deutschen in Australien und Polynesien.

Über die numerische Stärke unserer Landsleute im fünften Weltteile hat der letzte Census vom 3. April 1881 bestimmte Daten gebracht. Darnach wird die Zahl aller in Deutschland d. h. im Deutschen Reiche Geborenen auf 42 129 angegeben. Das sind etwas mehr als 12 Prozent der Gesamtbevölkerung. Davon entfallen auf Queensland 11 638, auf Südaustralien 8798, auf Victoria 8571, auf Neusüdwaales 7521 auf Neuseeland 4819 und auf Tasmanien 782 Deutsche. Die Zahl der wenigen in Westaustralien etwa befindlichen Deutschen ist sicherlich nicht nennenswert; über unsere in den Archipelen des Stillen Oceans thätigen Landsleute sprechen wir an besonderer Stelle später. Wenn indes nach obiger Angabe das Deutschtum in Australien als ausnehmend schwach erscheint, so darf man nicht vergessen, dass hier nur die in Deutschland Geborenen, nicht aber deren glücklicherweise doch noch recht häufig rein deutsch gebliebenen Kinder berücksichtigt sind. Die wirkliche Zahl der in Australien lebenden Deutschen wird sicherlich 100 000 noch übersteigen. Und in jüngster Zeit ist das Deutschtum wiederum verstärkt worden durch die geschlossene Zuwanderung von Deutschen nach Queensland und die Vergünstigungen, welche die südaustralische Regierung solchen Deutschen in Aussicht stellte, die auf eigene Kosten einwandern mussten. In diesen beiden Kolonien erfreut sich das Deutschtum der grössten Stärke, der frischesten Rührigkeit und erweckt die Hoffnung auf längere Erhaltung. Indes wird ohne periodische Nachschübe eine solche dauernd sicherlich nicht denkbar sein.

Keine von diesen beiden Kolonien war aber unter den australischen Schwestern die erste, welche deutsche Ansiedler aufnahm. Deutsche Winzer aus Hattenheim im Rheingau siedelten 1837 mit Weib und Kind nach Neusüdwaales über,

um dort die ersten Weinberge anzulegen. Aber das waren doch nur wenige Familien, eine grössere, geschlossene Auswanderung Deutscher fand erst 1838 statt.

Dazu gab die von Friedrich Wilhelm III eingeführte Union und Agende Veranlassung. Zu denen, welche sich dadurch und durch den darauf folgenden Druck in der freien Ausübung ihres Glaubens beeinträchtigt glaubten, gehörten auch der Pastor Kavel und seine Gemeinde in dem uckermärkischen Dorfe Klemzig. Ein grosser Teil dieser Leute, ihr Führer an der Spitze, beschloss daher auszuwandern und ging zu diesem Zwecke einen Vertrag mit der „Südaustralischen Kompanie“ in London ein, welche bedeutende Ländereien von der englischen Regierung erworben hatte und diese mit Kolonisten zu besetzen wünschte. Ehe aber die Hindernisse, welche man in Berlin ihrem Wegzuge bereitete, völlig beseitigt waren, verfloss viel Zeit und als Kavel und seine Genossen in London ankamen, war der für die Abfahrt gesetzte Termin bereits verstrichen. Dadurch gerieten unsere Landsleute in eine sehr schwierige Lage, aus welcher sie durch einen der Begründer jener Gesellschaft, George Fife Angas, indes befreit wurden. Die Deutschen passten vortrefflich für seine Pläne und er siedelte dieselben zum grossen Teil auf seinen eigenen, weiten Besitzungen an. Diese Deutschen sind freilich längst selbständig geworden und sitzen auf ihren eigenen Äckern, jener Angas verdankte ihrer Arbeit aber einen sehr grossen Teil seines späteren kolossalen Reichtums. Diesem ersten Zuge folgten später weitere Nachschübe und so entstand nördlich und östlich von der Hauptstadt Adelaide eine ganze Reihe von Ortschaften, welche zum Teil ausschliesslich von Deutschen bewohnt sind und schon in ihren Namen: Hahndorf, Lobethal, Grünthal, Blumberg, Langmeil u. a. ihren Ursprung verraten. Fast alle diese Einwanderer waren einfache Landleute, zumeist aus der Mark und Niederschlesien, welche sich in der einen oder der andern Weise

durch die Maassregeln der preussischen, geistlichen Behörden bedrückt glaubten. Eine ganz andere Klasse brachte das Jahr 1848 und seine Nachfolger. Dieselben Elemente, welche zu jener Zeit Amerika aufsuchten, wandten sich damals auch nach Australien, nur in weit schwächerem Maasse.

Ein Bruder des bekannten Reisenden Sir Robert Schomburgk fasste die Idee, eine geschlossene Gesellschaft von Deutschen zu vereinigen, welche in Australien eine deutsche Kolonie innerhalb der englischen gründen sollte. Diese Idee wurde sehr bald aufgegeben; dafür aber auf jenes Sir R. Schomburgks Rat der Entschluss gefasst, nach Westaustralien zu ziehen. Glücklicherweise für die Zukunft der Gesellschaft führte man dies Projekt nicht aus, was vornehmlich der Einsprache eines der Teilnehmer, des nachmals um das Deutschtum in Südaustralien hochverdienten Dr. Mücke, zu danken ist. Eine neue Gesellschaft bildete sich, die südaustralische, welche alle kommunistischen Ideen aufgab, jenen Dr. Mücke zu ihrem Führer erwählte und nach Hamburg entsandte, um die Auswahl eines passenden Schiffes zu treffen und die Sorge für die zweckmässige Einrichtung desselben zu übernehmen. Diese Gesellschaft, welcher sich die Gebrüder Julius und Otto Schomburgk anschlossen, langte 1849 in Adelaide an und hat mit einer andern unter Leitung von Eduard Delius aus Bremen abgegangenen dem Deutschtum in Südaustralien die besten geistigen Kräfte zugeführt. Auch später noch und bis in die neueste Zeit sind Deutsche in grösseren oder kleineren Gesellschaften zugewandert, sodass wir heut die Zahl unserer Landsleute wohl auf 30 000 schätzen dürfen.

Die beiden Hauptcentren deutschen Lebens in der Kolonie sind gegenwärtig ohne Zweifel die Hauptstadt Adelaide und das Städtchen Tanunda am Fusse des Kaiserstuhls, in der Barossakette. Das letztere, ein kleiner Ort von etwa 800 Einwohnern, ist fast rein deutsch; nur vereinzelt haben sich englischredende Leute hier niedergelassen und in weitem

Kranze wird es von kleineren Orten umgeben, welche fast alle ein durchaus deutsches Gepräge tragen. Wir brauchen uns ihre Namen, solche wie Rosenthal, Neu-Mecklenburg gar nicht nennen zu lassen, die Bauart der Häuser, die Anlage des Hofes, der leichte vierräderige Wagen würden uns nebst manchem andern sehr bald sagen, dass wir hier die Wohnstätten deutscher Landsleute vor uns sehen.

Tanunda besitzt seinen Gesangverein, seine Schützengilde wie viele andere deutsche Orte, aber es rühmt sich eines Institutes, das in den englisch-australischen Kolonien als ein Unikum dasteht. An den Ufern des Para, der eine mässig breite Thalfurche in den fruchtbaren Lehmboden geschnitten hat, ist durch einen betriebsamen Landsmann ein hübscher Garten angelegt worden, in dessen schattigen Lauben mit schöner, von blumigen Gewinden überdachter Kegelbahn sich allsonntäglich von nah und fern Besucher zusammenfinden, darunter auch nicht selten Engländer, die gern der puritanischen Öde ihres eigenen Sonntagslebens entfliehen. Gegen solche Erholungen, welche der Engländer hier ebensowenig wie in seiner alten Heimat kennt, besteht kein Gesetz und so wird dies sabbathschändende Treiben geduldet.

In Adelaide, der Hauptstadt der Kolonie, ist die Zahl der Deutschen weit grösser; man wird sie auf reichlich 5000 berechnen müssen. Und auch ihre Bedeutung steht viel höher. Wir haben hier einige recht ansehnliche deutsche Firmen, die ersten Goldschmiede- und Uhrmacherläden sind deutsch und einige Handwerke, wie das der Bäcker, wird fast von Deutschen monopolisiert. Sie halten hier auch besser zusammen als an anderen Plätzen in Australien, und haben sich eine ganze Reihe geselliger Vereine geschaffen: Gesangvereine, Turnvereine u. a.; in erster Linie steht aber der Deutsche Klub, welcher sich vor einigen Jahren ein schönes Heim erbaute, das eine Zierde der Stadt genannt werden darf. Die Deutschen Südaustraliens zeichnen sich noch immer vor allen

anderen Deutsch-Australiern durch einen rühmenswerten Patriotismus aus; nur die Deutschen in Queensland eifern ihnen in lobenswerter Weise darin nach. Wenn sie dem neuen Vaterlande durch ihre Ausdauer, Wirtschaftlichkeit und Stetigkeit die wertvollsten Dienste geleistet haben, so ist doch die Anhänglichkeit an die alte Heimat keineswegs geschwunden. Das haben sie zu wiederholten Malen bewiesen, sei es dass sie in grossartiger Feier ihre Freude über die Erfolge deutscher Waffen bekundeten, sei es dass sie mit freigebiger Hand die Not der Brüder in der Heimat lindern halfen, sei es endlich dass sie den Meistern, welche den langersehnten Aufbau des Deutschen Reiches vollendeten, ihre warme, dankbare Anerkennung aussprachen.

Eine ganze Reihe von Namen könnte genannt werden, deren Träger für das Deutschtum die Achtung erzwangen, welche oft nur widerwillig gewährt wurde. Mit dem schon erwähnten Dr. Mücke, dem beredten Vorkämpfer in Wort und Schrift für alles Deutsche, nennen wir als Mitherausgeber und Eigentümer der vielgelesenen, tüchtigen „Australischen Zeitung“ den bewährten Schulmann Friedrich Basedow, eins der fähigsten Mitglieder des südaustralischen Parlamentes und zeitweiligen Minister des Unterrichtswesens. Ein anderer Deutscher, Friedrich Krichauff, machte sich durch seine verdienstliche Anregung zur Beforstung baumloser Ländereien bekannt. Auch er hatte einen Sitz im Parlament. Als Vertreter des Deutschen Reiches wie als Förderer australischer Forschungsreisen hat sich der Konsul A. v. Treuer allgemeine Achtung erworben, während als Direktor des Botanischen Gartens Dr. Richard Schomburgk der Kolonie in dem von ihm mit aufopfernder Liebe gepflegten Institut nicht nur einen überaus reizenden Erholungsplatz, auch eine vielfach und weithin nutzenbringende Anstalt schuf.

Den zweiten Platz sowohl hinsichtlich ihrer numerischen Stärke als des von ihnen bewahrten deutsch-nationalen Be-

wusstseins beanspruchen unsere Landsleute in Queensland. Ihre Zahl werden wir wahrscheinlich noch über 25 000 veranschlagen müssen. Die meisten von ihnen sind, wie in Südaustralien, Landbauer; Leute von grösserem Reichtum finden sich unter ihnen nicht, selbst nicht in den Städten, fast alle aber sind in guten Verhältnissen. In der Hauptstadt Brisbane besteht das deutsche Element der Mehrzahl nach aus Handwerkern, Gastwirten, Krämern, Detaillisten und Lohnarbeitern. Viele leben in sehr guten Verhältnissen und zeichnen sich vor der englischen Bevölkerung durch Fleiss, Ordnung, Zuverlässigkeit und Geschicklichkeit aus. Den Zusammenhang der Deutschen unter einander erhält der Verein „Germania“, welcher sich schon ein eigenes Haus erbauen will, und ein deutsches Blatt, die „Nordaustralische Zeitung“; eine grosse Zahl Deutscher wohnt zusammen in der Vorstadt Kangaroo Point. Auch in [der Nähe der Stadt, namentlich südöstlich von derselben, im Logan-Distrikt wohnen viele Deutsche, welche dort Ackerbau, besonders Zuckerkultur treiben. Man erkennt hier, wie überall, ihre Felder an der grösseren Nettigkeit und Sauberkeit, welche sie vorteilhaft von anderen Farmen unterscheiden, wie ihre Häuser im Stile der Heimat aus Fachwerk mit Ziegelstein sofort unter den übrigen, meist aus Holz aufgeführten Gebäuden in die Augen fallen. Hier besitzen und bewirtschaften 12 deutsche Farmer eine Zuckerplantage gemeinschaftlich, eine andere Zuckerplantage gehört einem deutschen Missionar.

Ein zweites wichtiges Ansiedelungsgebiet für die Deutschen in Queensland sind die Darling Downs, deren Mittelpunkt die Stadt Toowoomba bildet. Toowoomba ist voll von deutschen Läden und Geschäften und in der näheren und weiteren Umgebung reiht sich eine deutsche Farm an die andere. Die deutschen Einwohner der Stadt haben auch zwei Schulen errichtet, welche sie ohne irgend welche Beihilfe des Staates erhalten. Die Hauptkulturen der deutschen

Landsleute sind Weizen, Mais und Zuckerrohr, aber viele Deutsche haben sich auch mit Vorliebe der Orangen- und Weinkultur zugewandt, namentlich ist dies im Toowoomba-Distrikt der Fall. Der erzeugte Wein ist gerade kein sehr guter, dennoch aber wird derselbe gern getrunken. Und auch in Queensland hat man an deutsche Gewohnheiten eine ähnliche Konzession gemacht, wie in Südaustralien, nur ist sie hier eine noch viel weitergehende. An Sonntagen füllen sich die Gärten der weinbauenden Deutschen regelmässig mit Gästen, deutschen wie englischen Familien, um die Weine der Besitzer zu kosten, während in der Stadt selber die Gasthäuser der strengen Sonntagsordnung gemäss geschlossen bleiben müssen.

In dem benachbarten Neusüdwaales ist das Deutschtum weit weniger zahlreich vertreten und ausserhalb der Hauptstadt vornehmlich an den Ufern des Clarence zu finden, wo einige Deutsche Zuckerrohr bauen, sowie um Albury am Murray, das sich durch seine Weine auch über Australien hinaus einen Namen erworben hat. In Sydney sind einige recht ansehnliche Firmen in den Händen von Deutschen, es besteht hier auch ein deutscher Klub, ein Verein für Handelsgeographie, der einzige in Australien, und neuerdings hat man Schritte gethan, um Fonds für den Bau einer deutschen Kirche zu beschaffen. Sydney ist der Sitz eines deutschen Generalkonsuls, von dem die in Melbourne, Adelaide, Brisbane, Hobart und mehreren Städten Neuseelands angestellten Handelskonsuln ressortieren.

Victoria wurde ehemals sehr stark von Deutschen aufgesucht; das war zur Zeit der Blüte der Goldgräbereien. Man hat ihre Zahl damals auf 30 000 angegeben, heut werden wir schwerlich mehr als die Hälfte annehmen können, obwohl in den letzten zehn Jahren ein ziemlich starker Zuzug über die Grenze von Südaustralien in die Ackerbaudistrikte des Westens stattgefunden hat. Die meisten Deutschen leben

indes in Melbourne und Ballaarat. Die Stärke des Deutschtums zeigt sich in der Hauptstadt in den zahlreichen Vereinen: Klub, Liedertafel, Gesang- und Turnverein u. a., welche sich eines kräftigen Gedeihens erfreuen. Allein unter der überwältigenden Zahl der Englischsprechenden verschwinden die Deutschen mehr und mehr, zumal sich die Wohlhabenderen zum grossen Teil zu den Engländern halten. Die den unteren Ständen angehörigen Landsleute haben eine gewisse Anhänglichkeit an das Vaterland noch nicht verloren.

Auch in Victoria sind einige hervorragende Deutsche zu nennen, wie der Maler von Guerard und vor allen anderen Deutschen, nicht nur Victorias, ganz Australiens überhaupt, der als Botaniker wie als Forschungsreisender und eifriger Förderer der Forschungen anderer hochverdiente Ferdinand von Müller, von einem deutschen Fürsten in den Adelstand erhoben und von der englischen Königin zum Ritter geschlagen. Es giebt neben Ludwig Leichhardt niemand in Australien, auf welchen wir Deutsche mit grösserem Stolz hinblicken könnten.

Allein die Fortdauer deutschen Wesens wird doch nicht auf solchen Männern, überhaupt nicht auf den Angehörigen der gebildeteren Klassen beruhen, die, meist in den Städten wohnend, sich ihrer englischen Umgebung mehr oder weniger anpassen, deren Kinder aber in der Regel englische Australier werden. Wie in Amerika so bedient sich auch hier die zweite Generation mit Vorliebe der englischen Sprache. Und um so mehr, als infolge der schnellen Zunahme wohlfeiler Staatsschulen, in denen nur englisch unterrichtet wird, die früher ziemlich zahlreichen deutschen Schulen fast sämtlich eingegangen sind. Jetzt bilden die deutschen lutherischen Kirchen die Hauptstütze und den Hauptvereinigungspunkt des Deutschtums, da wenigstens bei den Landgemeinden sich ein ziemlich reges kirchliches Leben erhalten hat. Es bestehen zur Zeit drei evangelisch-lutherische Synoden in Australien: die

Synode von Victoria, die Immanuel-Synode in Südaustralien und ebendort die Synode von Australien. Die beiden ersten, konfessionell geeinigten Synoden führen gemeinschaftlich den Namen: Die evangelisch-lutherische Generalsynode von Australien. Die australischen deutschen Kirchen werden jetzt von 54 Pastoren versorgt, wovon 26 in Südaustralien, 11 in Queensland, 10 in Victoria, 4 in Neuseeland und 3 in Neusüdwaales thätig sind. Ausserdem existieren 4 deutsche Missionsstationen der Brüdergemeinde zur Bekehrung der Ureinwohner Australiens in Victoria und Südaustralien. Viele der Pastoren sind auf der baseler Missionsanstalt ausgebildet, andere sind in den Kolonien selbst erzogen, nur wenige haben theologische Studien auf einer deutschen Universität gemacht.

Der politische Einfluss der Deutschen ist nicht gerade ihrer numerischen Stärke, noch weniger aber ihrer wirtschaftlichen Bedeutung angemessen. In den Parlamenten der Kolonien finden wir nur wenige Deutsche. In Victoria und Neusüdwaales, wo alle, welche nicht als Unterthanen der Königin geboren wurden, vom Oberhaus wie von allen ministeriellen Stellungen ausgeschlossen sind, sitzt nur ein Deutscher im Parlament, Südaustralien hat einmal drei Deutsche in seinem Unterhause gehabt und zweimal Deutsche zu Ministern, freilich nur auf wenige Monate, in Queensland sehen wir einen Deutschen im Oberhause und zwei im Unterhause. Dass die Deutschen so mangelhaft vertreten sind, daran ist hauptsächlich der geringe Reichtum derselben schuld, indes dürfen wir unsere Landsleute doch auch von einer gewissen Gleichgültigkeit in diesen Dingen nicht freisprechen.

Eine Zukunft kann das deutsche Element in Australien wie in allen anderen Ländern mit englischer Sprache nur durch eine stetige Einwanderung aus dem Vaterlande haben, welche das deutsche Wesen frisch erhält und die Beziehungen zwischen der alten und neuen Heimat immer fester knüpft.

Die Inselgruppen des Stillen Oceans

sind zum allergrössten Teile mit deutschen Niederlassungen besetzt, welche die grosse Hamburger Handelsfirma Johann Cesar Godeffroy auf ihnen errichtete. Andere Firmen, wie die von Hershheim auf den Marschallinseln, von Ruge & Co. auf der Samoagruppe, der Société commerciale de l'Océanie, Heedemann, Wachsmuth & Krogmann nahmen auf der einen oder der anderen Insel Platz und auf den Viti-Inseln bildet das deutsche Element schon einen ansehnlich und beständig wachsenden Teil der Bevölkerung. Darum ist zur Wahrung deutscher Interessen auf Viti auch ein deutscher Konsul bestellt, ebenso wie auf Jaluit und auf Tahiti, wo jetzt 40 Deutsche leben.

Die Samoagruppe ist das Centrum der deutschen Handelsbeziehungen in der Südsee, weil hier die Gesellschaft, welche an Stelle des Hauses Godeffroy trat, ihren Sitz hat. Auch ist Apia, der Hauptort der Gruppe, dem deutschen Generalkonsul für die Südsee als Residenz angewiesen worden. Allein von einer eigentlichen deutschen Kolonie kann kaum die Rede sein, da die Beamten der genannten Gesellschaft sich nicht allein aus Deutschen, sondern auch aus Engländern rekrutieren und die Arbeiter sämtlich Melanesier oder Polynesier sind. Man wird das deutsche Anwesen besser eine Faktorei zu nennen haben.

Eine grössere deutsche Kolonie finden wir aber auf Hawaii. Nach der letzten Zählung von 1878 gab es in dem kleinen Inselreiche 272 Deutsche, seitdem sind noch mehr zugezogen, so 1881 und 1882 aus Hannover, Thüringen u. a. einige hundert Landleute, um auf den Zuckerplantagen der Insel Kauai beschäftigt zu werden. In Honolulu, wo etwa 120 Deutsche meist als Kaufleute leben, tritt das Deutschtum besonders erfreulich in den Vordergrund. „Es war mir eine äusserst angenehme Überraschung“, sagt der Rei-

sende Max Buchner, „ebensoviel deutsch als englisch sprechen zu hören. Wenn ich so durch die Strassen ging, drangen fast aus jedem der offenstehenden Läden, Barbierstuben und Kneipen die Laute der Muttersprache an mein Ohr.“ Unter unseren Landsleuten in Honolulu sind die angesehensten und reichsten Kaufleute, und ein reges geistiges Streben, das man in solcher Ferne und Abgelegenheit kaum erwarten möchte, blüht bei ihnen. In dem deutschen Klub, in welchem Deutsche und Engländer einträchtig mit einander verkehren, findet man Bremer Bier, deutsche Zeitschriften, deutsche Musik, kurz vieles, das deutsche Wesen zu erhalten. Ausser Kaufleuten giebt es noch einige deutsche Handwerker und Plantagenbesitzer auf den verschiedenen Inseln des Archipels.

Die Deutschen in Russland.

Die Ansiedelung der Deutschen im heutigen russischen Reich vollzog sich in zwei, zeitlich weit von einander getrennten Perioden, welche sowohl nach dem Charakter der Einwanderer als dem Modus der Kolonisierung sich in völlig diametralem Gegensatze zu einander befinden. Diese kamen mit dem Kreuz in der einen, mit dem Schwert in der andern Hand, um ein barbarisches und heidnisches Volk zu unterwerfen, zu bekehren und ein neues Reich zu gründen, jene folgten dem Rufe russischer Herrscher, welche nach Besitzergreifung eben dieser deutschen Gründungen deutsche Arbeit kennen und schätzen gelernt hatten, um fruchtbare, aber verödete Landschaften zu bevölkern und durch ein vor Augen

gestelltes Beispiel sesshaften Fleisses unstäte Nomadenstämme vom unruhigen Leben zu entwöhnen.

Der ersten Periode gehört der vom Baltischen Meere bespülte Teil des europäischen Russlands an, den man gewöhnlich als die deutschen Ostseeprovinzen bezeichnet; in der zweiten entstanden jene zahlreichen, in Gruppen über die ungeheure Fläche vom Finnischen Golf bis zum Schwarzen Meer und über den Kaukasus hinüber verstreuten deutschen Ansiedelungen.

Die einen erschienen als Herren im Lande und bilden noch heut den bevorzugten, besitzenden Stand, aus dessen Mitte seit seiner Unterwerfung unter den russischen Scepter die ersten Würdenträger des Reiches am Hof, in der Verwaltung, im Felde hervorgegangen sind, die andern haben sich nie über die bescheidene Sphäre gehoben, welche ihnen von Anbeginn angewiesen wurde, aber auch ihre Arbeit hat den Aufschwung des Czarenreiches in tüchtiger Weise gefördert.

Die Zahl der gegenwärtig im europäischen Russland wohnhaften Deutschen beläuft sich auf rund eine Million und diese Zahl vermehrt sich nicht allein durch den natürlichen Überschuss der Geburten über die Sterbefälle, es vollzieht auch noch immer eine stetige, wenn nicht starke, doch immerhin beachtenswerte Zuwanderung. Von 1857 bis 1876 wanderten 4 605 559 Deutsche ein und 4 048 164 aus, sodass im Lande 537 395 Köpfe verblieben, und 1877 liessen sich 36 650 Deutsche und 23 560 Österreicher, nicht wenige unter diesen gleichfalls Deutsche, im russischen Reiche dauernd nieder. *) Die Auswanderung einiger Tausend Mennoniten, welche sich durch Heranziehung zum Heeresdienst in ihrer Religion verletzt wähnten, will dagegen wenig bedeuten. Überdies kehrten mehrere Hunderte enttäuscht aus Brasilien zurück.

*) Vgl. die Anmerkung Seite 4.

So sehen wir unsere Landsleute über die ganze ungeheure Ausdehnung des Zarenreiches vom Weissen Meer bis zum Kaspisee und zum Schwarzen Meer, von der preussischen Grenze bis zum Ural verstreut, ja selbst in Sibirien sind einige Tausend Deutsche angesiedelt und ein paar Hundert hat man in centralasiatischen Gebieten gezählt.

Am zahlreichsten wohnen sie aber in den Gouvernements Ssamara, Ssaradow, Piotrkow, Warschau, Livland und Kalisch, sodann in Cherson, Kurland, Plozk, St. Petersburg, Ssuwalki und Wolhynien. In Finnland leben heut nur noch wenige Hunderte; hier war aber früher das Deutschtum in ziemlicher Stärke vertreten. Es ist nicht aus dem Lande gewichen, es ist vielmehr in dem ansässigen Schwedentum aufgegangen.

Ob ein solches Aufgehen in dem andrängenden slavischen Elemente das Schicksal der heute noch auf russischem Boden bestehenden deutschen Kolonien sein wird, wer mag es sagen? Fast möchten wir das besorgen. Die nachstehende Schilderung, der Versuch einer ungeschminkten Darstellung der Verhältnisse, wie sie sich vom ersten Auftreten der Deutschen in Russland bis auf die jüngste Zeit gestaltet haben, mag auf die Beantwortung dieser auch für uns bedeutsamen Frage hinleiten.

In den baltischen Provinzen.

Das deutsche Element der Provinzen Esthland, Livland und Kurland ist etwa 120 000 Seelen*) stark, macht nur etwas über 16 Procent der nicht zwei Millionen zählenden Gesamtbevölkerung aus und dennoch ist es in seinen beiden Zweigen: dem grundbesitzenden Adel und der städtischen Bürgerschaft**)

*) Nach der Zählung von 1873 wohnten in Kurland 44 218, in Livland 63 973, in Esthland 11 131 Deutsche.

***) In den drei baltischen Provinzen waren 1867: 14 119 Adelige, 7000 Kaufleute und „Ehrenbürger“ und 95 295 Bürger.

die bisher allein herrschende Macht, der sich die eingebornen Völkerschaften wie die eingewanderten Russen, Polen, Finnen, Schweden und Juden unbedingt unterordneten. Sie allein waren wie die Inhaber des gesamten staatlichen Vermögens so auch die Träger der Kultur unter den rohen Völkerschaften, welche sie vorfanden und unterjochten. Die anderen zugewanderten Nationalitäten haben es nie zu einer irgendwie bedeutsamen Rolle gebracht.

Als Deutsche zum ersten Male die bisher gänzlich unbekannte Küste des Rigaischen Busens betraten, kamen sie als Schiffbrüchige und Hülfsuchende. Ein gewaltiger Nordweststurm hatte Bremer Kaufleute 1159 auf ihrer Fahrt nach Wisby verschlagen und zur Mündung der Düna und ins Land der Liven entführt. Auf diese Entdeckung folgte eine Ansiedelung von Kaufleuten, Priestern und Rittern, die durch fortwährende Nachschübe so zunahm, dass schon 1202 der Grund zur Stadt Riga gelegt werden konnte. Zur selben Zeit stiftete der kluge und tapfere Bischof Albrecht von Buxhövden den Orden der *fraternitas militiae Christi*, der nachmaligen Schwerritter, welcher die Herrschaft des deutschen Stammes über alle diese nördlichen Provinzen Russlands: über Kurland, Livland, Esthland, Ingermanland, Karelien und einen Teil von Finnland ausbreitete. Mit dem Orden teilten sich fünf Bistümer: Riga, Dorpat, Ösel, Kurland und Semgallen in die Herrschaft des Landes. Aber Feinde drohten ringsum! Zu den Fehden mit den immer und immer wieder mit seltenem Mute gegen die Macht der eisengepanzerten „Sachsen“ sich auflehrenden Urbewohnern kamen die Kämpfe mit dem durch König Erich von Dänemark begründeten Reval, mit den von Osten her andrängenden Russen, den südlich wohnenden Litthauern. Bald sahen sich die Schwerritter genötigt, die Hülfe ihrer in Preussen ansässigen Brüder anzurufen, und die deutschen Kolonien in Kurland, Esthland und Livland ord-

neten sich dem Hochmeister des deutschen Ordens zu Marienburg unter.

Ihre Blütezeit sahen dieselben unter dem Regimente des grossen Walter von Plettenberg, aber in seiner Zeit wurden auch mit der siegreich auftretenden Reformation die Keime der Zerstörung gelegt, deren verderbliche Wirkungen ungehindert hervortraten, nachdem die mächtige Heldengestalt des Meisters ins Grab gesunken war. Iwan der Schreckliche brach über die Ostgrenze brennend und mordend ins Land, schwedische und polnische Heere kamen von Nord und Süd herein und Kaiser Ferdinand I., selbst machtlos und bedrängt, konnte die Hülferufe seiner Unterthanen nur durch die wirkungslose Absendung eines Schreibens an den Zaren beantworten.

Da wandte sich die preisgegebene Kolonie nach Polen, welches das südliche Livland und Kurland unter sein Scepter nahm, während Esthland sich dem König Erich von Schweden unterwarf. Aber solche Unterwerfung sollte dem Lande die erhoffte Ruhe nicht bringen. Die zugestandenen Privilegien wurden nicht beachtet, fanatische Jesuiten begannen ihr Bekehrungswerk, Recht und Herkommen wurde mit Füßen getreten und ernstlich Miene gemacht, „die Transmariner über das Meer zu jagen, von dannen sie gekommen.“

Schwedens darauf folgende fast hundertjährige Herrschaft war unter Karl IX. und namentlich unter Gustav Adolf ebenso segensreich für das Land als sie verderblich und drückend unter Karl XI. und Karl XII. auf demselben lastete. „Wiederum wurde das Land zwischen Düna und Embach der Kampfplatz der streitenden Mächte, wiederum verwüstete die Kriegsfurie fast zwei Jahrhunderte lang die weiten livländischen Ebenen, sank der Bauer zu bettelhafter Armut und Verwilderung herab, wurden die Städte angezündet und die Burgen geschleift.“ Denn selbst für diese hart und ungerecht

regierenden Fürsten schlugen sich die deutschen Livländer mit der alten Tapferkeit, und als endlich aller Widerstand gebrochen war, huldigten die Stände dem siegreichen Peter, der sie in allen ihren Privilegien bestätigte. Der Zar zeigte übrigens ein unverkennbares Wohlwollen für seine neuen Erwerbungen. Das hinderte ihn aber nicht, das für besonders unrussisch geltende Dorpat von Grund aus zu zerstören und seine ganze Einwohnerschaft ins Innere des Reiches wegzuführen, wie das schon im 16. und 17. Jahrhundert mehr als einmal geschehen war. Ein solches Geschick betraf während dieser Unglückszeit auch andere livländische Städte. Die Chroniken enthalten dann nur die kurze Bemerkung, dass die Bürgerschaft mit Weib und Kind nach Moskau abgeführt wurde. Mit bewunderungswürdigem Heldenmuth kämpften die Bürger für ihren Herd gegen die andringende Übermacht und sprengten sich selber mit den Trümmern ihrer Wohnplätze in die Luft, wenn alle Hoffnung verschwunden war.

Als 1577 Iwan Wassiliewitsch II. das Schloss Wenden erstürmte, fand er sämtliche Bewohner, Ritter, Greise, Frauen und Kinder, 300 Personen, betend auf den Knien in einem Turme, dessen Keller mit Pulver angefüllt war. In demselben Momente zündete der Rittmeister Heinrich Boismann durch ein Fenster des Turmes das Pulver an. Nur einer, eben dieser Boismann, wurde noch lebend gefunden, man brachte ihn vor den Zaren, der ihn zu sehen wünschte und vor dessen Augen er verschied. Sein Leichnam wurde gespiesset.

Im Schlosse von Marienburg, das, mitten im See gelegen, sich lange gegen Peters Feldherrn Scheremetiew verteidigte, waren nur der Kommandant, ein Edler von Vietinghoff, und zwei Ritter übriggeblieben. Sie warfen, als die Russen hereinstürmten, die Lunte in die Pulverkammer und begruben ihre Feinde mit sich unter den fallenden Ruinen.

Die drei Provinzen waren durch diese fortdauernden

Kriegsnöte an den Rand des bittersten Elends gebracht worden. Sie bedurften der angestrengtesten und einmütigsten Kooperation aller Stände, um sich aus ihrer Erniedrigung und Verarmung emporzuarbeiten. Der neue russische Herrscher hatte das Unrecht Karl IX. wieder gut gemacht, indem er dem deposse- dierten Adel seine Güter zurückgab; Richterstühle und Ver- waltungsstellen waren auf den alten Fuss gebracht und zum ersten Male wurden Postverbindungen zwischen den einzelnen Städten hergestellt. Aber bei den Deutschen selber fehlte es an einsichtsvoller Arbeit. „Müssige Händel zwischen Edel- leuten und Landsassen, zwischen Zunftmeistern und Bönhasen (unzünftigen Handwerkern), Eifersüchteleien² zwischen städti- schen und ritterschaftlichen Behörden und Autoritäten absor- bierten die übrig gebliebenen Kräfte, zerstörten jedes gedeih- liche Zusammenwirken der verschiedenen Elemente und brachten die baltischen Deutschen um die Achtung ihrer neuen Herrscher.“

Mit Peter dem Grossen war das alte Recht und das alte Unrecht wieder in deutschen Provinzen eingezogen, Katha- rina II aber hob 1783 die alte Verfassung auf und stellte dadurch abermals den Fortbestand des deutschen Kolonial- staats in Frage. Unter ihrer Regierung wurde auch das bis- her von eigenen Herzögen unter dem wechselnden Schutze Polens und Russlands regierte Kurland zur russischen Provinz. Es knüpft sich an diese Cession eine für den kurländer Adel wenig ehrenvolle Erinnerung. Als der Zarina das Herzogtum angetragen wurde, begegnete sie den kurischen Gesandten mit der Frage: „Unter welchen Bedingungen?“ Als ihr darauf die Erwiderung wurde: „Unter gar keiner, Majestät“, soll sich die stolze deutsche Fürstentochter verächtlich von ihren demütigen Stammverwandten abgewandt haben.

Dennoch war der kurländische Adel auf sein Deutsch- tum ganz besonders stolz. Gegen den baltischen Osten schloss er sich ab, weil dieser nach seiner Meinung sich zaghaft an-

heimgab an das russische Regiment und an russische Staatsformen. Während die Livländer in dem kurzen Zeitraum von 1700 bis 1747 nicht weniger als 23 Feldmarschälle, 10 Generäle en chef, 27 Generallieutenants, 34 Generalmajors und 53 Obersten hervorbrachte, die vornehmlich in der russischen Armee, aber, wie Loudon, auch in der österreichischen und anderen dienten, hielt der Kurländer seine Söhne von den Petersburger Garderegimentern fern und trachtete nicht nach russischen „Dekorationen“ seines deutschen Wappenschildes.

Was Katharina II. „mit Unrecht“ genommen hatte, gab Paul, der seine Mutter, wie alle ihre Institutionen, bitter hasste, seinen getreuen Esth- und Livländern 1796 wieder. Und 1802 erfüllte Alexander I. einen der wärmsten, durch die „Akkordpunkte“ seines grossen Ahnherrn schon 1710 erregten Wünsche: die Wiederherstellung der von Gustav Adolf im Feldlager zu Nürnberg gegründeten, in den Russenkriegen aber nach Schweden verscheuchten Universität Dorpat. Mit der Eröffnung dieser Pflanzstätte deutscher Wissenschaft beginnt die neueste Epoche der baltischen Provinzialgeschichte. „Die Errichtung einer deutschen Landeshochschule in Livland war“, wie Eckart sehr treffend bemerkt, „nicht nur für die Förderung höherer Bildung von weitgreifendstem Einfluss, sie enthielt zugleich die direkte und erneute Anerkennung des deutschen Charakters dieser Landschaft und bot der Erhaltung desselben festere Garantien und sicherere Hülfsmittel als sie irgend durch Privilegien und Testamente beschafft werden konnten.“

Vordem hatten sich nur wenige Glückliche eine akademische Bildung zu erwerben vermocht. Die minder Begüterten in den Ostseeprovinzen mussten sich mit dem begnügen, was in Riga das Lyceum und die Stadtschule, in Reval die Dom- und Ritterschule bot. Reiche Edelleute, Kaufherren

und Beamten sandten ihre Söhne nach Königsberg, Jena und Göttingen und noch heute ist dort die Erinnerung an die blonden Söhne des Nordens nicht ganz verschwunden, die freilich auf der Kneipe und auf dem Fechtboden heimischer waren, als in den stillen Sälen der Wissenschaft. Der tolle Jenaer Auszug von 1792 hatte zwei „Männer aus dem Lande Livland“ zu Führern, ein Livländer Pastorensohn mass sich in Leipzig mit dem Fuchs Göthe auf der Mensur. Viele, die auf diesen deutschen Bildungsstätten jahrelang geweilt hatten, kehrten zu ihrem Vaterlande entfremdet zurück, von dem sie sich gern ab- und dafür den Ärzten, Predigern und Advokaten zuwandten, welche, den Mangel zu ersetzen, aus Deutschland beständig den Ostseeprovinzen zuzogen. Die Föhlung mit dem alten Mutterlande wurde dadurch freilich fortwährend lebendig unterhalten, leider aber auf Kosten der Kolonie selber, welche sich nach des Livländers Hupel Bericht in dem „betrübt“en Zustand befand, Prediger zu haben, die keine theologischen Kollegien gehört, Ärzte, die früher nur die Theologie betrieben, und Advokaten, die nichts als eine Profession erlernt hatten.

Der erste bedeutsame Schritt, welchen die junge Universität that, war ihre Loslösung von der Ritterschaft, durch deren wesentliche Mitwirkung sie begründet war, welche auch die Kuratoren aus ihrer Mitte bestellte. Auf eine schon gegen Ende des ersten Jahres an den jungen Kaiser gerichtete Bitte wurde die Universität von dem livländischen Landesstaat völlig getrennt und dem neubegründeten Ministerium der Volksaufklärung untergeordnet. Zum ersten Kurator ernannte Alexander den Dichter des Schauspieles „Sturm und Drang“, den Generallieutenant Friedrich Maximilian von Klinger.

Mit zwei Ausnahmen waren die Lehrstühle durchweg mit deutschen Professoren besetzt und die Universität durchweg von deutschem Geiste beseelt. Und diesem Geiste verdankte sie die hohe Achtung, welche sie in ganz Russland

genoss. Wie der Adel des Landes der russischen Armee Generäle, der Regierung Staatsmänner gab, wie die deutschen Seestädte Petersburg und andere russische Plätze mit Grosshändlern und Spekulanten versorgten, ebenso lieferte Dorpat die Gelehrten, Theoretiker wie Praktiker. Bald konnte man in jedem russischen Städtchen einen Dorpatschen Arzt treffen. Hier ausgebildete Lehrer und Erzieher fanden in Privathäusern und an öffentlichen Lehranstalten Plätze und schwangen sich häufig zu der Leitung der letzteren empor, die russischen Universitäten empfangen von hier nicht wenige ihrer Professoren, die über ganz Russland verstreuten deutschen Gemeinden bezogen von Dorpat ihre Seelsorger.

Wenn Kohl noch 1841 schreiben konnte, dass von Dorpat oder überhaupt von den Ostseeprovinzen ungemein selten ein tüchtiges und Aufsehen erregendes Buch ausgehe, so muss dies harte Urteil auch noch für Jahre nach seinem Besuch gelten. Aber wir dürfen uns ausser vielen andern nur solcher Namen wie v. Bär, Middendorf, Mädler erinnern, um zu erkennen, dass auch in dieser Richtung die Dorpater Universität nicht zurückgeblieben ist. Und die Bedeutung einer Hochschule muss doch vornehmlich nach dem Maasse beurteilt werden, in welchem dieselbe das sittliche und intellektuelle Bildungsniveau des Bodens erhöht hat, auf welchem sie steht. Dass eine solche Hebung sich seit der Gründung der Dorpater Universität in überraschender Weise vollzogen hat, das ist dem Beobachter der dortigen Verhältnisse deutlich erkennbar, und doch wurden dem jungen Institut sehr bald die drückendsten Fesseln angelegt.

So lange Alexander I. auf dem Thron sass, behielt Dorpat seinen deutschen Charakter ungestört. Unter seinem Nachfolger Nikolaus wurde es aber schnell anders. Alle Bestrebungen zielten nun dahin, die deutsche Lehranstalt in eine russische Akademie zu verwandeln. Und als sich Ab-

geordnete des livländischen Adels 1846 in den Winterpalast zu Petersburg begaben, um den Einhalt der gewaltsamen Russifizierungsmaassregeln zu erflehen, schloss der Zar seine Rede an sie mit den Worten: „Seit 150 Jahren gehören die Provinzen zum Reiche, und so sind sie russisch. Für mich und meine Nachfolger verspreche ich die Erhaltung ihrer Rechte. Aber von einem Deutschtum soll fürder keine Rede sein.“

In diesem Kampfe, der gegen die deutschen Interessen stattfand, wurde die russische Regierung leider von deutschen Professoren unterstützt. „Im unwürdigen Hasten und Haschen nach russischer Gunst, russischen Orden und russischem Range schwangen die sogenannten Vertreter des deutschen Elementes ihre feilen Waffen gegen die wirklichen Verfechter desselben.“ Russische Hülfe kam ihnen natürlich in allen Gestalten. Jede Reise ins Ausland vom achtzehnten bis zum fünfundzwanzigsten Lebensjahre wurde verboten, eine Reihe deutscher Universitäten den russischen Unterthanen verschlossen und der vollständige Kursus auf einer russischen Universität als unerlässliche Bedingung für eine spätere Anstellung im Staatsdienste aufgestellt. Kein Student sollte die deutsche Universität Dorpat beziehen dürfen, wenn er nicht eine vollkommene Kenntniss der russischen Sprache durch eine Prüfung nachweisen konnte. Zugleich wurden die beliebtesten Lehrer entfernt, da man gerade von ihnen den meisten Widerstand erwarten durfte.

Erst mit dem Tode dieses Gewaltherrschers und dem Regierungsantritt Alexanders II. brachen bessere Tage für die Universität an. Die alten Freiheiten wurden hergestellt, die von Nikolaus verordnete Uniform abgeschafft, das öffentliche Tragen studentischer Abzeichen gestattet, die von acht Studentengenerationen mit Unwillen ertragenen Polizeivorschriften fielen. Auch äusserlich wurde so die Universität, was sie

früher gewesen war: die Hüterin protestantisch-deutscher Bildung und Wissenschaft an der Ostsee.

Leider sollte, diese Ära glücklichen Gedeihens mit dem Ableben des erhabenen Schützers der Universität ihr Ende finden. Unter Alexander III. hat sich, begünstigt von seinem Minister Ignatieff, eine Partei erhoben, welche die Dorpater Universität und mit ihr die immer noch durch deutsche Kultur getragenen Provinzen völlig russifizieren möchte. Deshalb wurden Esthen und Letten gegen die Deutschen aufgehetzt, damit sie, welche die Majorität der Bevölkerung bilden, die Verdrängung der deutschen Sprache bei den Behörden und Gerichten verlangten, nicht etwa damit sie ihrer eigenen Sprache Platz mache, damit vielmehr die russische Sprache an ihrer Stelle eingeführt werde. Wohl würde die Russifizierung der Provinzen auch die Esthen und Letten ihrer Nationalität berauben, aber in ihrem blinden Hasse gegen alles Deutsche sehen sie diese notwendig eintretende Eventualität nicht und arbeiten der slavischen Propaganda eifrigst in die Hände.

Die deutschen Herren.

Der bittere Hass der eingeborenen Völkerschaften gegen die deutschen Eroberer ist nicht unverdient. Bis die Leibeigenschaft endlich aufgehoben und den Gutsherren das Recht über Leib und Leben entzogen wurde, war das Los der Unterworfenen das traurigste.

Das ganze Land war mit Ausnahme des wenigen, was die Städte in ihrer Nachbarschaft besaßen, in viele grosse und kleine Grundherrschaften geteilt. *) Solcher Grundherrschaften oder „Gebiete“, wie man hierzulande sagt, gab es 2500, ein jedes im Durchschnitt $\frac{2}{3}$ Quadratmeile gross mit

*) Die mittlere Grösse der adeligen Güter beträgt in Kurland 3933, in Livland 3853, in Esthland 3398 Hektar.

einer Bevölkerung von 500 Bewohnern auf etwa 40 Gehöften Einzelne Gebiete hatten aber bis 500 Bauergehöfte und 10 000 Bewohner. Die Herrschaft Dondangen an der Spitze von Kurland übertrifft das ehemalige Herzogtum Anhalt-Köthen um mehr als drei Quadratmeilen. Die Organisation eines jeden Gutsgebietes ist in allen drei Ländern so ziemlich dieselbe.

An einem See, auf einem Hügel, an einem Flussufer liegt der Sitz der Gutsherrschaft, „der Hof“, bestehend aus einem Wohnhause, einer Herberge für die Gäste, einer Wohnung für die Beamten, aus Stallungen, Gärten, Gewächshäusern, Mühlen, Wirtshäusern, Brennereien u. a., zusammen oft 20 bis 30 verschiedenen Häusern, umgeben von Gärten, Parks, Gehölzen und von den schönsten Äckern des Gutes, dem sogenannten „Hofesfelde“. Ringsumher über das Besitztum verstreut wohnen die Bauern in kleinen Höfen, „Gesinde“ genannt; ihnen sind kleine Stückchen Landes zum Unterhalt angewiesen. Grössere Güter haben „Beihöfe“ oder „Hoflagen“. Die Pastorate sind in ganz gleicher Weise zusammengesetzt.

Das „Herrenhaus“ ist in der Regel ein umfangreiches aus Holz oder Fachwerk aufgeführtes Gebäude. Eine Freitreppe geleitet zur Hauptpforte, über welche häufig ein Frontispiz aus dem Dach hervorspringt. Diese Herrenhäuser sind einstöckig, denn man hat ja so viel Raum auf der Erde. Gegenüber streckt sich der Pferdestall mit überflüssigem Platz für die Rosse der Gäste. Daneben das „Magazin“, in welches jeder Bauernwirt jährlich einen bestimmten Teil seiner Ernte niederlegt, damit es im Frühjahr an Säekorn nicht fehle. Dann folgen „Riegen“ und „Kleeten“, Scheunen zum Aufbewahren des Erntesegens. Daran schliessen sich die „Darrriege“, in welcher das Getreide vor dem Dreschen auf grossen Öfen getrocknet wird, und die Viehställe, in denen sich das Geflügel, hier „Gefasel“ genannt, seine Nester baut. Dahinter raucht die Esse der Branntweimbrennerei. Jedes Geschäft

hat sein besonderes Gebäude, selbst die Küche des Herrenhauses ist oftmals von ihm getrennt.

Ein langgestrecktes Haus, die „Herberge“, nimmt die verschiedensten Gäste auf. Eigentlich für „Gebietsleute“ bestimmt, welche „Hofesgehorch“ zu verrichten haben, muss es im Winter auch als Schule für die von den weit verstreuten Gesinden herbeigekommenen Kinder und auch als deren Nachtquartier dienen. Hier arbeiten und schlafen ferner die auf den Edelhof berufenen Handwerker, und ist das Herrenhaus überfüllt, muss sich auch Platz für einige der Gäste finden.

Denn Gastfreiheit wird im ausgedehntesten Maasse gewährt; ist doch ein nicht unbedeutender Teil des Adels selber auf diese Gastfreundschaft recht eigentlich angewiesen. Das sind die „Krippenreiter“, jüngere Söhne, denen der Vater kein Vermögen hinterliess und die nichts lernten als die kleinen Künste, womit man sich in der vornehmen Gesellschaft angenehm macht und die Zeit vertreibt. Gefolgt von seinem „Menschen“ zieht der Krippenreiter von Hof zu Hof, bleibt hier Tage, dort Wochen, überall eine gerngesehene Erscheinung, bis ihn der Tod ereilt. Solche Krippenreiter giebt es am zahlreichsten in Kurland, dem Lande der grossen Majorate, weniger in Livland, wo die vom Adel schon seit lange es nicht unter ihrer Geburtswürde fanden, als Advokaten, Ärzte, Prediger, ja selbst als Kaufleute eine Existenz zu erwerben.

Jene hölzernen Herrenhäuser haben in neuester Zeit nicht selten anspruchsvolleren, schlossartigen Strukturen Platz machen müssen und in Esthland begegnet man vielerlei modernen Bauten im Petersburger Geschmack. Noch erhebt sich aber an manchem Orte hier und dort in der Umgegend des kurländischen Goldingen an der Windau ein wohlerhaltener, vielgetürmter, burgartiger Edelhof, ein solcher wie Edwahlen, das Majorat derer von Behr, ein vielseitiger, massenhafter

Bau, an drei Flanken durch Gräben unnahbar, an der vierten von einem dichten Eichenwalde eingehegt.

Grossartiger als alle ist aber die Herrschaft Dondangen. In frappantem Kontrast mit den Ideen, welche man sich gewöhnlich von dem barbarischen Zustande in diesen nordischen Regionen macht, glaubt der Nahende hier vielmehr einen jener stolzen Rittersitze zu sehen, wie sie in Böhmen, am Rhein und Main die Standesherren aus alter Zeit herüberretteten. Ja selbst in ein schmuckes Dorf vollkommen deutschen Stiles mit weiten, wohlgepflegten Gassen, weissgetünchten und ziegelgedeckten Häusern treten wir aus den schattigen Lindenalleen. Aber alle diese Häuser sind nur Wohngebäude der Beamten, Herbergen, Scheunen, Ställe und sonstige Wirtschaftsgebäude und noch liegen auf dem Dondangenschen Gebiete vierzehn selbständige „Beihöfe“ verteilt, ein jeder gross genug, um in Deutschland als ein recht ansehnliches Rittergut gelten zu können. Dieses grösste Besitztum Kurlands ist durch verschiedene Familien auf seine jetzigen Besitzer, die von Osten-Sacken, gekommen.

Der Adel der Ostseeprovinzen hat sich trotz der mannigfachen Geschieke des Landes in ausserordentlicher Reinheit bewahrt. Und dies weil er bis auf die neueste Zeit fest an seinem Rechte gehalten hat, welches ihm gestattet, selbst einem russischen Reichsgrafen oder Fürsten die Aufnahme in die Ritterschaft oder, wie es hier heisst, das „Indigenat“ zu verweigern. Einige deutsche Kaufleute, Advokaten und sonstige Bürgerliche wurden aufgenommen, mehrere schwedische Familien, wie die Löwis, Igelström, die Wrangell wurden inkorporiert, die Liven, Firks, Patkul, Üxkull, Koschkul stammen vermutlich von vornehmen lettischen und esthnischen Familien. Aber so rein sich die Ritterschaft von Vermischung mit nichtdeutschen Geschlechtern hielt, so bunt war ihre Zusammensetzung in Bezug auf die deutsche Stammverschiedenheit. Fast alle deutschen Länder finden hier ihre

berühmten Geschlechter in dem einen oder dem andern Namen vertreten. Die meisten stammen freilich aus Westfalen, danach aus Niedersachsen und Pommern.

Obwohl einem Stammlande entsprossen, erscheinen die hiesigen Deutschen doch in den drei Provinzen sehr verschieden. Ja die provinziellen Gegensätze haben sich sogar so verschärft, dass eine Art nationalen Hasses daraus entstanden ist. Auch sind viele Eigentümlichkeiten in Sprache, Sitte und Wesen von den Letten und Esthen auf die Deutschen übergegangen und selbst ein Anflug der gegenseitigen Abneigung dieser Nationen hat sich übertragen. „Im ganzen werden die Kurländer für die besten Köpfe, die Livländer für die gebildetsten Leute und die Esthländer für die am meisten militärischen Männer gehalten.“ Für die Richtigkeit dieser Behauptung darf man zahlreiche Beispiele aus dem russischen Staatsleben citieren.

Nirgends aber haben sich die Stammeseigentümlichkeiten der baltischen Deutschen schärfer herausgebildet als in Kurland. „Es ist ein wunderliches Geschlecht, das die stolzen und doch so einfachen Barone dieses Landes repräsentieren.“ Die Gewohnheit jahrhundertlanger Herrschaft und unbestrittener Oberherrlichkeit giebt dem kurländischen Edelmann ein Gefühl der eigenen Würde und Bedeutung, die doch nichts von Junkerhoffart in sich trägt. Das *plus être que paraître* gilt hier stets als Merkmal wahrer Aristokratie. Den tüchtigen, edlen Kern verbirgt oftmals die etwas derbe Schale, absichtlich werden die feineren Züge des Charakters und der Bildung zurückgedrängt.

Und in dieser Hinsicht steht der bürgerliche Kurländer, mag er Jurist, Geistlicher oder Gelehrter sein, dem Adel gleich. Doch ist der Bürgerstand in Kurland sehr schwach vertreten und das Fehlen dieses verbindenden Gliedes zwischen Herren und Knechten ist es gerade gewesen, woran die Provinz von alters her gekrankt hat. Der Hauptsitz des starken und

einflussreichen Bürgerstandes liegt in Livland mit seiner handeltreibenden Hauptstadt.

Die deutschen Bürger der Ostseeprovinzen gleichen nach Kohl in der Hauptsache ganz und gar dem deutschen Bürgersmanne, wie wir ihn in Deutschland finden. Doch stehen sie in Bezug auf äussere Sitte, Benehmen und gesellige Manieren alle eine Stufe höher als die entsprechenden Klassen bei uns, sowie sie in Bezug auf Kenntniss, Talent, Fleiss, inneren Gehalt und Charaktertüchtigkeit alle um eine Stufe niedriger stehen.

Dem Adel zunächst standen von Anfang die „Litteraten“, denn obschon Kaufleute und Schiffer das Land entdeckt und zuerst angesiedelt hatten, so traten doch bald Ritter und Priester als Herren des ganzen Grundbesitzes in die Stellung der leitenden Faktoren. Mit der Einführung der protestantischen Religion verlor die Kirche freilich ihre dominierende Stellung und der Predigerstand wurde in sehr enge, grösstenteils auch von den Grundbesitzern abhängige Stellungen zurückgeführt. Dennoch nahmen die Geistlichen mit Advokaten, Professoren und Ärzten als „Litteraten“ immer noch eine gesellschaftlich bevorzugte Stellung ein und genossen, wie der Adel, des Vorrechtes der Befreiung von Abgaben, Kopfsteuer und Militärdienst. Und alle diese Litteraten sind, wie sie es immer waren, Deutsche, erst in der allerjüngsten Zeit hat die russische Regierung slavische Elemente in diesen durchaus germanischen Stand hineingebracht, in welchem wir wohl mit Recht die Hauptstütze unserer Nationalität und Bildung erwarten dürfen.

Gleich dem Adel stammen die Bürger aus allen Gauen unseres Vaterlandes. Die Kaufleute sind grösstenteils Pflänzlinge Lübeckischer, Hamburger, Danziger Kaufmannshäuser und sie halten, im Verein mit einigen Engländern, ausschliesslich den Besitz des Seehandels, die kleineren kaufmännischen Ge-

schäfte teilen sie mit Juden und Russen. Von den Handwerken ist die Verfertigung aller Luxusartikel sowie aller nichtlettischen Bedürfnisse ganz in den Händen Deutscher, nur bei den gewöhnlicheren Arbeiten der Tischler, Schuhmacher, Schneider u. a. konkurrieren die verdeutschten Eingeborenen. Die deutschen Herren haben es freilich von jeher zu verhindern gesucht, dass Letten und Esthen zu deutschen Gewerben und anderen nicht mit dem Ackerbau in Verbindung stehenden Beschäftigungen traten. Aber indem sich diese Freiheit, höhere Bildung und einen deutschen Familiennamen zu verschaffen wussten, haben sich viele von ihnen in andere Klassen der Gesellschaft eingeschlichen. Solche halb oder ganz verdeutschte Letten, von denen es in Städten wie Riga, Mitau, Dorpat, Reval, Narwa eine Menge giebt, führen den Namen „Halbdeutsche“; in Mitau nennt man sie auch „Morgenländer“. Aus ihrer Klasse rekrutieren sich in den Städten die Hafendarbeiter, Packer, Masten- und Flachs-Braker, sowie auch die sogenannten Bauernhändler und Krämer. Sie schliessen sich damit an die reindeutsche Klasse der Handwerker, Wirte etc. an, von denen viele durch deutsche Grund- und Handelsherren herübergerufen wurden, weil die Eingeborenen nicht imstande waren, die Bedürfnisse der deutschen Gebieter zu befriedigen. Dies sind die „Kleindeutschen“, die mit den „Halbdeutschen“ auch wohl den gemeinsamen Namen der „deutschen Leute“ führen.

Diese „deutschen Leute“ sehen mit supremer Verachtung auf alles herab, was von Esthen und Letten her stammt, so zwar, dass kaum die Weissen in Amerika sich mehr vor einer Vermischung mit den Schwarzen fürchten können, als sie vor einer Herkunft von den Eingebornen zu erröten pflegen. Dabei mischen sich aber viele unsaubere, selbst gefährliche Menschen unter diese Klasse, ja sogar eine nicht geringe Zahl umherschweifender Vagabunden, die zwar den Eingebornen verachten, sich dennoch aber nicht schämen, von

ihm zu betteln. Sie sind es gewesen, welche den Deutschen überhaupt den Schimpfnamen „Hungerleider“ verschafft haben, den die Letten so gern gegen ihre Unterdrücker gebrauchen.

Die Städte.

Die russischen Ostseeprovinzen besitzen nur vier Städte von grösserem Umfang: Riga, Reval, Mitau und Dorpat, an welche sich die Hafenorte Libau, Pernau und Windau*) anreihen.

Riga ist die älteste, reichste und politisch noch unabhängige Stadt der drei Provinzen. Ihre Entstehung datiert von jener ersten Entdeckung des Landes durch Bremer Kaufleute. Aber sie macht heut weder den Eindruck eines fast siebenhundertjährigen bewegten Lebens noch auch jenen einer bürgerlich behaglichen Grossartigkeit, welchen andere Hansestädte aus ihrer ruhmvollen Vergangenheit wenigstens äusserlich in eine minder bedeutsame Gegenwart hinübertragen. Daran sind die Zerstörungen schuld, welche Feuers-, Wassers- und Kriegsnot zu verschiedenen Zeiten anrichteten, sodass heut kaum mehr ein paar Häuser zu finden sind, welche ihr Dasein der vorlutherischen Zeit verdanken.

Riga besteht heut aus zwei getrennten, nach ihrem Äusseren wie nach ihren Bewohnern völlig verschiedenen Teilen: dem alten, ehemals befestigten Stadtkern und den neuen, nach russischer Manier gebauten Vorstädten. Zwischen beiden liegen die ehemaligen Wälle, die erst vor wenigen Jahren geschleift und in Spaziergänge verwandelt wurden. Der eigentliche Stadtkern mit engen, in altdeutscher Art winklig gewundenen Gassen, auf welche turmhohe Giebelhäuser, mächtige Speicher und feine, schlanke Turmspitzen hernieder-

*) Die Bevölkerung der baltischen Städte setzte sich 1867 zusammen aus 67 400 Deutschen, 30 000 Russen, 28 300 Letten und 18 200 Esthen.

schauen, ist klein genug.* „Wenn die Sandpforte nach dem Wasser zu offen steht, so ist Zugwind in der ganzen Stadt, und wenn sich die Armensünderpforte abends knarrend schliesst, so hört man es bis ans andere Ende. Das Ganze sieht aus, als hätten die Menschen eine grosse Stein- und Felsenmasse durcharbeitet, durchhöhlt und zu Wohnungen und Gebäuden umgestaltet.“ Diese Worte Kohls, 1841 niedergeschrieben, passen auch heute noch, nachdem die Thore gefallen sind.

Das Schloss, die ehemalige Residenz der Ordensmeister von Livland, dient jetzt dem Generalgouverneur der Ostseeprovinzen zur Wohnung. In seiner Nähe auf dem grössten und schönsten Platz ist dem Kaiser Alexander I. durch die Stadt eine Granitsäule mit einer Victoria errichtet worden. An dem zweiten Platze Rigas liegen in gotischem Geschmack neu aufgeführte Gildenhäuser, ein neues, natürlich deutsches Theater, ein stolzes Ritterhaus, die prächtige Börsenhalle und ihr gegenüber mit vielfach verziertem Giebel ein aus der blühendsten Zeit der Stadt herübergebrachtes Gebäude, das „Haus der schwarzen Häupter“. Bürgerliche Waffenverbrüderungen, benannt nach dem schwarzen Haupt des heiligen Mauritius, welchen sie im Wappen führten, gab es in früherer Zeit auch in Wolmar, Dorpat, Reval und Narwa, sie sind aus fast allen diesen Städten selbst dem Namen nach verschwunden und diesen giebt es nur noch in Riga und Reval. Aber auch hier haben die Gesellschaften ihre ehemalige Bedeutung gänzlich verloren; sie sind zu einem Klub lediger, reicher Leute herabgesunken, aus welchem sie austreten müssen, sobald sie sich verheiraten. Der bedeutendste Verein Rigas ist die „Musse“, in welchem sich namentlich die vornehmeren Kaufleute zusammenfinden. Schon in früherer Zeit waren die Männer der Wissenschaft, die Techniker, Ärzte u. a. zu Vereinen zusammengetreten; in den letzten Jahren haben sich Turner-, Schützen- und Sängergesellschaften gebildet, eine Handwerkerbildungsgesellschaft ist entstanden und alle diese Verbindungen

haben sich so glücklich bewährt, dass sie bis nach Reval und Windau hin Nachahmung fanden.

Jenseits eines breiten Gürtels von Baumgängen und mächtigen Speicherreihen schliesst sich an die Ostseite der Rigaer Altstadt die weitläufige, ganz nach Art der russischen Städte angelegte und aufgebaute Moskauer Vorstadt mit geraden Strassen von unabsehbarer Länge, weiss oder gelb angestrichenen hölzernen Häusern mit grünen oder roten Eisen- und Holzdächern. Hier hausen bärtige Männer, an dem nationalen roten Hemd, das sie über den Beinkleidern tragen, als Russen erkennbar, und meist als Kleinhändler, Hafearbeiter, Zimmer- und Fabrikleute thätig. Grösstenteils der extremsten Richtung des russischen Schisma, der „popenlosen“ Sekte angehörig und darum von den Rechtgläubigen verfolgt, fanden sie bei dem Rate von Riga Schutz, und sie sind darum entschiedene Freunde des herrschenden deutschen Elementes und gute Bürger der alten Hansestadt.

Im Sommer kommen zu diesen ansässigen Bürgern die kleinen bartlosen „Strusenrussen“, in schmutzigem Schafpelz und hohem Filzkegel, wenn sie auf ihren unförmlichen, äusserst rohen Fahrzeugen, Strusen genannt, Flachs und Getreide aus Littauen und Weissrussland herunterbringen. Die in diesem Stadtteil Rigas ansässigen Deutschen sind an Zahl gering, dennoch stehen sie an der Spitze der Lokalverwaltung.

Den elegantesten und wohlhabendsten Teil der Vorstädte bildet die nördlich von der Altstadt belegene St. Petersburger Vorstadt, in welcher sich unter die Holzgebäude schon zahlreiche Strukturen aus Stein zu mischen beginnen.

Zwischen Altstadt und Vorstädten liegt ein Garten, den Peter der Grosse anlegte, wie eine von ihm eigenhändig gepflanzte Ulme besagt, und den Alexander I. der Stadt schenkte. Aber die Rigenser ziehen den weiter hinaus gelegenen „Wöhrmanns Garten“ vor, benannt nach dem freigebigen Bürger, der ihn der Stadt überliess. Mit seinen sanft geschwungenen

Gängen, seinen Birken, Ahornbäumen, Akazien, Fichten und Tannen in buntem Gemisch ist er von behaglicher Anmut. Und wenn an Sommertagen hier das Konzert eines trefflich eingeübten Orchesters erklingt, wird dieser Garten zum Sammelplatz der rigaischen Gesellschaftswelt, zu der sich auch Besucher von den Landsitzen jenseits der Düna gern einstellen.

Weit jenseits der Vorstädte liegen auf allen trockenen Stellen im Dünadelta die Sommersitze der Rigenser, kleine, gewöhnlich sehr bescheidene, aber nichtsdestoweniger reizende Landhäuschen. Das sind die „Höfchen“. Nicht nur die vornehmeren und wohlhabenderen Klassen verschaffen sich diesen Luxus einer doppelten Wohnung; bis hinunter in den Handwerkerstand entzieht man sich acht Monate hindurch manche Annehmlichkeit, um diesen Wunsch in vier kurzen Sommermonaten zu befriedigen. Hier befinden wir uns fast ausschliesslich unter Deutschen, denn nur wenige Russen machen die Landessitte mit. Und dann haben sie sich Petersburger Landhäuser mit Petersburger Luxus erbaut, den deutschen „Höfchen“ aber können wir es selten von aussen ansehen, ob in ihnen Reichtum oder sorgende Sparsamkeit wohnt.

In Riga werden noch immer zwei althergebrachte Feste gefeiert, von denen das eine in der deutschen Zeit seine Entstehung fand, das andere noch aus der vorchristlichen alten Heidenzeit stammt, aber, wie so manches heidnische Fest und so mancher heidnische Brauch im heimatlichen deutschen Lande, durch die Kirche der neuen Lehre angepasst wurde.

Das Fest des „Hungerkummer“, ein wenig an Freude und Lust anklingender Name, dankt seine Entstehung dem schwedisch-polnischen Krieg. Nach Riga flohen damals aus dem von den streitenden Heeren heimgesuchten Gebiet Tausende Hülfe suchender Menschen. Sie wurden ihnen bereitwillig gewährt. Aber es kamen ihrer so viele, dass man, um allen ein Unterkommen zu schaffen, draussen vor der Stadt eine grosse Scheune baute. Die Not stieg bald zu entsetz-

licher Höhe, bis endlich von Königsberg und Lübeck reichbeladene Schiffe einliefen und dem Elend ein Ende machten. Zum Gedächtniss an diese Errettung wird auf demselben Platz, wo einstmals jene Scheune stand, das Fest gefeiert. Dort deckt man auf Kosten der Stadt eine lange Tafel reich mit Lebensmitteln und jeder mag zulangen, der will.

Mit dem Tage trifft auch das russische Fest der Obstweihe zusammen, an welchem der Pope den Weihwedel mit dem heiligen Nass über Berge von Äpfeln, Pflaumen und Birnen schwingt und damit jedem Obst, auch dem sauersten und unreifsten, irgendwelche innewohnende Schädlichkeit nimmt, sodass selbst ein Säugling geniessen darf, so viel er irgend mag. Damit ist aber der Hungerkummer in einem russischen Volksfest untergegangen und der echte Rigenser wirft nur noch im Vorübergehen einen Blick auf das Gewühl der unsaubereren, russischen Menge.

Der Hungerkummer fällt in den August, das andere Volksfest, das Blumenfest, zu Johannis in das Ende des Juni. Das ist ursprünglich ein altes lettisches Fest zu Ehren der Göttin der Freude, des Frühlings und der Blumen. Ihr Name, Ligho, hat sich nun mit dem von Johannes, lettisch Jane, verflochten und so lautet der Refrain der Frühlings- oder Lighogesänge heut immer: Ligho! Jane! Ligho! d. i. Freude! Johannes! Freude! Am Vorabend des Tages, dem „Krautabend“, schmücken sich mit dem Kanonenschuss, welcher den Schluss des Hafens ankündigt, alle Fahrzeuge von der Dünabrücke bis zum Meerbusen mit bunten Flaggen und Wimpeln; feurige Raketen steigen über dem Wasser auf und festliche Gondeln tragen fröhliche Musik in die Gassen zwischen die Schiffskolosse hinein. Zugleich ziehen von allen Seiten Ladungen von Birken- und Tannenzweigen, von Blumen und Blütengehängen in die Stadt. Und in der geschäftigen Nacht verwandelt sich die graue Dünabrücke in einen von blumigen Guirlanden eingehetzten Lustpfad und die äusseren Häuser-

fronten verschwinden hinter lichtgrünen Maien, dunklen Fichtenzweigen und farbigen Kränzen. Auf dem Johannisrevier in der Mitauer Vorstadt ist aber ein ebenso festlich geputztes Lager entstanden aus Zelten und Schaubuden aller Art und hier verfließt der Bevölkerung Rigas „unter Blumen wandelnd und von Tönen der Lust umrauscht“ der Tag von der Morgenröte bis zum Sonnenuntergang. Und dann lodern zum Schluss von allen Höhen des Landes mächtige Johannisfeuer zum nächtlichen Himmel empor.

Die Stadt Riga besitzt ein grosses, weit über die Vorstädte hinausreichendes Territorium; sie ist die reichste Grundbesitzerin Livlands. Sie steht auch in Bezug auf Gerichtsbarkeit und kirchliche Angelegenheiten von der Ritterschaft unabhängig da; sie bildet einen besonderen Staat neben dem livländischen Landesstaat. Und während bei den Krönungen der russischen Herrscher das übrige Land durch den Landmarschall vertreten wird, sendet Riga seinen Bürgermeister als selbständigen Deputierten nach Moskau.

Noch immer bewahren die municipalen Einrichtungen Rigas eine reichsstädtische Selbständigkeit. Die ganze Bürgerschaft teilt sich in die drei „Stände der Stadt“, mit Sr. Magnifizienz dem „wortführenden“ Bürgermeister, dem „Kollegen“ und dem „Oberkastenherrn“ an der Spitze. Den zweiten Stand, „die grosse Gilde“ aus Kaufleuten und „Litteraten“ leitet der „Dekmann“; ihre Mitglieder zerfallen in Bürger und „Brüder“, letztere mit nur aktivem Wahl- und Stimmrecht. Den Schluss macht die kleine oder St. Johannis-Gilde, die Korporation der Handwerker.

Riga hat nach der letzten Zählung 168 844 Einwohner, fast die Hälfte davon Deutsche. Es wohnen hier beinahe ebensoviele Deutsche bei einander als im gesamten übrigen Livland. Darum ist die Stadt auch stets eine Vorkämpferin des deutsch-protestantischen Elementes gewesen und die Pflegestätte deutscher Bildung und deutschen Bürgertums. Wir

erinnern an den verdienten Buchhändler Hartknoch, bei welchem Kants Kritik der reinen Vernunft erschien, an das Wirken Herders an der hiesigen Domschule. Der Platz der kleinen Waage ist jetzt durch ein Standbild Herders geschmückt und hat seinen Namen nach ihm geändert. Schon vor mehr als hundert Jahren wurde hier die „Rigasche Zeitung“ publiziert, neben der jetzt fünf andere deutsche Blätter erscheinen, darunter die durch die Beisteuer Rigaer Kaufleute begründete „Baltische Monatsschrift“, ein höchst verdienstvolles Journal.

Das deutsche Element gegen die Angriffe der russischen Presse zu verteidigen, ist die baltische deutsche Presse unablässig bemüht. Freilich wird ihr dieser Kampf durch die Gewaltmaassregeln russischer Behörden nur allzusehr erschwert.

Einen überraschenden Gegensatz zu dem reichsstädtischen Riga macht das nur wenige Meilen entfernte Mitau. Dort hohe gotische Häuser in engen altreichsstädtischen Gassen, hier breite, regelmässige Strassen, auf welche niedrige, häufig noch hölzerne Häuser mit langer Fensterfront hinabsehen. Kein einziges öffentliches Gebäude trägt den Stempel einer grossen Vergangenheit. Zwischen Markt und Fluss liegt der hauptsächlichliche Sitz des begüterten Landadels; hier erinnert mehr als ein Gebäude an den Edelfhof im Flachlande. Viele reiche kurländische Familien besitzen ein Haus in der Stadt, in welchem sie mehrere Wochen im Jahre ihren Aufenthalt nehmen. Namentlich um Johannis strömt aus Osten, Süden und Westen hier der Adel des Landes zusammen, um seine Geschäfte abzumachen. Denn um diese Zeit werden fast alle Kontrakte abgeschlossen. Aber auch diese Häuser der Adelligen haben nichts Stattliches und wundersam sticht gegen die allgemeine Bescheidenheit der grossartige, weitläufige Schlossbau ab, den der mächtige Biron auf einer von den Armen und Kanälen der Aa umflossenen Insel errichten liess.

Die Einwohner Mitaus, jetzt etwa 26 600, sind zwar

grösstenteils Deutsche, aber es hat sich auch hier schon eine ansehnliche Zahl von Russen eingefunden und im Handel und Gewerbe ist das Judentum vorherrschend. Anfangs nur Herren des Einzelhandels stehen echte Bartrussen nunmehr bereits im Begriff, die Beute mit den Hebräern zu teilen. Die Zahl der deutschen Bürger nimmt ab; Mitauer Handwerker und Künstler wandern immer häufiger nach Riga, Petersburg, Moskau und anderen bedeutenderen russischen Städten, um dort eine bleibende Stätte zu suchen. So beschränkt sich das deutsche Bürgertum mehr und mehr auf Beamte und Gelehrte.

Früher besass Mitau eine vorzügliche deutsche Schule, das Gymnasium illustre, mit einer Bibliothek von 25 000 Bänden. Dies von dem letzten Herzog von Kurland gestiftete und reich dotierte Institut zählte manchen bedeutenden Mann unter seinen Lehrern. Auch ging es über den Wirkungskreis eines eigentlichen Gymnasiums hinaus, da selbst juristische und theologische Vorlesungen gehalten wurden. Diese Stellung ist ihm genommen worden und Nikolaus bestellte einen Nationalrussen zu seinem Direktor. Diesem Manne fiel auch die Lehre der deutschen Litteratur zu. Wie vortrefflich derselbe dem Fache vorstand, davon zeugt am besten der Schlusssatz seiner zwischen Schiller und dem Russen Lomonossoff gezogenen Parallele. „Schiller“, sagte der würdige Direktor, „hatte keine Dekoration, Lomonossoff deren fünf, von denen ich auch die eine besitze.“ Treffender konnte er den tiefen Standpunkt des deutschen Dichters nicht charakterisieren.

Die übrigen zahlreichen Städte Kurlands haben es zu einem selbständigen deutschen Bürgertum nicht gebracht; daran hinderten sie die Juden, mit denen sie förmlich überschwemmt sind. Nur Libau macht davon eine Ausnahme. Noch 1854 konnte es von Buddeus eine todkranke Stadt genannt werden, aber wie hat es sich entwickelt, seitdem eine Eisenbahn es mit allen westlichen Provinzen des russischen

Reiches in Verbindung gesetzt und zum gefährlichen Konkurrenten der benachbarten preussischen Ostseehäfen gemacht hat! Seine 1874 kaum 11 000 zählende Bevölkerung ist Ende 1881 auf 27 400 gestiegen.

Die Bauart des älteren Teiles von Libau ist ganz die von Mitau, Memel und anderen kleineren deutschen Ostseestädten. Das Baumaterial ist Holz, die Wände sind dünn; die Häuser, lang und niedrig, erscheinen im Äusseren sehr einfach, übrigens recht freundlich und einladend. Einstöckig liegen die Häuser von ausserordentlicher Länge an der Strasse hin, von weitläufigen Gehöften umgeben, nur wenige erheben sich zu zwei Stockwerken. Im Innern sieht es überall aber recht hell und gefällig aus.

Der Hafen von Libau, die schmale flussartige Mündung eines kleinen Wasserbeckens, welches die Libauer wenig passend „das kleine Meer“ getauft haben, wird von stets wechselnden Sandbänken unsicher gemacht, doch genießt er den Vorteil, derjenige der baltischen Häfen zu sein, welcher, weil am südlichsten gelegen, im Frühling am ersten benutzt werden kann. Daher läuft hier gewöhnlich das erste „Messinaschiff“ ein, dessen Ladung von Südfrüchten dann schnell seinen Weg in die nördliche Residenz nimmt.

Die deutschen Einwohner nennen sich gern nicht Kurländer, sondern Libauer, aber das deutsche Element, das so lange das Leben der Stadt erhalten hat, wird mit dem neuen Aufblühen der jüngsten Jahre von den Scharen der Russen und Juden, denen die deutsche Handelsgildeordnung bereits gleiche Berechtigung mit dem deutschen Bürgertum eingeräumt hat, mehr und mehr überwuchert.

Als der eigentliche Hort des baltischen Deutschtums sollte uns eigentlich Dorpat gelten. Aber wir haben ja schon gesehen, wie diese deutsche Lehranstalt durch Nikolaus, und dann nach kurzer Erholung unter Alexander III. wiederum durch die Ära Ignatieff der rigorosesten Russifizierung unter-

worfen wird. Und wenn heute auch noch die Lehrsprache deutsch ist, wie lange wird das währen?

Die Stadt Dorpat, welche heut nahe an 30 000 Einwohner zählt, ist freilich noch ganz deutsch. Im Baue ist sie Mitau nicht unähnlich, aber mit ihren frischen, niedrigen Häusern erscheint sie noch lichter und belebter. Die jetzige Stadt ist neuen Ursprungs; von dem hanseatischen Dorpat des 14. und 15. Jahrhunderts ist nur auf einer Anhöhe am Embachflusse die schöne Ruine des Doms, neben welchem in früherer Zeit des Bischofs Palast, Wohnsitze des Adels, Klöster und andere Gebäude ihren Platz fanden. Von dem edlen gotischen Bau des Domes ragen nur noch die Pfeiler schlank und kräftig in die Luft hinaus. „Aber kein Dach ruht auf ihnen, der Sturm erschüttert ihre Grundfesten, der Regen zerbröckelt ihren Halt. Unzugänglich und zerfallen sind die Pforten zu dem Innern des Baues und im Getrümmer birgt sich vor den Blicken der Welt jener Reichtum einer Büchersammlung, welche einst das Geistesleben Deutschlands auf der baltischen Halbinsel einheimisch machte, jetzt aber nur noch mit jenen Werken bereichert wird, denen die russische Erlaubniss einen Eintritt gestattet.“ Treffend hat Aurelio Buddeus die Ruine auf dem Dorpater Domberg ein Sinnbild der baltischen Zukunft genannt.

Auf einer geräumigen Fläche des Berges liegt, getrennt durch grosse, mit Gartenanlagen geschmückte Plätze, eine Anzahl der Universität dienender Gebäude: die Sternwarte, die Klinik, das anatomische Theater, mehrere Kabinette u. a., die Universität selber wird von den wichtigsten Bauten der Stadt: den Rats- und Gerichtshäusern, den hauptsächlichsten Kaufläden, dem Gostennoi-Dwor oder Bazar u. a. umgeben. Zur rechten und linken entwickelt sich am Ufer entlang eine Reihe hübscher Privatwohnungen, denn wie Mitau die Winterresidenz des kurländischen Adels ist, so wird Dorpat von den livländischen Herren im Winter aufgesucht, und auch am

entgegengesetzten Embachufer befindet sich ein nicht unbedeutender Stadtteil. Um das Ganze aber ziehen sich weitläufige und nicht sehr freundliche Vorstädte, meist von Russen und Esthen bewohnt.

Buddeus nennt Dorpat 1844 eine an Russland verlorene Stadt. Diese Befürchtung, denn mehr als eine solche konnte es damals noch nicht sein, schien mit dem Regierungsantritt des humanen Nachfolgers des gewalthätigen Nikolaus verschwunden. Leider ist die Russifizierungswut unter dem Einflusse panslavistischen Hetzens und Drängens in den jüngsten Jahren stärker als je erwacht und schreitet unaufhaltsam in ihrem Zerstörungswerke vorwärts.

Hoch im Norden thront auf der felsigen Küste des finnischen Meerbusens das alte Reval, das den Dänen seine Gründung verdankt. Das spricht sich noch ebenso deutlich aus wie die längere Dauer der schwedischen Herrschaft; die moderne Kultur hat an diese entfernte Küste nur mühsam ihren Weg finden können. Reval zerfällt in zwei streng geschiedene Teile, in die untere und in die obere Stadt, den „Dom“. Auf dem Dom, der Akropolis Revals, befinden sich das Schloss mit der Residenz des Gouverneurs, das Kommandantenhaus, das Ritterschaftshaus, das adelige Gymnasium und die „Burgsitze“, in denen der esthländische Adel die Wintermonate verbringt. Nur Handwerker, nicht aber Kaufleute können in die Dombürgerschaft eintreten. Steile Gassen, von denen nur eine fahrbar ist, führen hinunter zur weitläufiger gebauten zweiten Stadt, die zur Zeit noch ein entschieden mittelalterliches Gepräge trägt. „Hohe Giebelhäuser und Speicher ragen an winkligen, unregelmässig gebauten Gassen auf, ein altes Rathaus, zwei in Schulen verwandelte Klöster, das in mittelalterlichem Geschmack gebaute Schwarzhäupterhaus, sechs stolze Kirchen, antike Gildehäuser und Waagen, mit schwedischen und russischen Trophäen geschmückte Thore geben dem Ganzen Gravität, Würde und finsternen Ernst.“

Die Verfassung der Stadt ist ähnlich der von Riga; nur ist das aristokratische Element in derselben noch weit schroffer ausgebildet. Unter den „grossen Ämtern“ giebt es einige ganz absonderliche Titel. So heisst der dem ersten Bürgermeister im Range am nächsten stehende „der Gefolgte am Wort“, die Vorsteher des Frachtgerichts führen den Titel „Pfund- und Bollwerksherren“, die Vorsteher des Wettgerichts „Wettgehende Pfennigswald- und Brotschneideherren“ etc.

Der Kern der Bevölkerung der Stadt (1882: 50 859 Einwohner) ist wie in Riga und Dorpat noch vollkommen deutsch, doch ist die Zahl russischer Kaufleute und Arbeiter im Zunehmen. Und kommt die Badesaison heran, so versammeln sich viele Tausende vornehmer Russen dort, wo sich eine Stadt im Sande gebildet hat, in der Nähe des von Peter dem Grossen erbauten Katharinenthal mit seinen aus einem Sumpfe geschaffenen schönen Gärten, Wäldchen und Anlagen. Dann trägt die Stadt ganz den Charakter eines vornehmen russischen Badeortes.

Am Ende unserer Wanderung durch die drei deutschen Ostseeprovinzen angelangt, drängt sich uns die Frage auf nach der Zukunft des baltischen Deutschtums. Wird es stark genug sein, den auf seine Existenz gemachten Angriffen, von welchen uns so viele klagende Stimmen erzählen, erfolgreich zu widerstehen, oder wird es dem überwältigenden Ansturm unterliegen? Soll die Ostsee eine ringsum von germanischer Kultur umgebene See bleiben oder soll der Germanismus mit dem ausdehnungssüchtigen Slaventum sich fortan in den Besitz dieses Meeres teilen? Peter nahm das Land von Schlüsselburg bis zur Düna, aber er verbürgte ihm die Grundbedingungen seiner deutschen Kultur, die es unter polnischer und schwedischer Herrschaft zu wahren gewusst hatte. Katharina dehnte die Grenzen Russlands bis Nimmersatt aus, aber auch sie tastete nicht an den deutschen Kulturcharakter Kurlands. Diese beiden Herrscher, denen Russland seine

politische Bedeutung in Europa zumeist verdankt, wussten den Besitz eines Landes mit reicher Kultur und den Vorteil eines Anrechtes an den Küsten des germanischen Kulturmeeres zu schätzen. Und auch ihre Nachfolger haben dieses Vermächtniss hochgehalten. Von Zeit zu Zeit freilich und wiederum in den allerjüngsten Tagen hat man Versuche gemacht, diesen deutschen Provinzen den russischen Charakter aufzudrücken. Aber ein Stamm, der nahezu ein Jahrtausend in deutschem Geiste thätig gewesen ist, vermag nicht, auch wenn er wollen könnte, im Handumdrehen ein anderer zu werden und seine alten Ideale mit slavisch-byzantinischen zu vertauschen. Sollte aber einmal wirklich das Endziel panslavistischer Agitatoren erreicht und dieser ganze „Höhenzug aristokratischer Bildung“ nivelliert werden, so wird, um mit Eckardt zu reden, die Empfindung des dadurch herbeigeführten Verlustes nirgend lebhafter sein, als bei der russischen Regierung, welche an den baltischen Deutschen stets die treuesten und loyalsten Unterthanen gehabt und von denselben gerade dann die grössten Vorteile gezogen hat, wenn Rechte und Eigentümlichkeiten des Landes am sorgfältigsten gewahrt wurden, das Peter der Grosse mit Stolz seine deutsche Provinz nannte.

Der Teil des Gouvernements St. Petersburg, welchen die schwedischen Eroberer Ingermanland taufte, war wie die westlich gelegenen Provinzen lange Zeit den deutschen Schwertrittern unterworfen. Aber nach seiner Eroberung durch Peter den Grossen wurde es den russischen Einflüssen weit mehr ausgesetzt als irgend eine andere Ostseeprovinz, Namentlich hat der grosse Zar das Land auf eine so gewaltsame Weise russifiziert, dass das Land weit mehr russisch als irgend etwas anderes ist. Dennoch sind noch immer so viele finnische, ingrische, polnische, esthische, schwedische, deutsche, lettische und andere Elemente unter der Bevölkerung zu finden, dass man das Gouvernement als ein Mittelglied zwischen den deutsch-finnischen Provinzen und der echtrussi-

schen Nachbarprovinz Nowgorod ansehen kann. Schon in Narwa hart an der Grenze macht sich dieser Unterschied deutlich erkennbar und doch ist die Stadt der Hauptsache nach immer noch deutsch. Obgleich, wie Reval, von dem Dänenkönig Waldemar II. gegründet, wurde sie doch fast ausschliesslich von Deutschen bevölkert. Sie hatte ihre reichsstädtische Verfassung und dieselben Privilegien wie Riga und Reval. Von ihrer hier errichteten Faktorei trieb die Hansa einen blühenden Handel bis in das Innere von Russland und beschäftigte zu Zeiten mehr Schiffe als ihre westlichen Nachbarstädte. Narwa hat nach einander dieselben Herren gehabt wie Esthland, zu dem es immer gehörte; als Grenzstadt dieser Provinz gegen Russland hat es aber mehr unter den vielfachen Kämpfen um seinen Besitz leiden müssen. Seitdem Peter der Grosse die Stadt nach heldenmütiger Verteidigung eroberte, hat sie freilich Ruhe gehabt, ist indes von ihrer ehemaligen Bedeutung völlig herabgesunken. Noch immer aber ist ihr Charakter ein vorwiegend deutscher, wie auch ihre Bevölkerung wenigstens zur Hälfte deutsch ist. Unsere Landsleute wohnen in dem alten eigentlichen Narwa auf dem hohen linken Ufer der Narowa, das ehemals eine starke Festung war. Mit seinen Zinnen und Turmspitzen, mit seinen Kirchen und altfränkischen dunkeln Häusern, alles auf einen engen Raum zusammengedrängt, macht es den Eindruck eines kleinen Stückes von einer grossen Stadt, etwa wie eines von den dreizehn Quartieren Rigas. Und wie in Riga und Dorpat so hat sich auch hier an den deutschen Rumpf ein russischer Schweif angesetzt. Beide Nationen, die sich noch bis heut nicht freundlich gegenüberstehen, trennt die Narowa. Die russische Bevölkerung wohnt auf dem rechten Ufer des Flusses am Fuss der Ruine der alten Festung Iwangorod, die diesem Teil der Stadt den Namen gegeben hat. Nurmühsam wehrt das übriggebliebene deutsche Patriziergeschlecht dem mächtigen Andrang von Osten.

Der schmale finnische Meeresbusen konnte die deutschen Ansiedler an seiner Südküste von den nördlicheren schwedischen Nachbarn nicht völlig abschliessen. Schon von früher Zeit an verzweigten sich viele Deutsche, namentlich aus den deutschen Handlungshäusern von Reval und Narwa, in den schwedisch-finnischen Häfen von Wiborg, Fredriksham u. a. Wie die Finnländer, welche nach den deutschen Ostseeprovinzen kamen, so verschmolzen auch die Deutschen aus Esthland, Livland und Kurland mit der schwedischen Bevölkerung, so jedoch, dass sie nicht, wie jene, ihre gebildete Sprache dort aufgaben, dieselbe vielmehr verbreiteten und auf die Einwohner übertrugen.

Als die deutschen Ostseeprovinzen an Russland fielen, wurde der westliche Teil von Finnland, Karelien, durch die Gründung von Petersburg, dem viele Deutsche zuströmten, noch inniger mit den Deutschen verflochten. Deutsche wurden die Nachfolger der aus Wiborg, Kexholm und andern Städten ausgewanderten Schweden. Nicht selten siedelten sich deutsche Kaufleute und Handwerker, welche in Petersburg reich geworden waren, in Wiborg an oder kauften sich ein Landgütchen auf dem karelischen Isthmus. Auch belohnten die russischen Kaiser von Deutschen geleistete Dienste häufig und vorzugsweise mit Landschenkungen in Finnland.

So wurde in den wenigen Städten des Landes die bessere Gesellschaft fast gänzlich deutsch — in Wiborg allein lebten Anfang dieses Jahrhunderts nicht weniger als 15 pensionierte russische Generäle deutscher Nationalität — und der ganze Landstrich zwischen dieser Stadt, Kexholm und Petersburg gelangte in den Besitz deutscher Familien. In Wiborg und anderen Orten wurden deutsche Kirchen errichtet; es gab sogar einen deutschen Superintendenten des Landes.

Bis zum Jahre 1811 machte diese Verdeutschung Finnlands immer grössere Fortschritte. Nun wurde aber das bis dahin schwedische Finnland mit Altfinnland vereinigt. Die

russische Politik suchte die überkommene schwedische Bevölkerung durch die grössten Zugeständnisse an ihre Sprache und ihre Institutionen zu gewinnen und man beliess dieselben nicht nur in den neuerworbenen Teilen, man führte sie auch in Altfinnland wieder ein. Die Wiborgschen Deutschen gingen nun statt auf die Universität Dorpat nach Abo und Helsingfors, sie mussten schwedisch lernen, wollten sie nicht die Aussicht auf Anstellung im Lande verlieren. Das deutsche Gymnasium wurde mehr und mehr ein schwedisches. Die letzten finnländischen Deutschen sah man in Dorpat 1830, seitdem haben aber die deutschen Ansiedelungen ihren deutschen Charakter gänzlich verloren und der Census führt heut für Finnland keine Deutschen mehr auf. Es ist dies der einzige Teil des europäischen Russland. Die Deutschen sind hier in den schwedischen Bewohnern aufgegangen. Vielleicht hat es aber doch etwas Tröstliches, dass sich diese Vermischung zwischen zwei stammverwandten germanischen Völkern vollzogen hat.

In den westlichen und mittleren Gouvernements.

Peter der Grosse sah bei seiner Eroberung der Ostseeprovinzen, was deutsche Kultur aus dem ehemals unwirthlichen Sumpf- und Steppenlande gemacht hatte. Die Festung an der Newa, „das Fenster nach dem Westen“, war angelegt, sie sollte bevölkert und die Umgebung aus ihrem traurigen Zustand der Verödung gerissen werden. Es begann demnach die Ansiedelung deutscher Bewohner in und um Petersburg zu Anfang des 18 Jahrhunderts.

In Petersburg wohnen heut gegen 60 000 Deutsche; man hat den Stadtteil Wassili-Ostrow auf dem nördlichen Zipfel der Newa-Insel sogar ein Stück Deutschland in Petersburg genannt. Das äussere Aussehen spricht auch wirklich dafür. Die Schilder der Kaufleute und ihre Namen, die Ankündigungen und Anschlagzettel sind deutsch, nur von einer sehr

notdürftigen russischen Übersetzung begleitet. Aber wenn Wassili-Ostrow auch eine deutsch-sprechende Stadt geworden ist, zu einer anerkannten Macht sind die Deutschen dennoch nicht geworden. Das liegt zum grossen Teil an ihnen selber. „Wie sie daheim am liebsten für Ausländer, in der Fremde für Einheimische gelten mögen, so ist auch niemand eifriger als die Petersburger Deutschen bemüht gewesen, sich in alter Weise der neuen Wohnstätte anzupassen.“ Daher hat sich der Charakter der Deutschen in Petersburg zum Petersburger Charakter umgestaltet. Und wie in allen grossen Städten mischte sich von jeher viel deutsches Gesindel unter die besseren Elemente. So ist es gekommen, dass diese Deutschrussen einen, für Handel und Wandel des Alltagslebens äusserst gefährlichen Bevölkerungsteil Petersburgs bilden. „Sie haben es dahin gebracht“, ruft Buddeus aus, „dass uns der Petersburger sagen darf, die deutschen Namen herrschen in den Gefängnislisten vor, die deutschen Namen überwiegen in den Zwangsarbeitshäusern, die Deutschen stellen das stärkste Kontingent zu den Regimentern der Geheimpolizei.“ Für keine Nation hat der Russe so viele Spott-, Spitz- und Ekelnamen als für die Deutschen.

Gegen die grosse Masse der Verarmten, Verdorbenen, Gefährlichen schlossen sich die besseren und glücklicheren Klassen lange Zeit sorgsam ab und niemand unter ihnen regte die Hand, um den Bedürftigen, deren Zahl zu wahrhaft schreckenerregenden Proportionen anwuchs, hilfreich beizustehen. Kein Wunder, dass Not zur Unehre und zum Verbrechen trieb. So weit war es gekommen, dass die öffentliche Meinung jegliches Mädchen niederen Standes aus deutschem Blut der käuflichen Unzüchtigkeit verdächtigte. Erst 1842 entstand der „Deutsche Wohlthätigkeitsverein in St. Petersburg“, der jetzt ein Armen- und Erziehungshaus sowie ein Arbeitsmagazin besitzt und sich durch eine musterhafte Wirksamkeit auszeichnet.

Unter Peters Regiment setzte sich der Zuzug der Deutschen ausschliesslich aus solchen zusammen, welche dem rohen russischen Volke als Lehrer und Führer dienen konnten; ihre Zahl war zwar keineswegs gering, doch kamen sie zusammenhangslos und ohne den Wunsch, das russische Land wirklich zum bleibenden Aufenthalt zu machen. So blieb es auch unter den ersten Nachfolgern des grossen Zaren. Erst unter der weitschauenden Katharina II., einer deutschen Fürstentochter, wurde ein Strom deutscher Kolonisten systematisch ins Land gelenkt. Nachdem sie gleich im ersten Jahre ihrer Regierung alle Ausländer, mit Ausschluss der Hebräer, zur Ansiedelung in ihr Reich geladen hatte, errichtete sie schon im zweiten eine besondere Behörde, die Tutel-Kanzlei, für die Beförderung der Einwanderung und die Wahrnehmung ihrer Interessen. Und um eine solche zu ermutigen, sicherte man den Einwanderern besondere Vorteile, wie vollkommene Religionsfreiheit, eigene Jurisdiktion in den von ihnen gegründeten Kolonien, Befreiung von allen Abgaben für 30 Jahre und vom Kriegsdienst für ewige Zeiten, auch gewährte die Rêgierung Vorschüsse für die ersten Jahre.

So entstand am rechten Ufer der Newa, östlich von Petersburg, Neu-Ssaratowka, gewöhnlich die Sechzigerkolonie genannt, weil sie ursprünglich von 60 brandenburgischen und württembergischen Familien angelegt wurde, so an der Zarskoje-Selo Perspektive neben dem Palais Ssrednjaja Rogatka die Zweiundzwanzigerkolonie, so am rechten Ufer der Ischora die nach ihr benannte Kolonie, auch die Achtundzwanziger und die Kolpinaer genannt, westlich von Zarskoje-Selo. Diese drei Kolonien wurden 1764 angesiedelt und zwar sämtlich von Protestanten.

Im nächsten Jahre kamen 67 katholische Familien aus Schwaben, Hessen-Darmstadt und Preussen in die Nähe des Städtchens Jamburg und legten dort den Grund zu den drei Kolonien: Luzkaja, Porchow und Frankfurth. Allein sie konnten

zu keinem Wohlstande gelangen und wanderten endlich verarmt ins Gouvernement Jekaterinoslaw, wo man ihnen abermals Land anwies. Ihre Stelle nahmen protestantische Kolonisten ein, welche durch Fleiss und Ausdauer die Kolonie rasch in einen blühenden Zustand brachten.

Weitere deutsche Kolonien wurden in diesem Teile Russlands erst durch Alexander I. angelegt. Eine ganze Reihe derselben entstand teils auf den eigenen Besitzungen des Kaisers, teils auf Kronländereien, unter welchen Friedenthal und die Kronstädter Kolonie die bedeutendsten geworden sind. Die letzte wurde 1805 von 16 deutschen Familien gegründet, welche aus Inowloz im gegenwärtigen warschauschen Gouvernement berufen wurden, die erste bestand aus 24 Bergschen Familien, zumeist Webern, welche dicht bei Zarskoje-Selo Land und Häuser erhielten. Später kauften sich deutsche Familien selbständig auf grossen adeligen Gütern im Petersburger Gouvernement an; 1834 entstand die Alexandriner-Kolonie und 1843 die Snamensche, die letzte von allen, beide in der Nähe von Peterhof. So bestehen jetzt in diesem Gouvernement 17 deutsche Kolonien auf die 5 Kirchspiele: Zarskoje-Selo, Neu-Saratowka, Strelna, Oranienbaum und Jamburg verteilt, ausserdem giebt es im Kirchspiel Neu-Saratowka drei Ansiedelungen, welche keinen besonderen Namen führen.

Klima und Boden sind für den Ackerbau wenig günstig, deshalb haben sich viele Bewohner den Wasser-, Holz- und baulichen Gewerben zugewendet. Aber bei der Einführung deutscher Kolonisten hatten die russischen Herrscher gerade den Zweck im Auge, die finnischen, russischen und anderen Nationalitäten angehörigen Bewohner an den Ackerbau zu gewöhnen oder ihnen doch verbesserte Methoden vor Augen zu führen. Die deutschen Felder sind leicht von denen der Russen und Finnen zu unterscheiden und wie ihr Acker, so ihr Vieh; schon von weitem lässt der Anspann erkennen, ob es der Pflug eines deutschen Kolonisten oder eines russischen

Bauern ist, der über die Felder geht. Die Deutschen haben schon seit Jahren Land von ihren Nachbarn gepachtet und gekauft; Sümpfe und Moräste sind von ihnen entwässert und dadurch in nutzbares Wiesen- und Ackerland umgewandelt worden.

Sie bauen vornehmlich Roggen, Hafer, Kartoffeln und Futter. Für die Verwertung ihrer landwirtschaftlichen Produkte bringt ihnen die Nähe der Hauptstadt grosse Vorteile. Ihre Milch und Butter, ihre Gemüse und Gartenfrüchte finden dort einen bequemen und guten Markt. Die ehemaligen Bandweber von Friedenthal, welche sich jetzt „Manufakturisten“ nennen lassen, betreiben den Anbau von Erdbeeren mit ausserordentlichem Erfolge. Hören wir doch von dem Akademiker P. von Köppen, wie ein solcher Bauer in einem Jahre 800 Pud (ca. 150 kg) Erdbeeren an die Petersburger Fruchthändler verkaufte, wodurch ihm eine Einnahme von 6400 Rubel erwuchs. Einen weiteren Vorteil ziehen die hiesigen Kolonisten aus der Vermietung ihrer Häuser an Petersburger Sommerfrischler. Es sind meist hübsche Gebäude, von der Krone mit grossem Kapitalaufwand errichtet, und nicht selten werden 200 Silberrubel für die Miete eines solchen Hauses während der Saison gezahlt.

Die deutschen Ansiedler sind diejenigen gewesen, welchen die meisten Verbesserungen des Landes in der Umgegend von Petersburg zu danken sind. Das Bewusstsein solcher Leistung hat ihnen ein starkes Selbstgefühl gegeben, während ein beständiger Verkehr mit den Städten ihnen äusseren Schliff verlieh. Allerdings haben sie mancherlei schlechte Seiten der umwohnenden Russen, wie gewisse Kniffe, angenommen, während sie sich gegen seine weniger liebenswürdigen Gewohnheiten verschlossen. Und schliesslich werden sie doch den Einflüssen der sie umgebenden russischen Nationalität erliegen müssen, da die meist recht kleinen Kolonien in keinem

Verbande stehen und, da sie ziemlich entfernt von einander liegen, wenig Berührungspunkte haben.

Von den Petersburger Kolonien wurden 1835 und 1836 in den beiden benachbarten Gouvernements Nowgorod und Olonetz zwei Kolonien: Nikolajewsky und Alexandrowsky durch 61 resp. 30 Familien angesiedelt. Nikolajewsky erhielt vom Departement der kaiserlichen Apanagen eine ehemalige russische Kirche zum Geschenk. In dem erstgenannten Gouvernement wohnen 1300, in dem zweiten 150 Deutsche. Beide gehören zum Kirchspiel Nowgorod.

In keinem der Gouvernements Jaroslaw, Kostroma, Wologda, Pskow und Smolensk giebt es eigentliche deutsche Kolonien, wohl aber sitzen viele unserer Landsleute in den Städten, andere sind im Lande zerstreut. So gegen 200 in den drei erstgenannten Gouvernements, während 196 für Jaroslaw und 105 für Uglidsch angegeben werden. Pskow hat 700 Deutsche, davon 499 in der Stadt Pskow; in Smolensk leben 250, davon 150 in der gleichnamigen Hauptstadt.

Ganz ebenso wie in den vorbenannten Gouvernements sieht es in Moskau, Wladimir, Twer, Tula, Kaluga, Orel, Tambow, Rjasan, Kursk und Charkow aus, die zusammen mit Woronesh, in welchem sich die 1765 gegründete und von 1500 Deutschen bewohnte Kolonie Riebersdorf befindet, den Moskauer Konsistorialbezirk ausmachen. Mit Ausnahme dieses letzten finden wir in keinem der genannten Gouvernements eine eigentliche deutsche Kolonie, aber Deutsche giebt es in der Zahl von einigen Hundert in jedem derselben; im Gouvernement Moskau sogar über 10 000. Die meisten davon (6718) leben in der Stadt Moskau, wo sie drei Kirchen und in Verbindung mit Michaels- und der Peter-Paulskirche Schulen haben, von denen die letztere mit den Rechten eines Gymnasiums ausgestattet ist. Als geselliger Vereinigungspunkt dient ein deutscher Klub.

Wie im Gouvernement Moskau so leben auch in Twer, Tula, Orel, Rjasan, Tambow und Charkow die meisten Deutschen in der Hauptstadt des betreffenden Gouvernements. Charkow besitzt eine einklassige Knabenschule und eine mehrklassige Mädchenschule. Im Gouvernement Wladimir gehört die Mehrzahl der dort lebenden 300 Deutschen dem Beamten- und Handwerkerstande an, andere sind als Direktoren und Werkführer in den zahlreichen Fabriken beschäftigt.

Das einzige Gouvernement von Mittelrussland, welches wirkliche deutsche Kolonien aufzuweisen hat, ist Tschernigow. Hier sind seit 1766 vier protestantische und drei katholische deutsche Kolonien angelegt, die zusammen etwa 1900 Insassen zählen. Ausserdem wohnen noch Deutsche im Flecken Klinzy und der Hauptstadt Tschernigow. Leider sind unsre Landsleute hier grösstenteils zu Russen geworden.

Darin ist hauptsächlich ihre isolierte Stellung schuld, welche sie ausser alle Verbindung mit anderen deutschen Kolonien setzt. Sechs der genannten Kolonien, vier protestantische und zwei katholische, benennt man auch mit dem Gesamtnamen Belowesch. Sie liegen sämtlich im Kreise Boresna unweit des Desnaflusses. Auf Grund und Boden der Krone angelegt, stehen sie direkt unter Verwaltung der Kronsdomänen. Besondere Rechte geniessen sie nicht; auch haben sie keine eigenen Oberbehörden wie die südrussischen Kolonien. Und da die Gegend, in welcher sie wohnen, zwar recht fruchtbar ist, aber alles grösseren Handels entbehrt, so befinden sich diese deutschen Kolonien in keinem besonders blühenden Zustande. Ackerbau ist die ausschliessliche Beschäftigung, namentlich wird viel Hanf und Tabak gebaut. Der hier erzeugte Tabak ist besonders geschätzt. Die Protestanten haben im Dorfe Belowesch eine hölzerne Kirche mit drei Glocken. Ihren Pastor brachten sie aus Deutschland mit; ihre Schullehrer suchen sie aus ihrer eigenen Mitte, und da diese Leute selbst wenig Kenntnisse besitzen, die

Schule auch nur während der Wintermonate geöffnet ist, so ist die Qualität und Quantität des Unterrichts eine sehr geringe. Der Bildungsgrad der Kolonisten ist daher immer tiefer gesunken.

Ganz im Norden des Gouvernements liegt die Kolonie Neu-Meseritz, zum grossen Teil aus armen Weberfamilien bestehend, welche auf der dortigen Tuchfabrik, die ca. 600 Leute beschäftigt, ihre Arbeit finden.

Von Belowesch aus wurde 1801 die Kolonie Kreschaten im Gouvernement Poltawa gegründet. Sonst leben noch gegen 400 Deutsche in der Stadt Poltawa, andere in der bedeutenden Handelsstadt Kremenschug am Dnjepr, in Konstantinograd, südöstlich von Poltawa, einige wenige auf der früheren Besetzung der Grossfürstin Helene Karlowka und auf dem Landgut Nikolajewsky. Die Zahl sämtlicher Deutschen im Gouvernement soll sich auf 900 belaufen.

Weit ansehnlicher ist die Zahl der Deutschen im Gouvernement Kiew, obschon sich hier keine eigentliche deutsche Kolonie befindet. Der bedeutende Handel und die blühende Industrie, namentlich die Zuckerfabrikation, hat eine grosse Anzahl hierher gezogen, sodass in der Hauptstadt Kiew 1500, im ganzen Gouvernement 2400 zu finden sind, meist in den Dörfern und auf den prächtigen Edelhöfen des reichen polnischen Adels, denn die kleinen, meist elenden Städte sind fast ausschliesslich von Juden bewohnt.

Von west- oder weissrussischen Gouvernements sind es nur zwei, welche deutsche Kolonien besitzen: Wolhynien und Podolien. In dem ersten waren vor 20 Jahren noch 42 Procent der Oberfläche mit Wald bedeckt und halb so viel war Unland. Jetzt lächeln dem Reisenden dort, wo ehemals eine wilde und unwegsame Einöde nur wilden Tieren eine Zuflucht bot, blühende und zahlreich bevölkerte Ansiedelungen entgegen. Und dass die Bodenkultur hier auf so hoher Stufe steht, ist in erster Linie deutschen Ansiedlern zu danken.

Schon vor 16 Jahren bestanden in diesem Gouvernement nicht weniger als 36, freilich meist recht kleine deutsche Kolonien und auch in der Hauptstadt Schitomir sowie einigen anderen Orten lebten zahlreiche Deutsche. Damals schätzte man die gesamte deutsche Einwohnerschaft auf 5000 Seelen. Seitdem hat sich alljährlich eine Menge deutscher Kolonisten teils aus dem Königreich Polen, teils aus dem Heimatlande hier angesiedelt und heut kann man einen bedeutenden Teil des Gouvernements durchreisen, ohne auf ein russisches Bauerndorf zu treffen. Das sechs Werst von Schitomir gelegene Städtchen Pulisze besteht überwiegend aus deutscher Bevölkerung. Diese Ansiedelung erfreut sich eines sehr regen Handelsverkehrs, der vorzüglich durch 14 jährlich dort abgehaltene Jahrmärkte gehoben wird. Sie bildet den Anfangspunkt einer langen Reihe ausschliesslich deutscher Besitzungen, welche eine ausgeprägte deutsche Physiognomie haben und sich dadurch wesentlich von den Ansiedelungen der einheimischen Bauern unterscheiden. Auf letztere hat aber die deutsche Nachbarschaft schon so weit eingewirkt, dass sich jetzt jeder russische Bauer im Besitz verbesserter Ackerwerkzeuge befindet, die ihm früher gänzlich unbekannt waren. Die deutschen Kolonisten leben nicht in geschlossenen Ortschaften, vielmehr ziehen sich ihre Besitzungen meilenweit an der Strasse hin; so erstreckt sich die Kolonie Pisarew über eine Meile weit und doch ist sie nur von 40 Kolonistenfamilien bewohnt. Die Häuser sind einfach, aber dauerhaft und bequem gebaut und an das Wohnhaus schliesst sich immer eine entsprechende Zahl von Wirtschaftsgebäuden. Auch ragen schon aus den deutschen Ansiedelungen zahlreiche Schornsteine von Dampfmaschinen und anderen Fabrikanlagen hervor. Die meisten Kolonisten sind Protestanten, doch ist auch die Sekte der Wiedertäufer vertreten. An der Spitze jeder Kolonie steht der Schulze, der mit dem Pastor und dem Kirchenvorsteher den Ortsvorstand bildet. Auch hat

jede Kolonie eine Schule, in welcher in der Regel der Pastor das Lehramt verwaltet.

Südlich grenzt an das vorige das Gouvernement Podolien, eine mit Hügeln übersäete Hochfläche, denn sie liegt auf dem südrussischen Landrücken. Ackerbau und Viehzucht gedeihen in vorzüglicher Weise und in den schönen Laubwäldern findet eine grosse Bienenzucht statt. Dazu kommt eine ausserordentlich stark entwickelte Rübenzuckerindustrie. Hier besteht im Kreise Jampol die kleine Kolonie Krasnodolo; die meisten Deutschen leben aber in dem nordöstlich von der Hauptstadt Kamjeniec Podolsk gelegenen Städtchen Dunajewtzky (von 2530 Einwohnern 1018 Deutsche), daneben in einer Anzahl von Flecken und auch in der Hauptstadt.

Podolien gehört wie die vier vor ihm genannten: Wolhynien, Kiew, Poltawa und Tschernigow zum Gebiet des Tscherno-Söm, der schwarzen Erde, das sich wie ein Isthmus von Tschernigow bis zum südlichen Landrücken und nach Nordosten zu bis zum Südural, also vom Pruth bis zum Uralfluss durch 26 Gouvernements hindurch erstreckt.

Die Kolonien in Südrussland und im Kaukasus.

Das südliche Russland: die vier Gouvernements Bessarabien, Cherson, Jekaterinoslaw und Taurien, in der offiziellen Sprache Nowaja Rossija d. i. Neurussland genannt, kam durch die auf wiederholte Kriege erfolgten Friedensschlüsse von 1774 bis 1829 an das russische Reich. Der Friede von Kutschuk Kainardschi machte den Anfang mit dem Land zwischen Dniepr und Bug, im Vertrag von Adrianopel trat die Türkei das Donaudelta ab, das, im Krimkrieg teilweise verloren, durch den Berliner Frieden dem Zarenreich wieder zurückgegeben wurde.

Die ersten deutschen Kolonien wurden im jetzigen Gouvernement Jekaterinoslaw angelegt und zwar durch Katharina II., welche gleich im Anfang ihrer Regierung den Gedanken

fasste, durch Hereinberufung fremder Kolonisten die menschenleeren Provinzen ihres Reiches zu bevölkern und landwirtschaftliche Kenntnisse und Industrie unter ihren Unterthanen zu verbreiten.

Die Krone bewilligte den Einwanderern bedeutende Privilegien. Ein Kommissar empfing sie an der Grenze und nahm sie unter seine besondere Fürsorge. Ausser allen Rechten russischer Unterthaneu wurde ihnen Freiheit von sämtlichen Abgaben und Verpflichtungen auf 10 Jahre, freie Religionsübung und Befreiung vom Kriegs- und Civildienst auf ewige Zeiten gewährt. Die Pfarren wurden durch Ländereien dotiert und zu den Kirchenbauten Zuschüsse gemacht. Die Kolonien wurden einer besonders für sie geschaffenen Behörde unterstellt, genossen aber sonst völliger Selbstregierung in administrativer und polizeilicher Hinsicht. Ein jeder Einwanderer erhielt 60 Dessjatinen d. i. etwa 66 Hektar Land als ewiges und erbliches Eigentum, zur ersten Einrichtung wurden zinsfreie und erst nach 10 Jahren rückzahlbare Geldvorschüsse und bis zur ersten Ernte 10 Kopeken pro Tag und Person als „Nahrungsgelder“ bewilligt.

Diese vorteilhaften Anerbietungen veranlassten eine grosse Anzahl Deutscher ihr Vaterland zu verlassen. Das zahlreichste Kontingent stellten die Länder von Südwestdeutschland: Württemberg, Baden, Elsass, die Pfalz, Hessen, Nassau. Diese Kolonisten führen, wie in Ungarn, auch hier den gemeinsamen Namen „Schwaben“.

„Die Schwaben“, sagt Matthäi, „haben etwas in sich Abgeschlossenes, Stabiles und hegen keine geringe Meinung von sich selbst. Ihr Stammland Württemberg nennen sie gern „das Reich“ und mit einer gewissen stolzen Verachtung sehen sie auf alles, was nicht aus diesem Reich kommt.“ Die Norddeutschen, welche eine viel geringere Zahl ausmachen, stammen aus Mecklenburg, aus Ost- und Westpreussen; aus

Pommern kamen die sogenannten Schweden. Sie alle haben ihren plattdeutschen Dialekt sehr rein beibehalten und heissen in Bessarabien „Kaczuben“ d. i. die Kassuben. Wo beide Stämme nebeneinander in einer Ortschaft leben, da ist nicht selten ein lebhafter Kampf um die Hegemonie entbrannt, wengleich in der Regel die Süddeutschen die Oberhand haben. Kommt es aber einmal zu Zwistigkeiten, so ist man sicher, die herausfordernden Rufe „Schwabe“ und „Kaczube“ herüber und hinübergeworfen zu hören. Die Norddeutschen sind lenksamer als die „Schwabens“, aber es fehlt ihnen die Gemütlichkeit jener und ihr stark ausgeprägter Sinn für Reinlichkeit und Ordnung.

Ausserdem sind einzelne Familien aus Sachsen, Westfalen, aus dem Voigtlande, aus Hamburg und Mähren gekommen; die zahlreichen mennonitischen Ansiedler in den Gouvernements Jekaterinoslaw und Taurien stammen aus der Danziger Gegend, Elsässer haben Kolonien mit französischen Namen (Arcis, Brienne, Fèrechampenoise) gegründet und eine Anzahl Schweizer ist im Zürichthaler Gebiet (Krym) angesiedelt.

Viele Familien, die Ende des vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts aus Süddeutschland nach Polen ausgewandert waren, ergriffen infolge der polnischen Unruhen und des französischen Feldzugs nach Moskau zum zweiten Mal den Wanderstab. Es waren besonders die Gegenden um Warschau, Kalisch, Bromberg und Kulm, welche viele Auswanderer schickten. Auch Ungarn, durch welches zum Teil die Auswandererzüge ihren Weg nahmen, entsandte eine Anzahl von Deutschen, die, dort längere Zeit angesiedelt, mit den ungarischen Verhältnissen unzufrieden, ihre Lage zu verbessern hofften.

Und diese Hoffnung war es hauptsächlich, welche unsere Landsleute bewog, ihre Heimat mit dem wenig gut be-

leumundeten Russland zu vertauschen. Aber einen nicht geringen Teil trieben andere Beweggründe fort.

Dahin gehören die Mennoniten, die Hutterschen Brüder, die brüderlichen Auswanderungsharmonien von Kindern Gottes und die Anhänger des bayrischen Priesters Ignatius Lindl.

Die Mennoniten waren 1540—1549 aus ihren Wohnplätzen in Holland und Friesland, um Hamburg und Lübeck durch Siegismund I. von Polen berufen worden, um die Niederungen zwischen Danzig, Marienburg und Elbing trocken zu legen. Nach befriedigender Lösung dieser Aufgabe erhielten sie das gewonnene Land zum erblichen Eigentum, auch wurde ihnen volle Glaubensfreiheit gewährt. Bei der Teilung Polens kam das Land an Preussen; die alten Privilegien wurden nun nicht mehr respektiert. Zum Kriegsdienst konnte man die Mennoniten nicht heranziehen, da ihnen ihren religiösen Grundsätzen gemäss die Leistung von Kriegsdiensten verboten ist, so legte ihnen denn die preussische Regierung 1780 eine jährliche Abgabe von 5000 Thalern auf. Dann untersagte sie ihnen den Ankauf von Land.

Unter diesen Verhältnissen hörten die Mennoniten gern auf die Einladung, welche Katharina II. an sie ganz besonders richtete. Nachdem schon 1783 eine Auswanderung nach Polen stattgefunden hatte, wo sich bei Ostroga noch jetzt eine in zwei Dörfern verteilte Mennonitenkolonie befindet, machten sich 1789 infolge des günstigen Berichts einer vorausgesandten Deputation nicht weniger als 228 Familien aus Westpreussen auf und gründeten bei Alexandrowsk am Dnjepr im Gouvernement Jekaterinoslaw acht Kolonien; 1797 kamen 118 Familien nach.

Diesen 330 Familien (ca. 1650 Köpfe) verlieh die Regierung ein Terrain von 32 648 Dessjatinen (ca. 6 Q.-M.), wovon jede Familie 65 Dessjatinen erhalten sollte. Die Kolonien entwickelten sich in erfreulicher Weise und die günstigen, in die Heimat gesandten Berichte veranlassten 1803 abermals

347 westpreussische und mennonitische Familien auszuwandern. Sie erhielten Land südöstlich von den vorigen am Nordost-
rande der Nogaischen Steppe, in dem Strich, der von dem
Flüsschen Molotschnaja durchzogen wird. Dort gründeten
sie 44 Dörfer. Diese Einwanderer brachten Pferde, Wagen
Hausgerät, Schaf- und Rinderherden mit sich; sie waren auch
mit barem Gelde versehen und bedurften keiner Vorschüsse
der Regierung. Zwar waren auch die ersten Mennoniten
keineswegs arm gewesen, dennoch schoss das russische Gouver-
nement ihnen zu ihrer ersten Einrichtung nicht weniger als
314 800 Rubel Silber vor, die aber 1842 schon bis auf 30 000
Rubel abgezahlt waren und später ganz getilgt wurden. Zu
jenen älteren Ansiedlern kamen in der Folge noch andere,
sodass sich die Zahl der angesiedelten Familien bis 1843 von
330 auf 873 und die der Individuen von 1789 auf 6376 (3178
männliche und 3198 weibliche) vermehrte.

„Die Mennoniten“, sagt ein offizieller russischer Bericht,
„zeichnen sich durch eine beispiellose Sittlichkeit aus. Ihre
Rechtlichkeit, Menschenliebe, eheliche Treue und viele andere
schöne Eigenschaften fallen jedem in die Augen, der auch
nur kurze Zeit unter ihnen lebt, und zeichnen die Mennoniten
sogar vor den Lutheranern aus, obschon auch diese letzteren
ihnen darin sehr ähnlich sind. Der Wohlstand der Menno-
niten übertrifft den aller übrigen Klassen der Bevölkerung
im Gouvernement und ohne Übertreibung kann man von
ihnen behaupten, dass sie namentlich dadurch so gedeihen,
dass sie die hohen Wahrheiten des Christentums auf das Leben
anwenden.“

An diese Mennoniten haben sich die Hutterschen Brüder
angeschlossen, eine kleine Sekte, welche, aus ihrem Vater-
lande Tirol vertrieben, zuerst in Mähren, dann in Ungarn
und Siebenbürgen, später in der Nähe von Bukarest lebte.
In den Türkenkriegen 1770 und 1775 mehrfach ausgeplündert,
liessen sie sich von dem Grafen Romanzoff auf dessen Güter

in Podolien verpflanzen und kamen später in die pontische Steppe. Sie wohnen jetzt in fünf Kolonien, haben Gütergemeinschaft, von welcher sie durch keine Maassregeln des mennonitischen Gebietsamtes abzubringen waren. Sie sprechen noch immer ihren tiroler Dialekt.

In Württemberg wurden im Anfang dieses Jahrhunderts durch den damals auftretenden Rationalismus viele kirchlich gesinnte Personen dem Lande ihrer Väter entfremdet. Jung-Stilling hatte durch seine chiliastischen Ideen den Boden schon vorbereitet und so bedurfte es nur der 1809 erfolgten Einführung einer neuen Agende und eines neuen Gesangbuches, um den Anstoss zur Auswanderung zu geben. Man schaute sehnsüchtig nach einem „Bergungsort“ und meinte einen solchen im Osten zu sehen, wo der Kaiser von Russland berufen sei, das Volk Gottes zu sammeln. So begann denn eine Auswanderung, welche 1816 über 30 Familien fortführte. Ihnen folgten im nächsten Jahre in 14 grösseren und kleineren Abteilungen 1400 Familien aus dem Schwarzwald, aus Nagold und Freudenstadt, aus Weissbach und Esslingen, aus Waldorf und anderen Orten. Sie nannten sich brüderliche Auswanderungsharmonien von Kindern Gottes. Ihr Bestimmungsort war Grusien.

Sie nahmen ihren Weg von Ulm auf der Donau über Wien. Schon auf dem Zuge durch Ungarn blieb ein Teil zurück, ein anderer trennte sich in der Moldau, ein dritter sagte sich in Odessa von einer Verbindung los, in welcher unter der Maske der Frömmigkeit nur Selbstsucht, Stolz und Ungerechtigkeit die Herrschaft zu führen schienen. Brüderlich und harmonisch waren diese Auswanderungsgesellschaften keineswegs.

Noch schlimmere Verluste erlitten die Auswanderer auf der beschwerlichen Reise durch die ungesunden unteren Donauegenden, durch Epidemien in den Quarantänen von

Ismail und Odessa, sodass ganze Familien ausstarben, von anderen wenige Glieder übrig blieben.

In Odessa aber, wo sich 300 Familien trennten und die Kolonie Hoffnungsthal gründeten, schlossen sich von den dort schon länger angesiedelten Württembergern 100 mit ihrem dortigen Lose unzufriedene Familien an und der ganze, nach Grusien gehende Zug zählte nun 500 Familien.

Die grusinischen Landschaften waren durch den Frieden von Gulistan (24. Okt. 1813) dem russischen Scepter unterworfen worden; der Zar gebot nun über ganz Kaukasien. Ein grosses Gebiet und, sehen wir ab von den öden Sandsteppen in der unteren Thalstufe des Aras und Kur und der traurigen Gegend von Baku, das Land einer reichen und vielseitigen Urproduktion. Dem Kulturzustand der Bewohner entsprechend war dieselbe freilich hinter berechtigten Erwartungen weit zurückgeblieben. Es lag dies zumeist an der fortdauernden Unsicherheit des Eigentums, welcher erst dadurch ein Ende gemacht wurde, dass Russland an die Stelle der Perser und Türken trat, denen Transkaukasien ein volles Jahrhundert lang zum Zankapfel geworden war.

Kaum hatte Alexander I. die neue Provinz seinem Riesensreiche einverleibt, so dachte er auch schon an eine umfangreiche Kolonisierung derselben. Und sehr bald bedeckte sich die dünnbevölkerte Einöde der kaspisch-pontischen Niederung mit einer Reihe von Dörfern und Städten, deren gewerbthätige und arbeitsame Bevölkerung die trägen und raublustigen Nomaden wohlthuend ersetzte.

Auch aus dem Gouvernement Woronesh kamen einige hundert Familien herüber, Abzweigungen dort schon 1765 gegründeter Kolonien, denen es am Raum zu gebrechen anging, und so entstanden an der nördlichen Abdachung des Kaukasus sechs Kolonien im Gouvernement Stawropol und im Kubanschen wie im Terschen Landstrich.

Jene Württemberger aber überschritten das Gebirge und gründeten ganz in der Nähe von Tiflis und in mässiger Entfernung von demselben 10 Kolonien, sämtlich mit deutschen Namen, welche nach mancherlei Wechselfällen schliesslich zu grosser und dauernder Blüte gelangt sind.

Was ihr Emporkommen lange behinderte, war der feste Glaube einer Anzahl schwärmerischer Seelen an ein baldiges Hereinbrechen des erwarteten tausendjährigen Reiches. Was sollte man da feste Häuser bauen? So lebten die Kolonisten erst unter Zelten, dann in Erdhütten und sieben Jahre verstrichen auf diese Weise, ehe sie, gedrängt durch die russische Regierung, sich zur Errichtung von Häusern entschliessen konnten. Diese schwärmerische Bewegung erreichte 1842 ihren Höhepunkt. Damals erstand in dem westlich von Tiflis, im Thale des Muschawar erbauten Katharinenfeld eine Prophetin, welche das nunmehrige Anbrechen des tausendjährigen Reiches verkündete und das Volk aufforderte, dem Herrn entgegenzuziehen. Es entstand eine grossartige Bewegung. Wer Haus und Land nicht verkaufen konnte, der verschenkte es und am 30. Mai 1843 versammelten sich 302 Gläubige aus Tiflis, Alexanderdorf, Marienfeld und Elisabeththal in Katharinenfeld und traten, die Prophetin an der Spitze, den Zug nach Jerusalem an. Dies ging den Behörden denn aber doch zu weit, ein Kosakenpiket empfing die Auswanderer an der Grenze und wies sie in die Ortschaften, aus denen sie gekommen, zurück.

Aber auch in anderer Weise litten die grusinischen Kolonien. Jener Frieden von Gulistan hinderte die Perser nicht, 1826 in das Land einzubrechen und zwei Jahre lang die Rückeroberung der entrissenen Provinzen zu versuchen. Dörfer wurden überfallen und deren Bewohner niedergemacht oder in Gefangenschaft geführt; retteten sich die Kolonisten rechtzeitig durch die Flucht nach Tiflis, so wurden wenigstens ihre Häuser geplündert und niedergebrannt.

Dennoch haben unsere Landsleute, deren Zahl in den Gouvernements Stawropol, Kuban, Tiflis, Jelissawetpol und im Terekgebiet nach der letzten Zählung 8876 Seelen beträgt, durch Arbeit und Fleiss das Verlorene wieder zu erwerben gewusst und auch ihr Gedeihen ist durch die wohlwollenden Bestrebungen der russischen Regierung gefördert worden.

Diese Württemberger waren, wie sie es heut noch sind, protestantisch; die letzten deutschen Ansiedler Südrusslands, über die wir noch zu sprechen haben, waren aber katholische Bayern. Ignatius Lindl, ein Priester der Sailerschen Richtung, hatte sich in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts durch seine Predigten bei Katholiken wie bei Protestanten äusserst beliebt gemacht. Das trug ihm seitens seiner Amtsbrüder viel Feindschaft ein. Er richtete daher seine Blicke ins Ausland. Von Alexander I. in einer Audienz sehr freundlich empfangen und durch die Zusicherung vieler Vorteile ermutigt, organisierte er 1820 eine Auswanderung nach Bessarabien. Diesen Zug führte er selbst; in den nächstfolgenden Jahren bis 1823 folgten ihm ganze Kolonnen. So entstanden die Kolonien Sarata, Gnadenthal und Lichtenthal. Lindl, das Haupt derselben, bekundete seine von denen der römischen Kirche abweichenden Anschauungen nach seiner Übersiedelung noch deutlicher durch Predigen in deutscher Sprache, Verabreichung des Abendmahls in beiderlei Gestalt und seinen Eintritt in den Ehestand, ohne aber aus der katholischen Kirche auszuseiden. Seine Popularität war eine sehr grosse; die russische Regierung sah sich aber 1823 veranlasst, ihn aus dem Lande zu verweisen, sehr zum Leidwesen seiner Gemeinden, welche sich darauf der lutherischen Kirche anschlossen.

Im Kreise Jekaterinoslaw bestehen 18 mennonitische Kolonien, im Kreise Alexandrowsky nur eine, ausserdem aber noch vier andere deutsche Kolonien, also im ganzen 23 Kolonien, deren Bevölkerung eine reindeutsche ist. Nicht eine

einzig von ihnen trägt einen anderen als einen deutschen Namen.

Die Schilderung, welche uns Haxthausen giebt, ist zwar nun nahe an 40 Jahre alt, aber sie ist nach den Berichten neuerer Reisenden noch immer zutreffend. „Wir kamen“, so erzählt er, „am Morgen an den Dnjepr und wurden auf einer deutschen Fähre übergesetzt. Hier besorgten deutsche Kolonisten die Fähre und bald erreichten wir die Kolonie Rosenthal, zu der grossen Mennonitenkolonie des Kreises Chortitz gehörig. Wir fühlten uns auf einmal nach Westpreussen in die Weichselniederungen versetzt, so heimatlich deutsch war alles um uns! Nicht bloss die Menschen, ihr Wesen, ihre Sprache, ihre Trachten, die Wohnhäuser und ihre Einrichtungen, jedes Geschirr und Gefäss, selbst die Haustiere, der Spitz und Pudel, Kuh und Ziege waren deutsch; die Kolonisten haben es sogar verstanden, der Natur selbst, nämlich der ganzen Gegend, ein deutsches Ansehen zu geben. Der Maler, der hiesige Landschaften malte, würde sie leicht für deutsche ausgeben können! Man sieht den Feldern deutsche Einteilung und Bearbeitung an; Kämme und Wiesen sind mit deutschen Zäunen eingeeht. Die Anlage der Dörfer und aller ihrer einzelnen Gehöfte, die Gärten, ihre Einteilung, die Pflanzen, die Gemüse und vor allen Dingen die Kartoffeln, alles ist deutsch.“

Fast alle Kolonien, zu welchen Zeiten und in welchen Ländern sie auch immer angelegt sein mochten, haben eine Periode des Rückschlags, des Sinkens der ursprünglichen Hoffnungen, der Reue über den gethanen Schritt bei den Kolonisten selber durchzumachen gehabt. Dass diese Erscheinungen hier nicht Platz griffen, ist wohl das beste Zeugnis, dass die mennonitische Kolonisation richtig geleitet und von Männern ausgeführt worden ist, welche die Konsequenzen des Schrittes, den sie thun wollten, zuvor überdachten, ehe sie ihn ausführten.

Bei der Anlage anderer Kolonien traten manche Übelstände zu Tage, namentlich dadurch herbeigeführt, dass die Ankömmlinge mittellos ins Land kamen. Schon der erste Eindruck, welchen die eintönigen, öden Steppen auf die ehemaligen Bewohner gesegneter Hügellandschaften machten, war ein niederdrückender. Nach den Mühsalen einer langwierigen Reise empfing die Wanderer keine feste Wohnung, die kahle Steppe bot ihnen auch nirgends Material, eine solche zu errichten, und ehe man auf das bestimmte Land gelangte, vergingen zuweilen zwei Jahre. Während dieser Zeit quartierte man sie bei Russen und Moldauwanern ein, deren Sprache sie nicht verstanden. Was Wunder dann, wenn sich bei vielen bittres Heimweh einstellte?

Im Gouvernement Chersson liegt, mit acht anderen zum Kirchspiel Liebenthal vereint, die jetzt recht ansehnliche Kolonie Neudorf. Die ersten Anfänge derselben waren sehr traurige. Die 65 Familien, welche man 1805 auf das mit hohem Gras bewachsene und nur mit einem dürftigen Brunnen versehene Ansiedlungsfeld führte, hatten schon zwei Jahre in Ovidiopol und bei deutschen Kolonisten im Quartier gelegen. Fünfzehn Stangen waren alles, was jeder Familienvater zur Erbauung einer Hütte erhielt. Bald brach die Ruhr aus, welche auch nach Errichtung von Erdhütten durch Militär nicht aufgehalten werden konnte. Im Frühjahr 1806 waren von jenen 65 Familien nur noch 29 übrig und auch in diese hatte der Tod manche Lücke gerissen.

Das bekannte russische Sprichwort: „Der Himmel ist hoch und der Zar ist weit“ bewährte auch für die deutschen Ansiedelungen seine Geltung. Die Verpflegungsgelder, welche die Regierung den Einwanderern versprochen hatte, fanden zum grossen Teil ihren Weg in die Taschen der Beamten und die Lebensmittel waren der schlechtesten Art. Die Geräte und Werkzeuge wurden teils vorenthalten, teils erwiesen sie sich als unbrauchbar; statt der Zugoachsen gab man den

Kolonisten Kälber. Mit der Krankenpflege war es auf das traurigste bestellt, wozu der Umstand nicht wenig beitrug, dass die Ärzte das nachgelassene Eigentum der Verstorbenen nach sich ziehen konnten.

Wie die Verwaltung durch die vorgesetzten Behörden ausgeübt wurde, davon giebt Diehl (Die deutschen Kolonien in Südrussland) uns einige Beispiele. In Bessarabien liess sich der Kolonialaufseher Mendelson stets von einigen Kosaken begleiten, welche Rutenbündel trugen. Und kamen Klagende vor den Oberaufseher, General Harting, so empfing sie dieser russifizierte Deutsche mit dem Grusse: „Was wollt ihr, deutsche Hunde? Ihr seid hergekommen, dem Lande zur Last! Man sollte euch über die Grenze jagen!“ Auf solche rohe Worte folgte oft die noch rohere That. Die Knute regierte, trotz aller kaiserlichen Zusicherungen, unsere ausgewanderten Landsleute und zwar in so barbarischer Weise, dass einst ein Mann infolge solcher Misshandlung starb.

Dazu kamen Erdbeben, Pest, Cholera, Viehseuchen, Feuersbrünste, Dürren und Verheerungen durch Heuschreckenschwärme, welche, periodisch wiederkehrend, die Reihen der Kolonisten decimierten und ihren mühsam errungenen Besitzstand in Frage stellten. Man kann darnach wohl sagen, dass es den Kolonien Südrusslands beschieden war, fast jede Art menschlichen Elends zu kosten.

Mehrmals mussten die Ansiedelungen verlegt werden, weil das Wasser der Brunnen ungeniessbar wurde oder auch gänzlich ausblieb, sodass die Arbeit des Häuserbaus, der Urbarmachung etc. immer von neuem begonnen werden musste. Aus allen diesen Kämpfen gingen die Deutschen endlich doch siegreich hervor. Mit unverdrossenem Fleiss und zäher Ausdauer wussten sie alle ihnen entgegenstehenden Widerwärtigkeiten, welche die Natur der Steppe mit sich bringt, zu bekämpfen, um so in behäbigen Besitz, sogar zu ansehnlichem Wohlstand zu gelangen.

Nach Aufhebung der Leibeigenschaft sahen sich die verschuldeten, kleinen russischen Edelleute ausser Stande, ihr Besitztum länger zu behalten. In ihrer Umgebung war niemand ausser den Deutschen begütert genug, solches Land zu erwerben. Und so gingen die Güter des kleinen russischen Adels dutzendweise in die Hände der Deutschen über. Dieser Prozess setzte sich bis 1871 fort. Und was hat deutscher Fleiss und deutscher Ordnungssinn aus dem verwahrlosten Eigentum gemacht?

„Der äussere Anblick der deutschen Kolonien“, sagt der Generalstabsoffizier Pawlowitsch, „unterscheidet sich auffallend von allen übrigen Niederlassungen im Gouvernement; sie bilden gewissermassen Oasen in der Wüste. Aber nicht nur in der äusseren Erscheinung, sondern in allen übrigen Beziehungen ist der Unterschied bemerkbar und diese Kolonien können mit Recht Musterwirtschaften genannt werden.“ Sehen wir uns dieselben einmal ein wenig an!

Die Anlage ist fast immer dieselbe. Schon von fern erblickt man die von Pappeln umgebene, freundliche Kirche, ihr Turm gleichsam die Warte des Thales, und zwischen den grünen Baumgipfeln der Obstgärten lugen die weissen Häuser der Ansiedler anmutig hervor. Die Kirche liegt in der Mitte des Ortes, neben ihr die Kirchenschule und das „Kanzlei“ genannte Schulzengerichtshaus, in einiger Entfernung das Getreidemagazin sowie das von einem Juden gehaltene Wirtshaus, der „Krug“. In der Regel bildet die Kolonie ein längliches, von einer Hauptstrasse durchschnittenes Viereck. Grössere Kolonien haben Parallelstrassen und diese rechtwinklig schneidende Nebenstrassen. Sämtlich 40 Schritt breit werden sie zu beiden Seiten von vier Fuss hohen Mauern begrenzt, hinter welchen in einiger Entfernung die Häuser liegen. Den Zwischenraum zieren Blumen und amerikanische Akazien mit ihrem schöngefiederten Blätterschmuck und weissen duftenden Blüten.

Die Errichtung von Häusern hat in der baum- und steinlosen Steppe ganz besondere Schwierigkeiten. Aber die Deutschen liessen sich nicht abschrecken und strebten, sobald sie nur die Mittel erlangen konnten, ihre Häuser so wohnlich als möglich herzustellen.

Das Kolonistenhaus kehrt entweder seine Front oder seine Giebelseite der Strasse zu. Im ersten Falle befindet sich in der Mitte die Hauptthür und seitwärts von derselben nach rechts und links sind zwei grosse Fenster mit guten klaren Scheiben. Im anderen Falle ist der Haupteingang in dem geräumigen Hofe angebracht und der zur Strasse gekehrte Giebel hat zwei oder drei Fenster, über welchen der Name des Besitzers und nicht selten ein Spruch aus der Bibel oder ein Vers angebracht ist. Die zierliche Verkleidung des stattlichen Rohrdaches läuft an beiden Giebelenden in zwei, aus Holz geschnitzte, kreuzweis übereinandergelegte Rossköpfe aus.

Durch einen kleinen Vorraum gelangt man in die Küche, von welcher zu beiden Seiten rechts und links Thüren zu den Wohnzimmern führen. In dem Zimmer rechts steht das oft mit Gardinen verhangene und mit Kissen und bunten Decken aufgehäuften Bett, ein grosser Tisch mit Stühlen und Bänken, vielleicht auch ein Sofa. Hinter den Glathüren eines Schrankes sieht man Küchengerät, Tassen, Teller etc. Eine hölzerne Wanduhr, einige bunte Bilder, meist biblische Gegenstände darstellend, bilden neben einem kleinen Spiegel den Hauptschmuck und die Luxusgegenstände der Wohnung. Unter dem Spiegel hängt der Kalender und auf einem hohen Repositorium stehen Bibeln, Gesangbücher, Katechismen, Postillen u. a. Diese Seite des Hauses ist für die Eltern bestimmt, in der anderen, welche weniger glänzende Hausgeräte birgt, wohnt ein vielleicht verheirateter Sohn, die Tochter des Hauses oder Dienstboten, wo solche vorhanden sind.

Von den Nebengebäuden: den Stallungen für allerlei

Kleinvieh u. a. ist namentlich der „Harman“ zu erwähnen, ein grosser Raum, in welchem nachts das Hornvieh untergebracht wird. Der sich dort sammelnde Dung wird im Frühjahr geglättet und in mässig grossen Würfeln ausgestochen, um aufgestapelt an der Luft zu trocknen, als Heizungs-material für den Winter. Hinter dem Hofraum liegt der Obst- und Gemüsegarten und am Südende der Kolonie „der Wald“, eine meist aus Kirschen- und Zwetschenbäumen bestehende Gemeindepflanzung. An die äusseren Enden der Dörfer hängen sich kleinere und weniger schöne Gebäude an, die Wohnungen der „Kleinhäusler“, der Handwerker oder kleinen Wirte, welche kein Land besitzen, sondern dasselbe pachten oder, wie es hier heisst, „kaufen“ müssen.

Die Wohnungen der Mennoniten sind anders und ganz so angelegt, wie es in ihrer westpreussischen Heimat Sitte war. Ein Dach bedeckt Wohnhaus, Stall und Scheune. Das Wohnhaus baut man aus selbstgebrannten Ziegeln in zwei regelmässig wechselnden Farbenschattierungen, auch das Dach ist mit Ziegeln gedeckt. Der Stall ist gewöhnlich aus Holz und mit einem Strohdache, zuweilen aber auch aus denselben Materialien wie das Wohnhaus. Die Scheune aber, welche zuweilen nicht in gerader Linie, sondern im rechten Winkel an die vorigen anstösst, ist stets aus Holz; auf der äusseren Giebelspitze des dichten Strohdaches erhebt sich eine verzierte, hochaufgerichtete Spitze mit einer Wetterfahne.

Durch die Hausthür gelangt man zunächst in einen Flur, in dem sich in der Regel der Brunnen nebst Pumpe befindet, dann kommt man in die Küche, von welcher Thüren nach den Wohnzimmern gehen, sowie auch von hier ein Gang abzweigt, der in den Stall führt. Das Wohnzimmer enthält in einer Ecke, den Fenstern gegenüber, ein gewaltiges Himmelbett mit bunten Gardinen und einem turmartigen Vorrat von Federbetten, in dem aber niemand schläft, das nur zum Staat hier steht.

An der Seite der Eingangsthür und zwischen ihr und dem grossen Kachelofen werden in einem in die Wand gelassenen Schrank Porzellengeräte für besondere Gelegenheiten aufbewahrt, hinter dem Ofen ist die „Hölle“ und daneben ein zweiter, gleichfalls in die Wand gelassener Schrank, zu dem man auch von dem Wirtschaftszimmer nebenan gelangen kann. Zwischen den beiden Thüren, welche ins Schlaf- und Wirtschaftszimmer führen, hängt die hier gefertigte Schwarzwälder Uhr. Die Wand gegenüber der Thür hat ein Fenster nach dem Garten, dort hängt ein Spiegel, daneben die buntgemalte, mit drei grossen blanken Messingnägeln verzierte „Truhe“, in welcher die Hausfrau ihre Schätze birgt. An der vierten Wand mit zwei nach dem Hofe schauenden Fenstern steht ein Sofa und davor ein Tisch. Dies ist die Einrichtung eines jeden Mennonitenhauses; immer noch die alte der Heimat, wie man ersehen kann.

Auch die Kleidung trägt im allgemeinen noch immer den deutschen Zuschnitt. An die Stelle der Jacke von grauem oder blauem Tuch, welche an Wochentagen angelegt wird, tritt Sonntags der lange blaue Überrock mit grossen blanken Knöpfen. Die Vorliebe für hohe Stiefel, in denen sich die Beinkleider verbergen, erinnert aber an die russische Umgebung. Das thut noch mehr der allgemein getragene Schafpelz. Der begleitet den Kolonisten zur Zeit der Aussaat auf die Steppe und zu ihm greift er schon wieder, wenn während der Ernte auf dem Felde übernachtet werden muss. Auf der Dreschtenne schläft der deutsche Bauer in den Pelz gehüllt und im Winter besucht er kaum den Nachbar ohne ihn; ja er revidiert so gekleidet Stall und Scheune. Selbst die Kinder kommen schon im Pelz zur Schule. Und wird es unter der dicken Hülle gar zu warm, so dreht man wohl wie die Eingeborenen die wollige Seite nach aussen.

Die blaue Farbe ist auch bei den Frauen die beliebteste; ihre langen Kattunkleider sind in der Regel so gefärbt. Den

Kopf bedeckt das enganschliessende Kolonistenhäubchen von Zitz; dazu kommt ein weisses Tuch über den Kopf und an Sonn- und Feiertagen in die Hand ein „Blumensträussle“.

Die Kolonien an der Wolga.

Weitaus am bedeutendsten sind aber die Kolonien an der Wolga in den Gouvernements Ssamara und Ssaradow, in welchen nach Rittich 251 749 deutsche Kolonisten wohnen. Und zwar in mehr als 170 verschiedenen ganz deutschen Orten.

Die ersten Einwanderer kamen unter Katharina II. in den sechziger Jahren des letzten Jahrhunderts hierher. Sie stammten nicht aus einer engbegrenzten Gegend Deutschlands, vielmehr aus Holstein, Westfalen, Hessen, der Pfalz, Baden, Württemberg, Tirol, Bayern, Sachsen, Schlesien und Ostpreussen, ferner aus Holland, aus der Schweiz, aus dem Elsass und aus Lothringen. Es waren das nicht immer Leute der besten Klasse, nicht wenige Glücksritter und Abenteurer, dennoch erfuhren sie von der russischen Regierung die liberalste Unterstützung. Man baute ihnen Häuser und Kirchen, man gab ihnen in den ersten Jahren Lebensmittel und beschaffte für sie Saatkorn und Ackergerät. Nicht weniger als 5 199 813 Rubel sind so von der Regierung verausgabt worden.

Eine Trennung der Kolonisten nach Herkunftsländern fand nicht statt, wohl aber wurden den Katholiken gesonderte Niederlassungen angewiesen.

Die deutschen Ansiedler prosperierten aber trotz aller Vergünstigungen keineswegs, hauptsächlich weil die meisten wenig Lust zu ernster, andauernder Arbeit zeigten. Dazu kamen die Einfälle der benachbarten wilden Kirgisenstämme, welche aus ihren Steppen zwischen Uralfluss und Jeruslan hervorbrachen, die nächsten deutschen Dörfer überfielen und

beraubten, die Bewohner teils niedermetzelten, teils in die Sklaverei fortführten.

So entstand der lebhafteste Wunsch zurückzukehren in die alte deutsche Heimat. Man rüstete sich zur Reise, und um das fernere Bleiben unmöglich zu machen, zerstörte man, ehe die Heimreise angetreten wurde, sämtliche Vorräte und zertrümmerte Thüren und Fenster. Nicht alle Ansiedler schlossen sich dieser Bewegung an, aber doch sehr viele. Sie sollte auf das unglücklichste enden.

Die erste Schar vom östlichen Ufer des Flusses, der „Wiesenseite“, gelangte nur bis an die „Mordinsel“ in der Wolga unweit der Kolonie Katharinenstadt. Dort wurden sie von Russen und Tataren überfallen und sämtlich erschlagen. Eine zweite Abteilung gelangte bis Ssaradow, wo sie von Kosakenpikets empfangen und in die zerstörten Dörfer zurückgetrieben wurde.

Gezwungen im Lande zu bleiben, rafften sich die Kolonisten empor und wer heut die schönen, reinlichen und zum Teil stadtähnlichen Dörfer und die betriebsamen und achtbaren Bewohner derselben betrachtet, sollte wohl kaum meinen, dass er in ihnen die Abkömmlinge jener verzagten und arbeitsscheuen Ansiedler vor sich hat und dass der seitdem verflossene, kurze Zeitraum so schöne Früchte zu zeitigen imstande gewesen ist.

Auch die Beziehungen zu den Nachbarvölkern haben sich freundlicher gestaltet. Zeiten, wie diejenigen, da dem ersten Pastor zu Katharinenstadt von den Kirgisen die Zunge abgeschnitten wurde, da man hunderte von Deutschen köpfte, spießte, mit Pferden zerstampfte und in den angeschwollenen Steppenbächen ersäuften, da die Deutschen eine ebenso grausame Widervergeltung übten, indem sie kirgisische Gefangene lebendig am Feuer brien, sie sind glücklicherweise längst vorüber und leben kaum noch im Gedächtniss einiger wenigen Greise. Jetzt sind diese wilden Hirtenvölker ruhige, mitunter

sogar freundliche Nachbarn geworden. Zur Zeit der bedeutenden Kolonialmärkte erscheinen sie jetzt regelmässig mit langen Kamelzügen, um die Produkte ihrer Herden zu verkaufen, und keine Gefahr bedroht den Kolonisten, der einen Ausflug zu den nächsten Kirgisentabunen unternähme, um dort die dargebotene Friedenspfeife zu rauchen oder den absonderlichen Kumyss zu trinken. Freilich ihren Diebessinn haben die nomadisierenden Steppenkinder noch nicht verloren, und sind sie in der Nähe, thut der deutsche Bauer wohl daran, eine wachsames Auge auf seine Pferde zu haben.

Die deutschen Wolgakolonien liegen an beiden Seiten dieses mächtigsten aller europäischen Ströme in den Gouvernements Ssaratow und Ssamara und zwar in grossen geschlossenen Komplexen, der grössere Teil auf dem linken oder Wiesenufer zwischen den Flüssen Irgis und Jeruslan, ein kleinerer an dem rechten Ufer, der Bergseite. Der ganze Strich ist kahle, baumlose Steppe. Das wenige Holz, welches die Kolonisten in den Thalgründen und Schluchten vorfanden, fiel schnell vor ihren Äxten und nur hier und dort sind wieder an geeigneten Orten Anpflanzungen angelegt worden. Für solche haben die Ansiedler meist wenig Sinn, es seien denn Äpfel- oder Kirschgärten, denn „das thut Geld antrage“. Aber trotz ihrer Kahlheit sind auch diese Steppen schön, wenn befruchtender Regen auf sie niederfällt. Dann wogt der stolze Bocksbart, der „Kowyl“ der Russen auf und nieder, es blühen die Malve und der Mandelstock, die Tulpe und die Lilie in bunter Farbenpracht neben einander, wie sie schon seit Jahrtausenden geblüht haben, und weit und breit ist die Steppe übersäet mit wilden Rosenbüschen. So unbeschreiblich traurig und öde die Landschaft in den Sommermonaten Juli und August anzuschauen ist, so wunderbar lieblich erscheint sie im Juni. „Grossartigeres“, ruft einer der dortigen Geistlichen aus, „giebt es wohl nicht in der ganzen Natur, als dies in sanften Wellen sich hebende und senkende, in

unübersehbaren Weiten sich hinziehende Blütenmeer mit der balsamischen Luft und der strahlenden Sonne am blauen Frühlingshimmel, darüber!“ Bei Ankunft der ersten Kolonisten war diese Gegend völlig wüst und nur von räuberischen Kalmückenhorden durchzogen.

Holz wächst sehr wenig, Bauholz aber gar nicht, dies muss bis auf den letzten Balken von der Wolga angebracht werden, auf deren zahlreichen Inseln eine regelmässige Bewässerung das Fortkommen von Bäumen ermöglicht. Oder man beschafft sich das Baumaterial aus den grossen Flüssen, hier „Brusen“ genannt, deren Stämme in den Gouvernements Kostroma, Wjatka und Nischegorod geschlagen werden und, zu 2000 Stück vereint, die Wolga hinabschwimmen.

Aus Holz besteht auch der grössere Teil der Kolonistenhäuser; die reicheren Ansiedler brauchen Ziegelsteine und sogenannter Leimenstein muss den Ärmeren als Baumaterial dienen. Dieser „Leimenstein“ ist eine Mischung des salpeterhaltigen, schwarzgrauen Bodens mit Stroh, Sand und Wasser. Es sind nahezu quadratisch angelegte Gebäude mit spitzem, rotem Giebeldach aus Zink und weissem Schornstein, in dem von Nebengebäuden umschlossenen, reinlichen Hof gelegen, zu welchem ein weites Thor von der Strasse her führt. Durch ein Vorhaus gelangt man in die Küche, von der rechts und links Thüren zu zwei grossen Wohnstuben führen. Hier erstreckt sich fast bis in die Mitte der Ofen, ein niedriges, längliches Gemäuer, in welches zur besseren Wärmeverbreitung ein oder zwei flache eiserne Kessel eingelassen sind. Nur die „herrschaftlichen“ Häuser, welche auch meist ihre Front der Strasse zukehren, wie sie der Pastor, der Kaufmann u. a. bewohnen, haben hohe Kachelöfen, aber hier wie dort herrscht bei der leichten Bauart der Wohnungen ein steter Wechsel zwischen Hitze und Kälte. Eine ausgesprochene Vorliebe hat der hiesige Kolonist aber für grelle Farben. Fensterläden und Hausthüren, Tische, Bänke, Kisten und Schränke

müssen, sollen sie Anspruch auf Schönheit und Geschmack haben, in der mannigfaltigsten Abwechslung roter, blauer, grüner, gelber und weisser Farben prangen.

Die Häuser sind äusserst regelmässig in breiten, sich rechtwinklig schneidenden Strassen angelegt; jede Winkelspitze füllt ein Wohnhaus. In der Mitte des Ortes liegt das Schulhaus und die Kirche mit hohem Glockenstuhl, darin zwei, auch drei helltönende Glocken. Nach alter Sitte wird, ausser bei Todesfällen, zum Gottesdienst und zur Schule, auch sonst noch jeden Tag dreimal geläutet: morgens, mittags und abends. An vielen Orten hält, wenn die Glocke ertönt, jedermann bei der Arbeit an, nimmt die Kappe vom Kopf und sagt still vor sich hin ein kurzes Gebet. Freilich ist diese alte Sitte schon in manchem protestantischen Dorfe ausser Übung gekommen.

Bei Tage wie bei Nacht durchwandert eine „Wacht“ die Strassen und Gassen der Kolonie; bei Tage eine Person, bei Nacht zwei bis drei, die auf alles zu achten und dem Ortsvorsteher Anzeige zu machen haben, wenn etwas Aussergewöhnliches bemerkt wurde.

So liegen die Kolonien mit ihren Kirchtürmen, mit den grünen und roten Dächern und den weissen Schornsteinen zwischen den Obstgärten und Gemeindepflanzungen wie Oasen in einer Wüste. Aus grosser Ferne kann man sie freilich selten sehen, denn sie meiden die Hochplateaus der Steppe, nur die zum Panorama jeder Kolonie unerlässlichen Windmühlen zeigen ihre Anwesenheit an.

Die hauptsächlichsten Kulturen sind hier Weizen, Roggen, Gerste, Hafer und Kartoffeln, ausserdem noch viel Tabak, der an die benachbarten Kirgisen verkauft wird. Dazu kommt ein ansehnlicher Viehstand, der schon 1843 auf 85 000 Pferde, 238 000 Rinder, 122 000 Schafe und 92 000 Schweine angegeben wird.

Weitaus die meisten der Kolonisten sind evangelischer Jung: Deutsche Kolonien.

Religion; sie stehen unter zwei Probsteien, einer auf der Bergseite d. h. dem rechten Ufer, einer anderen auf der Wiesen-
seite d. h. dem linken Ufer der Wolga. Es sind im ganzen
122 Ortschaften, darunter nicht wenige mit einer Einwohner-
zahl von 2000 bis 5000. Am bedeutendsten von ihnen ist
wohl Jekaterinenstadt an der Wolga mit drei Kirchen: zwei
protestantischen und einer katholischen und einem grossen,
von Russen und Deutschen viel besuchten Markt. Die Katho-
liken haben 42 Kolonien; keine einzige von der Grösse der
protestantischen. In neuester Zeit sind auch Mennoniten aus
Jekaterinoslaw und Taurien hierher gekommen, weil es
ihnen dort zu eng wurde, und haben sich fünf Kolonien ge-
gründet. Endlich ist durch Herrnhuter südlich von den vorigen
am Wolgakaie die Kolonie Ssarepta entstanden, welche
Haxthausen als eine Oase europäischer Kultur mitten in der
Wüste bezeichnet.

Ssarepta wurde im Jahre 1765 durch Herrnhuter ge-
gründet in der Hoffnung, die buddhistischen Kalmücken zum
Christentum zu bekehren. Das konnte nun freilich nicht ge-
lingen, da die russische Regierung ja denen, welche Christen
werden wollen, nur den Übertritt zur griechisch-katholischen
Kirche gestattet. Katharina II., welche der Brüdergemeinde
sehr vorteilhafte Anerbietungen machen liess, beabsichtigte
keineswegs die Ausbreitung des Christentums, um welche sich
die russische Regierung bekanntlich viel weniger kümmert,
als um die Urbarmachung des Landes und die Hebung der
Industrie in demselben.

Zur Zeit der Ansiedelung war die Gegend der unteren
Wolga recht unsicher. Kaukasische Bergvölker dehnten ihre
Raubzüge bis hierher aus, Wolgapiraten suchten die Ufer-
landschaften auf ihren Kanonenbooten heim. Wirklich in
Mitleidenschaft gezogen wurde die Kolonie aber nur durch
den Kosakenführer Pugatschew, welcher, den Fluss hinab-
ziehend, den Ort 1774 ausplünderte und fast gänzlich zer-

störte. Die Einwohner, 100 an der Zahl, hatten sich nach Süden gerettet und mussten bei ihrer Rückkehr den Neubau beginnen.

An jene unsicheren Zeiten erinnert ein Graben mit Wall und mehreren kleinen Bastionen, die jetzt verfallenen Befestigungswerke, welche sich in einiger Entfernung rings um den kleinen Ort ziehen. Zum zweiten Mal hatte Ssarepta 1823 zu leiden, diesmal durch eine Feuersbrunst, welche die grösste Hälfte des Ortes vernichtete; dennoch wuchs die Kolonie und zählte 1877 an 1000 Einwohner, davon 497 Mitglieder der Brüdergemeinde, die übrigen eine vielfache-wechselnde Bevölkerung von Deutschen, Russen und einigen Tataren und Kalmüken.

Ssarepta liegt etwa drei Kilometer von dem linken Ufer der Wolga. Eine lange Treppe führt vom Anlegeplatz der Dampfer auf die Höhe der Steppe, durch welche die Sarpa eine tiefe Furche zieht. In dem breiten Thale derselben ist Ssarepta aufgebaut, eine freundliche Oase inmitten der weithin sich ausbreitenden, einförmigen Ebene. Die Häuser mit roten und grünen Dächern, sind in rechtwinklig sich schneidenden Strassen angelegt, aber von grünenden Gärten getrennt, in der Mitte ein quadratischer Platz, daran der Kirchensaal mit kleinem Dachreiter, Pastorat, Apotheke, Gasthof. Bäume, vornehmlich Pappeln, sind vielfach in Reihen vor den Häusern gepflanzt und auf dem Platze in der Mitte des Ortes ist ein hübsches Gärtchen angelegt. Ssarepta ist in seiner Anlage ein Mittelding zwischen Stadt und Dorf.

Die Kolonie besitzt ein sehr bedeutendes Areal, 17 578 Hektar, aber Ackerbau ist keineswegs die Hauptbeschäftigung. Er erscheint nicht sehr lohnend; zwischen je zwei guten Ernten fallen meist mehrere Jahre geringerer Ernten oder vollkommenen Misswachses. Denn teils bleibt der nötige Regen aus, teils verderben auch Susliks und Heuschrecken den Saatbestand. So ist es gekommen, dass das Land hier nicht wie

in anderen deutsch-russischen Kolonien unter die einzelnen Ansiedler verteilt wurde, dass man dasselbe vielmehr in grösseren und kleineren Komplexen an den Meistbietenden verpachtet. Der Ertrag fliesst in die allgemeine Kasse. Gebaut werden in grossen Mengen die kürbisgrossen Arbusen, welche auf dem festen und harten, von Rissen durchzogenen Steppenboden vortrefflich gedeihen.

Aber um andere Früchte zur Reife zu bringen, bedarf es besonderer Mühe. Das Klima von Ssarepta ist ein Steppenklima mit strengem, schneereichem Winter und heissem, ausserordentlich trockenem Sommer. Die Sarpa fliesst nur nach der Schneeschmelze oder starken Regengüssen. Daher hat man quer durch ihr Bett einen starken Damm gezogen und so ein grosses Wasserbecken geschaffen, in welchem sich die Frühjahrswasser sammeln. Von hier aus wird das Wasser durch besondere Schöpfmaschinen in ein Kanalsystem geleitet, welches über sämtliche Gärten Ssareptas verzweigt ist. Die Beete, in welchen die Pflanzen und Bäume stehen, sind vertieft und werden unter Wasser gesetzt. Hier baut man namentlich Tabak für die Kalmücken, auch Obst und Wein, welche man an Russen und Tataren verpachtet, die zur Zeit der Ernte einige Wochen in die Gärten ziehen, um die Früchte zu bewachen und im einzelnen zu verkaufen.

Die Viehzucht der Kolonie ist wenig bedeutend, denn die Wiesen der Steppe geben einen äusserst dürftigen Ertrag kurzen Grases, nur die Inseln mit ihrem zwar gröberen, doch reichlicheren Wuchse machen die Pferde- und Rindviehzucht möglich. Draussen vor dem Ort liegt der „Bass“, eine Einfriedigung aus Weidengeflecht, in welche morgens und abends berittene kalmückische Hirten die ihnen anvertraute Rossheerde treiben. Die Rinder gehören zu der gewöhnlichen kalmückischen Steppenrasse, die gegen die häufig auftretenden Seuchen eine grössere Widerstandsfähigkeit zeigt als edlere Tiere. Und das gleiche gilt von den Schafen. Ein

von Kaiser Alexander II. durch bedingungsweise Verleihung von 2236 Hektar Weideland ermutigter Versuch, Merinos einzuführen, schlug gänzlich fehl, man hat ihn längst aufgegeben und dies Wygon, die Weide, wird wie alles andere Land nunmehr meistbietend verpachtet.

Eine grosse, weitverbreitete Berühmtheit hat Ssarepta aber durch seine Senffabrikation erlangt. Es bestehen hier zwei Fabriken, deren Thätigkeit eine so angespannte ist, dass die Arbeit Tag und Nacht fortgesetzt wird, ohne der Nachfrage vollkommen genügen zu können. Diese Etablissements versorgen den grössten Teil von Russland mit Senfmehl und Senföl. Ausserdem giebt es noch eine Senfäther- und eine Balsamfabrik und allerlei Geschäfte und Gewerbe, die meisten Privateigentum, nur einige auf Rechnung der Gemeinde betrieben.

Die Ansiedelung wurde, wie alle anderen deutschen Kolonien in Russland, anfangs mit grossen Privilegien bedacht, dieselben sind aber durch den Ukas von 1877 insoweit aufgehoben, dass die deutschen Kolonisten auch hier unter den für alle anderen Staatsangehörigen geltenden Bestimmungen stehen, dass also beispielsweise die Befreiung vom Militärdienst auch für diese Herrnhuter aufgehört hat. Doch ist ihnen freies Auswanderungsrecht bis zum 18. Juni 1887 garantiert worden und von diesem Rechte hat auch schon mancher einen Gebrauch gemacht.

Wir haben unsere Wanderung durch das weite Zarenreich vollendet und nur noch eines Striches zu gedenken, in dem der Deutsche in vielfacher Beziehung, als Kaufmann, als Fabrikant, als Landmann kräftig eingreifend mitwirkt. Es liegt uns dieser Landstrich räumlich am nächsten und doch haben wir ihn bis zur letzten Stelle aufgespart, weil der Deutsche hier unter ganz anderen Verhältnissen lebt als sonst im russischen Reich. Er ist hier nicht der von oben herab Verfolgte, verfolgt allein seiner Nationalität wegen, man will

ihn hier nicht entnationalisieren, denn seine Umgebung ist keine russische, er soll ein Gegengewicht bilden gegen die immer noch nicht russifizierten Polen, in die er ja nicht aufgehen darf, er würde ja die Reihen der Russenfeinde verstärken. Das Polentum mag hier durch das Deutschtum im Schach gehalten werden, bis Zeit und Gelegenheit kommen, beide abzuthun.

Im Königreich Polen.

Die Veranlassung zur Einwanderung deutscher Kolonisten nach Polen gaben die Verwüstung und Entvölkerung, welche die Einfälle der Mongolen über diese Striche gebracht hatten. Die Fürsten, Bischöfe und namentlich die Klöster, welche Ansiedler aus Deutschland herbeiriefen, sicherten denselben grosse Privilegien, darunter das Recht der Selbstverwaltung und der Wahl ihrer eigenen Schulzen. Die deutschen Kolonisten gründeten mehrere Städte und legten ihrer Munizipalregierung das Magdeburger Recht zu Grunde, standen doch die Magdeburger Erzbischöfe einst an der Spitze der polnischen Kirche. Obschon dies Recht den Kommunen eine völlige administrative Unabhängigkeit gewährte, so hinderte dies die Städter ebensowenig daran, sich zu polonisieren, als die Landbewohner. Im vierzehnten Jahrhundert waren mehrere hundert „Schwaben“ in Polen angesiedelt, aber diese frühesten germanischen Elemente sind vollständig von dem sie umgebenden Polentum aufgesaugt worden. Von 2000 protestantischen Gemeinden, welche es noch im sechzehnten Jahrhundert hier gab, bestanden 1775 nur noch zwei. Die übrigen hatten mit der katholischen Religion auch die polnische Nationalität angenommen. Die jetzt als Deutsche gezählten sind seit einem Jahrhundert hierher gekommen und sie sind, mit Ausnahme von etwa 10 000, sämtlich Protestanten.

Die Zahl aller Deutschen in dem heute als Königreich Polen bekannten Gebiet d. h. in den Gouvernements Warschau,

Radom, Piotrkow, Kalisch, Kielce, Lublin, Siedlce, Plock, Suwalki und Loma beträgt gegen 400 000 Seelen*) (nach der Zählung von 1873: 370 356); aber da die 800 000 (1867: 783 079) Juden, welche grösstenteils von Einwanderern aus den Rheingegenden stammen, meistens noch die rheinisch-fränkische Mundart ihrer Vorväter sprechen, so wird die Zahl der Deutschsprechenden durch sie noch ansehnlich vermehrt. In einigen Städten bilden die Deutschen und die deutschen Juden schon die Majorität. Lodz, die zweite Stadt des Weichselgouvernements ist seiner Sprache nach mehr deutsch, als polnisch; unter seiner Bevölkerung von (1882) 57 000 Seelen waren 20 000 lutherische Deutsche. In Warschau machten die Deutschen nach der Zählung von 1870 zwar nur ein Fünfundzwanzigstel aus, aber doch bediente sich ein Drittel seiner Bevölkerung der deutschen als der gewöhnlichen Umgangssprache. Im alten Polen, der Republik der Edelleute, spielten die Städte, von denen ja einige deutsche Gründungen waren, gar keine Rolle; sie waren wie „Öltropfen auf einem Teiche“. Heut aber nehmen die Städte nicht nur als Producenten und Vermehrer des nationalen Wohlstandes, auch als mitregierende Faktoren eine ganz andere Stellung ein. Und diese Städte sind, wie im Mittelalter, gerade die Plätze, welche die deutsche Einwanderung aufsucht. Allerdings ist die Zahl der Landbewohner gleichfalls nicht unbedeutend; hauptsächlich an der Weichsel, namentlich in den früheren preussischen Teilen sind deutsche Kolonisten als Erbpächter des grossen Grundbesitzes auf 12 000 Gehöften angesiedelt.

Die russische Regierung sucht den deutschen Einfluss hier weit weniger zu beschränken, als in den Ostseeprovinzen. Sie spielt den Deutschen gegen den Polen aus.

*) Im Jahre 1821 lebten im Bereich des damaligen Königreichs Polen 1 640 000 Deutsche unter 20 200 000 Ruthenen, Polen, Juden (2 110 000), Littauern und Letten, Moskowiten, Rumänen.

Und sei es mit oder ohne Verschulden der Deutschen, die Identifizierung der Begriffe Protestant, Deutscher, Polenfeind und Russenfreund, hat sich durch die ganze polnische Welt des Königreichs verbreitet. Der Hass, welcher Deutsche und Polen trennt, wird am treffendsten illustriert durch das Sprichwort: Solange die Welt die Welt bleiben wird, so lange wird der Deutsche nicht Freund des Polen sein.

Die Deutschen im europäischen Russland.

Nach der Zählung von 1870.

Gouvernement	Zahl	Gouvernement	Zahl
Archangelsk	546	Kurland	44 218
Astrachan	359	Kursk	374
Bessarabien	28 637	Livland	63 973
Charkow	1 437	Lomza	8 429
Chersson	50 954	Lublin	6 205
Don-Gebiet	16	Minsk	1 891
Esthland	11 131	Mohilew	655
Grodnow	9 342	Moskau	9 138
Jarosslaw	427	Nishni-Nowgorod	684
Jekaterinoslaw	25 994	Nowgorod	3 363
Kalisz	63 092	Olonez	1 113
Kaluga	263	Orel	821
Kasan	408	Orenburg	439
Kielce	2 481	Pensa	521
Kiew	1 367	Perm	403
Kostroma	308	Piotrkow	81 811
Kowno	15 505	Plock	40 996

Gouvernement	Zahl	Gouvernement	Zahl
Podolien	1 065	Tscherginow	3 052
Poltawa	1 391	Tula	376
Pskow	3 991	Twer	755
Radom	9 912	Ufa	424
Rjasan	294	Warschau	74 355
St. Petersburg	32 998	Wilna	597
Siedlce	9 261	Witebsk	851
Smolensk	326	Wjatka	190
Ssamara	131 123	Wladimir	237
Ssaratow	120 626	Wolhynien	25 331
Ssimbirsk	301	Wologda	173
Suwalki	35 127	Woronesh	2 847
Tambow	238	Finnland	—
Taurien	51 003		
		Summa	983 659

Die Deutschen in Ungarn.

Völker germanischer Abkunft sassen schon in frühester Zeit auf dem Boden des heutigen ungarischen Königreichs. Doch schob die grosse mit dem Beginn der christlichen Ära anhebende Bewegung diese meist in den westlichen und nordwestlichen Bezirken wohnenden Stämme über ihre Grenzen hinaus, zertrümmerte sie auch wohl vollständig. Ihre Sitze wurden nun von slavischen Horden eingenommen.

Nachdem aber die Flut germanischer Völker sich über West- und Südeuropa bis in deren fernsten Teile ergossen hatte, erfolgte sehr bald eine Rückströmung. Jahrhunderte

lang währte dies Streben, verlorenes Terrain wieder zu gewinnen. Vor allen suchte der grosse fränkische Kaiser, sein Reich über die Ostmarken hin auszudehnen und die zuerst zu Vasallen gemachten slavischen Fürstentümer in fränkische Gaugrafschaften umzuwandeln. Bayern, Franken und Sachsen wurden den menschenleeren Strichen zugeführt; so entstanden jene Ansiedelungen an der äussersten Westgrenze des jetzigen Ungarns, welche durch die hereinbrechenden Reiterscharen der Magyaren zwar nahezu vernichtet, dennoch zum Anknüpfungspunkte wurden für jene späteren, durch die einsichtigen Fürsten eben dieser Magyaren ins Land gezogenen deutschen Kolonisten.

Denn die Herrscher aus dem Hause Arpad begriffen sehr bald den Wert der deutschen Arbeit. Darum riefen schon die ältesten Könige Deutsche ins Land, damit dieselben ihr unstätes Nomadenvolk zu sesshaftem Leben und zum Christentum bekehrten, als Ackerbauer und Bergbauer, als Handwerker und Kaufleute den Weg zeigten, an Stelle des leichtbeweglichen Zeltes und der offenen Jurte das feste Haus und die verteidigungsfähige Stadt gründeten und deutsches Recht und deutsche Ordnung bei ihren ungebändigten Unterthanen einführten. „Einzig und allein die Deutschen“, schreibt der ungarische Historiker Horváth, „waren die Beförderer der nationalen Industrie und Civilisation; nur sie betrieben mit erforderlichem Fleisse jene Handwerke, welche der Natur die Schätze entlocken; der Acker- und Bergbau, das Gewerbe und der Handel waren ihre Hauptbeschäftigungen.“

Kamen schon mit deutschen Fürstentöchtern, welche ungarische Königssöhne zu Gemahlinnen auserkoren, viele deutsche Ritter, Mönche, Handwerker u. a. in das noch für lange Zeit als heidnisch und barbarisch gefürchtete und gemiedene Land, stärker und regelmässiger wurde der Zufluss doch erst, seitdem Stefan der Heilige den Thron bestiegen hatte. Und in der Sorge für eine solche Zuwanderung gipfelten auch die

Ermahnungen, welche er seinem Sohn Emmerich als letztes Vermächtniss hinterliess. „Die Eingewanderten“, sagt Stefan, „bringen fremde Sprache und Sitte, fremde Kenntnisse und Waffen in das Land, wodurch sie den Glanz des Hofes und die Stärke des Reiches vermehren. Ein Reich von einerlei Sprache und Sitte ist kraftlos und gebrechlich, darum sollst du sie gütig aufnehmen.“

Eine planmässige Kolonisierung begann aber erst, als dem Rufe des Königs Geisa II. folgend, Abzweigungen jenes Auswanderungsstromes, welcher im 12. bis zum 14. Jahrhundert sich unerschöpflich aus den deutschen Gauen ergoss, auch zu den ungarischen Ländern gelenkt wurden. So entstand eine Reihe deutscher Kolonien nicht allein im westlichen Teile, auch weiter dem Inneren zu, wie die Städte Ofen und Pest, vor allem aber die kompakten Niederlassungen in der Zips und in Siebenbürgen.

Zu jener Zeit empfing die magyarische Sprache zuerst die Bezeichnungen für Dinge und Begriffe, welche ein Nomadenvolk nicht besitzen konnte, solche wie die Urbestandteile von Haus und Hof, die vielfachen Zweige sesshafter Arbeit und die Hilfsmittel, deren dieselbe bedarf.

So lange die ungarischen Könige in ihrer Machtfülle verblieben, d. i. bis in das 15. Jahrhundert hinein, standen die deutschen Ansiedelungen in glücklicher Blüte. Verdankte doch die Krone den deutschen „Gästen“ oft genug ihre Erhaltung. Mit Hülfe des Ritters Wenzel von Wasserburg und seiner deutschen Mannen schlug König Stefan das Heer der heidnischen Empörer und das Banner der Zipser Sachsen half dem König Karl Robert in der entscheidenden Schlacht bei Rozogony den Übermut des grossen magyarischen Adels brechen. Aber mit dem Verfall der ungarischen Königsmacht kam eine schlimme Zeit für die Deutschen.

Der Gegensatz zwischen dem magyarischen Adel und dem Bürgertum trat sehr bald in offenen Kämpfen zu Tage.

Und dieses Bürgertum war vorwiegend deutsch. „Die Magyaren“, sagt der ungarische Historiker Hunfalvy, „errichteten in Ungarn den Staat, die Deutschen schufen die Städte; wie jene die Hauptfaktoren in der Besitznahme und Verteidigung des Landes gewesen und es bis heute sind, ebenso sind diese die Hauptfaktoren in der Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft und der Industrie.“ Die ungarischen städtischen Gemeinwesen erhielten schon von Anfang an einen deutsch-nationalen Charakter, welcher durch die vielfachen Privilegien, mit welchen ein König nach dem anderen sie ausstattete, noch weiter ausgebildet und gestärkt wurde. Bald wurden die an Reichtum und Ansehen beständig wachsenden Städte auch unter die Reichsstände aufgenommen.

Das forderte aber die Eifersucht der magyarischen Adelpartei heraus. Sie, die es als ihre Parole ausgab, nur „einen Mann aus scythischem Blut“ auf dem ungarischen Königs-
thron anzuerkennen, welche an König Ludwig II. die Forderung stellte, alle Ausländer, darunter selbst die reichen Fugger, vom Hofe zu verjagen, richtete ihre Angriffe vor allem gegen die Städte und das Bürgertum, das ja vorwiegend deutsch war.

Aber auch von den Königen selber, deren beste Stütze die Städte bisher gewesen, gingen schwere Schädigungen des Bürgertums aus. Sigismunds Geldnoth veranlasste ihn zur Verpfändung von Pressburg und von dreizehn Zipser Städten. Eine ganze Reihe anderer Orte in allen Teilen des Landes musste nach und nach an einzelne geistliche und weltliche Magnaten überlassen werden. Damit gewannen die Adligen den ihnen früher versagten Zutritt in die Städte und eroberten hier infolge ihrer grösseren Macht sehr bald auch die Rechte der deutschen Bürger, ohne aber zugleich die Lasten übernehmen zu wollen. Daraus entspann sich bald bitterer Zwist. Die Feindschaft der adeligen Stände sprach sich am deutlichsten aus auf dem Landtage zu Karpfen im Jahre 1605.

auf welchem die Forderung gestellt wurde, dass „die Bauern der Städte nicht mehr unter den Ständen des Reiches Platz finden sollten, wie das ja auch ehemals der Fall gewesen“.

Arge Leiden aber brachen über die ungarischen Deutschen herein seit dem Schreckenstage von Mohács, an welchem die Hälfte des Landes an die Türken verloren ging. Zu wiederholten Malen überfluteten wilde Horden die blühenden Städte und Ortschaften der Siebenbürger Sachsen und ähnliches erlitten die deutschen Gegenden im eigentlichen Ungarn. Die Folge war, dass die alten, über die ungarisch-deutschen Städte laufenden Handelswege nach dem Orient verödeten und diese Städte verarmten.

Zu diesen Angriffen von aussen kamen die im Inneren fortdauernd wütenden Bürgerkriege, der schwarze Tod und die Gegenreformation. Das Land wurde von streitenden Parteien zerrissen und die Deutschen um ihrer Nationalität wie um ihres Glaubens willen in Not gebracht.

Unter der traurigen Herrschaft national-magyarischer Wahlfürsten gingen die früher urdeutschen Städte Klausenburg, Thorenburg, Fogarasch an das Magyarentum verloren, der Kern der deutschen Bürgerschaft zu Kaschau wurde zur Auswanderung gezwungen; nichtdeutsche Nationen: Magyaren, Slovaken, Rumänen traten an die Stelle der Vertriebenen. Der religiöse Fanatismus österreichischer Herrscher that gleichfalls das Seinige zur Schwächung, oft zur gänzlichen Zerstörung des Deutschtums; unter Ferdinand II. wurden den deutsch-ungarischen Protestanten ihre Kirchen zu Hunderten weggenommen, die Prediger vertrieben, und mit der Bekehrung zum Katholizismus ging die Entnationalisierung Hand in Hand.

Die grosse Kaiserin Maria Theresia war zwar kaum weniger tolerant als ihre Vorgänger, aber ausser ihrem Sohn und Nachfolger Joseph II. hat niemand so viel für die Hebung des Deutschtums in Ungarn gethan als gerade sie. Schon

nach der endlichen Vertreibung der Türken aus der habsburgischen Monarchie begann die Sorge, das verödete, menschenleere Land durch Zuführung deutscher Kolonisten zu kräftigen und zu heben.

Die Einwanderer gehörten aber nun zu einer anderen Klasse als die früheren. „Während im Mittelalter das städtische Bürgertum bei den deutschen Einwanderern überwog, bestanden sie in der Neuzeit fast ganz aus Bauern; während sie damals mit ausgedehnten politischen Rechten und Freiheiten ausgestattet worden waren, setzte man sie nunmehr häufig nicht mal in den eigentümlichen Besitz von Grundeigentum; während die alteingesessenen Sachsen in Siebenbürgen und der Zips durch die grossenteils bewahrte lutherische Konfession neben ihrer Sprache, Sitte und eigenen Verfassung von den Magyaren getrennt blieben, standen die neuen Einwanderer ihnen durch die gleiche katholische Religion nahe; während früher vorzugsweise Oberungarn deutsche Bevölkerung erhielt, wandte sich der Zug nun mehr nach Niederungarn.“

So erhielten zuerst eine deutsche Bevölkerung die Donaustädte Ofen und Pest wie die Landschaften in ihrer Umgebung, der Bakonyer Wald und das Vertesgebirge, dann die Donauinsel Czepel, die Komitate Tolna, Baranya, Zemplin, vor allem aber das Temeser Banat, wo die zahlreichen Güter der Krone in den zwei Perioden von 1762 bis 1765 und von 1768 bis 1771 mit Ansiedlern aus dem südlichen Deutschland besetzt wurden. Aber auch in andere ungarische Landesteile: in die Bácska, das Komitat Arad, in den Kameralbezirk von Maros u. a. m. wanderten unter Maria Theresia deutsche Kolonisten ein.

Alle diese Ansiedelungen erfolgten nach einem sorgfältig ausgearbeiteten und überwachten Kolonisationsplan, dessen Erfolg ein ganz erstaunlicher war. Im Banat allein wurden von 1765 bis 1772 neununddreissig Ortschaften mit 3731 Ko-

lonisten und 3783 Häusern neu erbaut, andere 27 Orte wurden durch 1728 Häuser erweitert und in dieser Periode an drei Millionen Gulden allein für die Einwanderung und Ansiedelung von Deutschen in den ungarischen Ländern verausgabte.

Nicht minder thätig war Josef II. Eine Reise durch die von seiner grossen Mutter angelegten Kolonien hatte ihm gezeigt, von wie hohem Wert die Deutschen für das Gedeihen des ungarischen Staates sein konnten. Unter seiner Regierung wurde die Einwanderung besonders in das Banat und die Bácska gelenkt. In den drei Jahren von 1784 bis 1786 wanderten auf Staatskosten 9011 Familien mit 41 240 Köpfen ein; die für diese Ansiedelung verausgabten Summen betragen bis zu Ende des Jahres 1789 gegen vier Millionen Gulden.

Im ganzen hatte der Staat von 1763 bis 1789 eine Summe von sieben Millionen Gulden für die Heranziehung von deutschen Einwanderern verausgabte, dafür aber auch die Bevölkerung Ungarns um 80 000 Seelen vermehrt. Und abgesehen von ihrer Intelligenz, Arbeitskraft und höheren Gesittung führten diese Einwanderer dem Lande auch noch erhebliche Kapitalien zu, wie sich denn das Barvermögen der allein in den drei Jahren 1764—1768 auf Staatskosten zugewanderten Deutschen auf 170 000 Gulden belief, wogegen die Staatskasse nur mit 70 000 Gulden belastet worden war.

Allein gerade Josef II. rief durch sein rücksichtsloses Vorgehen auf sprachlich-nationalem Gebiete eine Bewegung hervor, welche dem Deutschtum verhängnissvoll werden sollte. Maria Theresia hatte in geschickter Weise, ohne die Eintracht zwischen den verschiedenen Nationalitäten zu stören, die Verdeutschung Ungarns angebahnt. „Sie zog die ungarischen Magnaten in ihre Nähe, leitete Familienverbindungen derselben ein und gewann dieselben dadurch für das französisch-deutsche Kulturleben, das den Ungarn damals freilich mehr zusagen musste, als die Einsamkeit auf der Pusta in halbroher Umgebung. Die Magnaten sprachen und schrieben

deutsch, französisch oder lateinisch, gaben ihren Kindern deutsche Namen, hielten deutsche Hofmeister und nahmen gerne Hof- und Militärstellen an.“

In der 1777 erlassenen Ratio Educationis wird die deutsche Sprache für die sieben Hauptnationen Ungarns: Magyaren, Deutsche, Slovaken, Kroaten, Ruthenen, Serben und Rumänen als besonders nützlich empfohlen, da sie für jeden Militär, Handelsmann oder Handwerker unumgänglich notwendig sei; sie bildete daher an den niederen und höheren Unterrichtsanstalten einen ordentlichen Lehrgegenstand.

Unter Maria Theresia führten die königlichen Finanz-, Berg-, Post- und Zollämter ihre Geschäfte vorwiegend in deutscher Sprache, Handel und Industrie lagen in deutschen Händen. Leider zerstörte Josef II. die Erfolge seiner Mutter durch eine Verordnung, welche die deutsche Sprache als Amtssprache in alle Zweige der Verwaltung Ungarns einsetzte. Dadurch wurde das schlummernde magyarische Nationalgefühl aufgerüttelt und eine leidenschaftliche Reaktion begann gleich nach seinem Tode.

Die berechtigte Fürsorge der Magyaren für ihre eigene Nationalität schlägt nun um in eine systematische Verfolgung der anderen Nationalitäten, vor allem der ihnen am gefährlichsten, der deutschen. Schritt für Schritt wird die deutsche Sprache aus den amtlichen Verhandlungen der staatlichen und städtischen Behörden, aus Kirche und Schule verdrängt und an ihre Stelle die magyarische gesetzt. Diese wird fortan die Sprache der Gesetzgebung, Regierung und Amtsführung desgleichen auch des öffentlichen Unterrichts.

Allein so schnell wie es die enragierten Magyaren wünschten, ging es denn doch nicht. Noch 1830 gab es wenige Adelsfamilien, in welchen auch die Frauen magyarisch sprechen konnten. Franz von Pulszky erzählt uns, dass man in seinem elterlichen Hause zu Eperies nur deutsch sprach, dass im geselligen Leben dieser Stadt die deutsche Sprache herrschte,

deren Kenntniss allgemein als ein Beweis von Bildung, besonders beim weiblichen Geschlechte galt. Ein anderer Magyar, der Schriftsteller Csaplovics, schreibt 1829, dass die deutsche Sprache beim Adel und den Honoratioren aus einer Art Mode täglich stärker einreise. Die Jugend, welche die deutschen Romane heiss hungrig verschlingt, glaubt nicht anders als deutsch die Liebe erklären zu können. Der Ungar will Komödien nur in deutscher Sprache hören und während sich die sechs ungarischen Bühnen nur mit Mühe halten können, florieren die deutschen Theater zu Pest, Ofen, Pressburg, Temesvár und Kaschau, ausserdem durchstreifen fortwährend fliegende deutsche Theatertruppen das Land. „Ungarische Zeitungen“, sagt er ferner, „haben wir nur eine einzige in Pest, die andere kommt zu Wien heraus; deutsche sind dagegen zwei, in Ofen und Pressburg, und eine schwere Menge ausländischer, wovon die ungarischen gleichsam erdrückt werden.“

Aber gerade um diese Zeit wuchs die national-magyarische Bewegung zu besonderer Macht. Es sollte alles auf einmal magyarisiert werden, und mit wahrhaft fanatischem Hasse suchte man alle anderen Sprachen sofort zu unterdrücken. Vergebens erhoben besonnene Männer aus dem magyarischen Lager ihre Stimme gegen solche Überhastung. „Mir ist kaum ein wirklicher Magyar bekannt“, ruft Graf Stefan Szechenyi, „der, wie sehr auch sein Haar gebleicht sei, wie tief ihm auch die Erfahrung und Lebensweisheit die Stirne gefurcht, nicht gleich einem Verrückten, dessen fixe Idee berührt wird, sich den Regeln der Billigkeit, ja sogar denen der Gerechtigkeit mehr oder weniger entzöge, wenn die Angelegenheit unserer Sprache und Nationalität aufs Tapet kommt.“

Und die nichtmagyarischen Völkerschaften zeigten sich keineswegs gewillt, die ihnen zugedachten Oktroyierungen ruhig annehmen zu wollen. Zur Abwehr entstanden überall

Vereine. In Kroatien wurde so die südslavische Bewegung des Illyrismus in Fluss gebracht, welche auch die stammverwandten Serben, ergriff, unter den Slovaken schufen einzelne begeisterte Männer eine Nationallitteratur; auch hier entstanden Gesellschaften, Vereine, Zeitschriften zur Hebung, Pflege und Verbreitung der betreffenden Nationalsprachen.

Von den ungarischen Deutschen lässt sich leider nicht dasselbe rühmen, namentlich schloss sich seit dem Jahre 1840 die jüngere Generation der Deutschen immer mehr der national-ungarischen Bewegung an. Mit geisselndem Spotte schildert ein Beobachter dieser Zustände das Treiben solcher Magyaronen im Jahre 1850. „Der Pressburger Bürger war seit einer Reihe von Jahren ultramagyarisch, mochte es nicht leiden, dass seine Kinder anders als magyarisch sprachen, trug seine Attila mit Schnüren vorn und hinten und brauchte alle Jahre ein paar Thaler, um seinen Schnurrbart in magyarische Formen zu bringen.“

Solcher ungeratenen Söhne, die ihrer deutschen Mutter abtrünnig wurden, gab es und giebt es noch heute leider genug. Schon in frühen Zeiten gingen deutsche Adelsgeschlechter zu dem magyarischen Adel über, solcher Abstammung sind die Batthyany, Ujhelyi, Szátray u. a. m., dann traten sächsische Patrizierfamilien in den magyarischen Adelsstand, wie die Henter, Fronius, Haller. Bei jenen, welche isoliert ins Land kamen, war solcher Übertritt natürlich und notwendig, bei den letzteren minder leicht erklärlich. Wer darf sich aber nicht wundern, wenn er erfährt, dass eine Anzahl deutscher Gelehrter, die geistigen Führer in der magyarischen Litteratur, es für gut befunden haben, ihren guten deutschen Namen ins ungarische zu übersetzen und dadurch zur Unkenntlichkeit zu entstellen?

Der verstorbene magyarische Litteraturhistoriker Toldy hiess früher schlichtweg Schedel. Er ist derselbe, welcher unter lautem Beifall seiner magyarischen Zuhörerschaft die

denkwürdigen Worte aussprach: „Nicht den Kulturvölkern gleich zu werden, dürfen sich die Magyaren bemühen, sondern sie müssen ihre Nationalität pflegen.“ Von den jetzt lebenden Gelehrten sind die Magyaren besonders stolz auf ihren Vambéry, nur schade, dass er in seiner Jugend ein Jude war und Bamberger hiess. Der bekannte Geschichtsschreiber Hunfalvy nannte sich ehemals Hundsdorfer, der Statistiker Keleti hiess Klette, Doczy Dux, die Journalisten Urvary und Ambros Nemenyi führten die heimatlicher klingenden Namen Herchenröther und Ambrosius Neumann, der Akademiker Kohn metamorphosierte sich in Akin, der Erzieher des Kronprinzen Rudolf, Pater Hiacynth Ronay, erfreute sich des ihm wohl weniger anmutig klingenden Namens Öchsl. Und diese Reihe liesse sich ad infinitum verlängern. Konnte man es da den minder gebildeten Klassen verdenken, wenn sie gleichfalls zur magyarischen Fahne schworen, sobald das Verharren bei Deutsch-Österreich geringeren Gewinn, wohl gar Verlust zu bringen drohte? So drehten sich diese Wetterfahnen, die Verachtung der eigenen Stammesgenossen, den Spott ihrer neuen Verbündeten verdienstermaassen gleichmässig einerntend, mit jedem Luftzuge gefällig hin und her.

„Der deutsche Städtebürger“, so spottet eine Stimme aus den fünfziger Jahren, „wusste nichts Besseres zu thun, als Eljen zu schreien, wenn der Schatten von Kossuths Kalpak um die Ecke bog, und schwarzgelbe Fahnen aufzustecken, wenn ein österreichischer Korporal mit sechs Mann am Horizont seines Weichbildes erschien. Man mache von Wien aus das Land hurbano-slovakisch oder knicano-serbisch oder jelaco-kroatisch oder jankulo-rumänisch, gleichviel, der Deutsche wird sich zu bescheiden wissen und zu jener Fahne schwören, die ihn am besten schützt und die solideste Goldverbrämung hat.“

Gott sei Dank, wir dürfen dieses harte Urteil nicht für alle unsere Landsleute gelten lassen und müssen dasselbe

heut auch auf einen wesentlich kleineren Teil derselben beschränken, als wir das früher konnten. Das immer heftigere Andringen der Magyaren und die stets bedenklicher gefährdete Existenz des Deutschtums rüttelte das deutsche Bewusstsein denn doch auf, um einen gemeinsamen Stand gegen den begonnenen Vernichtungskrieg zu machen.

Denn die Versprechungen, welche 1861 in der Adresse des ungarischen Landtages an den Kaiser gegeben worden waren, worin es heisst, dass nicht vergessen werden solle, wie Ungarns Bewohner nichtmagyarischer Zunge ebenfalls Bürger Ungarns sind und dass in Bezug auf den Genuss der bürgerlichen Rechte weder die Religion noch die Nationalität zwischen den Bürgern des Vaterlandes einen Unterschied begründe, dass ferner die Nationalitätsansprüche aller Bürger nichtmagyarischer Zunge in allem, was ohne die politische Zerstückelung des Landes und ohne Aufopferung seiner gesetzlichen Unabhängigkeit zu bewerkstelligen sei, durch das Gesetz garantiert werde, diese nachher noch deutlicher in dem sogenannten Nationalitätengesetz ausgesprochenen Verheissungen sind nur zum allergeringsten Teile erfüllt worden. Und noch bis auf den heutigen Tag dauert der Krieg fort. Allerdings sind die magyarischen Heisssporne einigermaassen ernüchtert worden durch die von Wien aus schnell über ganz Deutschland sich verbreitende Bewegung, welche sich die Verteidigung des Hauptbollwerkes des Deutschtums in Ungarn, der deutschen Schule zur Aufgabe machte und dieselbe mit Energie und Erfolg zu führen, sofort imstande war.

Sehen wir uns einmal die Stellung dieser deutschen Schulen an! Es wird nicht selten behauptet, dass die deutsche Sprache in Ungarn im Rückgang sei; folgen wir aber Schwickers durch Zahlen beglaubigten Ausweisen, so finden wir, dass diese Behauptung mit der Wirklichkeit nicht zusammentrifft. Denn nach ihm gab es 1869 in den ungarisch-siebenbürgi-

schen Volksschulen 215 320 Kinder deutscher Nationalität, im Jahre 1879 betrug deren Zahl aber 271 513, also um 26 Procent mehr. Allerdings wurde 1869 die Banater Militärgrenze noch nicht in die Berechnung hineingezogen, dennoch aber bleibt die Zunahme eine sehr bedeutende. In gleicher Weise hat die Frequenz deutscher Schüler in dem Zeitraum von 1867 bis 1877 bei den Realschulen und Gymnasien zugenommen, bei den ersteren um 100, bei den letzteren um 15 Procent. Oder in Zahlen: die Schülerzahl der Realschulen stieg in gedachtem Zeitraum von 936 auf 1877, die der Gymnasien von 3758 auf 4317.

Ein nicht minder stichhaltiges und erfreuliches Zeugniß von der wachsenden Macht und Bedeutung des Deutschtums giebt uns die periodische Presse. Im Jahre 1829 gab es in Ungarn erst vier deutsche Zeitungen, 1873 betrug die Zahl derselben 82 und 1881 war sie auf 120 gestiegen. Die Slaven und Rumänen hatten dagegen nur 79 Zeitschriften, die Magyaren allerdings 350, aber diese Überlegenheit verschwindet, wenn wir die Zahl der Exemplare berücksichtigen und nicht vergessen, dass eine ausserordentlich grosse Zahl deutscher, in Österreich oder im Deutschen Reich herausgegebener Blätter in Ungarn verbreitet ist. Von den 27 722 577 Nummern, welche die königlich ungarische Post 1880 versandte, entfallen auf deutsch-ungarische Blätter 10 414 354 Nummern. Die politischen Blätter beanspruchen davon 8 897 260 Nummern, eine Zahl, welche nur der magyarischer Zeitungen (9 741 907) nachsteht und die der anderssprachigen Journale (1 438 828) weit übertrifft. Wenn das wachsende Interesse an der Politik und der intensive Wunsch, dieselbe in eigenen Journalen diskutiert zu sehen, uns eine Gewähr für die Erhaltung deutschen Lebens in Ungarn geben kann, so finden wir dieselbe hier ganz unverkennbar. Man vergleiche nur die Zahl der 1880 erscheinenden politischen Zeitungen mit den 5 926 911 im Jahre 1875 versandten. In diesem letzten

Jahre entfiel eine Zeitung auf 25 223 Deutsche, aber erst auf 31 997 Magyaren, von den anderen Nationalitäten ganz zu geschweigen, von denen z. B. 469 420 Ruthenen sich mit einer Zeitung begnügten. Und sehr richtig macht Schwicker darauf aufmerksam, dass, wenn nicht alle Leser deutscher Blätter unter den Deutschen, vielmehr auch unter anderssprachigen Nationen zu suchen sind, dies gerade die hohe Bedeutung der deutschen Sprache und deren wichtige Stellung als politischen und kulturellen Faktor im Lande beweist. Das einflussreichste politische Blatt, der „Pester Lloyd“, und das abonnenntenreichste, das „Neue Pester Journal“ sind beide deutsch.

Auch die deutsche Bühne steht noch immer kräftig da, wenn sie auch nicht mehr einen so dominierenden Einfluss wie früher ausüben kann. Ausser dem deutschen Theater in Budapest, wo auch ein deutsches Sommertheater besteht, giebt es ständige Bühnen in Pressburg, Ödenburg, Temesvár, Oravitza, Hermannstadt und Kronstadt; zu Zeiten werden auch deutsche Vorstellungen gegeben in Kaschau, Leutschau, Eperies, Fünfkirchen, Raab, Gross-Becskerek, Arad, Lugos, Werschetz, Pancsova, Bistritz u. a. m.

So ist denn für die Erhaltung der deutschen Sprache wohl gesorgt worden und noch immer bildet sie nicht nur der Aussenwelt gegenüber das beste Medium, auch im Inneren des Landes ist sie unter den Gebildeten das allgemeine geistige Verkehrsmittel. Diese Stellung muss ihr auch die „Ungarische Revue“ einräumen. Im Januarheft 1881 sagt sie: „Das deutsche Wort beherrscht zur Zeit noch nahezu unangefochten die obersten Schichten der ungarischen Gesellschaft; es thront auf der Königsburg zu Ofen, es tönt in dem Kommando der grossen, gemeinsamen Armee, es braust in kräftigen Akkorden durch eine ausgebreitete Publicistik, es wirkt gestaltend ein auf den Bildungsprozess des magyari-schen Idioms, es ist das Medium in dem Verkehr der poli-

tischen Gewalten Ungarns und Österreichs und es blüht aus den Ruinen verwitterter, slavischer und rumänischer Sprach-elemente hervor.“ Die wahnsinnigen Ausfälle solcher Leute, wie des Reichstagsabgeordneten Mocsary, welcher zu erklären wagte: „Das Deutsche muss die Sprache der Hausknechte werden!“ oder jenes magyarischen Schulmeisters, welcher im magyarischen Schul- und Kirchenblatt seinen Entschluss kundthat, lieber die Sprache der Papuas als die deutsche lehren zu wollen, haben nicht daran rütteln können, dass das Deutsche und nur das Deutsche allein gegenwärtig die Kultursprache Ungarns ist. Das ist es durch die hohe Stellung welche die Deutschen inmitten der sie umgebenden Völkerschaften behaupten, und es ist gerade dieser Umstand, welcher den Neid der Magyaren erregt und sie zu Angriffen herausfordert.

Die Deutschen bilden heute den siebenten Teil der Bevölkerung und ihre Zahl nimmt keineswegs ab. Nach der Zählung von 1851 gab es in Ungarn-Siebenbürgen (ohne Kroatien, aber mit der Militärgrenze) 1 763 000 Deutsche, davon 769 000 Bayern und Österreicher, 599 500 Schwaben, 238 200 Sachsen, 85 000 Franken, 71 500 Deutsch-Böhmen, Schlesier u. a. Die Volkszählung vom 31. Dec. 1880 stellte die Zahl der Deutschsprechenden, also ohne die des Sprechens noch nicht kundigen Kinder, auf 1 882 371 fest, bei einer Gesamtbevölkerung von 15 642 000 Seelen in allen Ländern der Ungarischen Krone. Aber nicht in der Zahl der Deutschen liegt ihre Bedeutung, vielmehr in ihrer Kultur, welche sie teilnehmen lässt an allen Arten der bürgerlichen Arbeit, und auch darin, dass sie über das ganze Land verbreitet sind. Freilich liegt darin auch wieder eine grosse Gefahr für die Erhaltung ihrer Nationalität.

Man kann zweckmässig sämtliche deutsche Sprachgebiete unter fünf Hauptgruppen bringen. Diese umfassen die An-

siedelungen im westlichen Donauland, die Schwaben in Siebenbürgen, endlich die Deutschen im Gebiet der Slowaken südlich von den Karpaten, von Pressburg bis Ungvar.

Die Hienzen und die Heidebauern.

An der westlichen Grenze Ungarns gegen Niederösterreich und Steiermark zieht sich von der Donau südwärts bis zur Raab ein breiter Streifen kompakter deutscher Ansiedelungen, im unmittelbaren Anschluss an die stammverwandten Bewohner des cisleithanischen Gebietes, von denen sie sich indes in vielem sehr bedeutend unterscheiden. Auch trennen sich die hiesigen Deutschen in zwei bestimmte, ihrem Ursprung nach verschiedene Gruppen: die Hienzen und die Heidebauern.

Wie schon anderen Ortes erwähnt, führte Karl der Grosse bayerische Ansiedler in diese, damals zur Ostmark gerechneten Gegenden, welche erst später davon getrennt wurden und seitdem bei Ungarn verblieben. Diese deutschen Kolonien überlebten auch die magyarische Invasion, aus Deutschland zurückgeschleppte Gefangene halfen wohl zu ihrer Verstärkung. Und die wiederholten Kriegszüge des grossen Saliers Heinrichs III. brachten gleichfalls viele deutsche Elemente in diesen von ihm besetzten Strich. Von ihm leiten die Hienzen, als „Heinrichs Leute“, ihren Namen ab.

Die Hauptorte der Hienzen sind Ödenburg, das durch seinen Wein berühmte kleine Rust, Eisenstadt und Güns, alle überwiegend durch Deutsche, Katholiken wie Protestanten, bewohnt. Hauptbeschäftigung ist Viehzucht und Ackerbau und, wo Wald vorhanden, auch Kohlenbrennerei. Allerdings wird der Landbau noch wenig rationell betrieben, doch war er vor Befreiung des bäuerlichen Grund und Bodens hier immer schon lohnender als anderwärts, wo die fünfte Garbe von Weizen, Roggen, Hafer, Gerste und Flachs gegeben wurde, während die Esterhazy, Batthyany, Palfy u. a., welche

hier Grossgrundbesitzer sind, nur den zehnten verlangten und andere Feld- und Gartenfrüchte ganz freigaben. Leider hindert die Zerstückelung des Ackerbaues und die dadurch bedingte Arbeitsverschwendung das Gedeihen des Ackerbauers sehr wesentlich.

Durch Obstbau zeichnen sich die Hienzen ganz besonders aus, in Wien ist „Ödenburger“ Obst sehr gern gesehen. Auch der Wein hiesiger Gegend findet in Nieder-Österreich, aber auch noch weiterhin einen guten Markt. Kann der Hienze daheim nichts verdienen, so geht er als Erntearbeiter zu den Bauern des Heidebodens, auch weiter nach Ungarn hinein und nach Österreich. Er arbeitet als Maurer und Zimmermann in Wien und Budapest; der Küfer findet aber in der holzreichen Gegend Arbeit genug, denn seine Fässer gehen bis nach Südungarn und Slavonien. Sonst sind die Handwerke nicht in grosser Blüte. Gern treibt der Hienze Handel nach Wien mit Geflügel, mit Hühnern in engvergittertem Käfigwagen, mit Krammetsvögeln, hier „Kranawettern“ genannt, mit Schnepfen und Rebhühnern. Und aus der Raabau kommen die gesuchten Nachtigallen. Ehedem zogen hienzische Hausierer, ihre Singvögel ausbietend, bis nach Mailand und Turin. Sie sind schlaue Händler, die ihren Vorteil wohl wahrzunehmen wissen.

In der Kaiserstadt kennt man den Hienzen sogleich an seiner seit je beliebten Kleidung. Nur das früher lederne Beinkleid hat sich jetzt in ein solches von Wollenzeug verwandelt und wird in die hohen Stiefel gesteckt. Der kurze Rock ist blau wie die Weste, beide sind dicht mit grossen halbrunden Metallknöpfen besetzt.

Das Gehöft der Hienzen besteht aus dem Wohnhaus mit rechtwinklig zu demselben erbauter Scheune. Das längliche Wohnhaus richtet den Giebel nach der Strasse; dort befindet sich die Wohnstube nebst Küche, dahinter eine zweite Stube mit Kammer. Daran stösst in Weingegenden das Presshaus

und dann der Stall. Stein ersetzt jetzt mehr und mehr das früher allein übliche Baumaterial, die Holz- und Strohdächer machen Ziegel- und Schindeldächern Platz. Mitten im Wohnzimmer steht auf dem gepflötzten oder gedielten Fussboden der viereckige Tisch, in dessen geräumiger Schublade Brot, Messer, Gabeln und Löffel aufbewahrt werden. An der Wand auf Pflöcken die „G'wandtruhe“, die grossen Betten mit hochaufgetürmten Federbetten, der „Schüssel- oder Tellerrahmen“, auf welchem das für Sonn- und Festtage bestimmte Geschirr seinen Platz findet. Unter dem „Durchzuh“ oder „Durzibam“ werden „Stangeln“ angebracht, um die Feierkleider u. a. daran zu hängen.

Die Hienzen verharren wie bei ihren althergebrachten Gewohnheiten so bei ihrer Sprache mit aufrichtiger Liebe. Auch sorgen sie für die Erhaltung derselben in Städten und Dörfern durch tüchtige deutsche Schulen. In Ödenburg besteht ein katholisches Lehrer- und Lehrerinnenseminar, in Oberschützen ausser einem Lehrerseminar noch ein Realgymnasium; von hier aus werden die deutschen Volksschulen mit tüchtigen Lehrkräften versorgt. Die verschiedenen Lehrervereine besitzen in der Wochenschrift: „Die ungarische Volksschule“ ein gutes Organ, eine politische deutsche Zeitung, die „Ödenburger Nachrichten“, erscheint täglich.

Aus dem kleinen Landeswinkel sind einige Männer hervorgegangen, welche sich in weiten Kreisen einen Namen erworben haben, auf welche heut die Einwohner mit Stolz hinblicken. Solche sind der berühmte Anatom Hyrtl, der grosse Musiker Liszt. Auch die weltbekannte Sängerin Schuh-Prochaska nennt das Land der Hienzen ihre Heimat.

Östlich an den Gestaden des Neusiedlersees und am Hanzag stossen wir auf die Heidebauern. Gewiss ist es, dass Deutsche gleichen Stammes wie die westlichen Nachbarn schon in den ältesten Zeiten hier sassen, aber die magyarischen Verwüstungen, auch eine durch das Austreten des

Neusiedler Sees hereingebrochene Katastrophe vernichtete die älteren Ansiedelungen fast gänzlich. Die jetzt hier wohnenden Deutschen bezeichnen als ihre ursprüngliche Heimat die Ufer des Bodensees. Von dort zogen sie hinweg, weil die österreichische Reichsritterschaft ihren Übertritt zur protestantischen Kirche nicht dulden wollte. Als aber die Gegenreformation auch in Ungarn ihr Werk begann, wurden die hiesigen schwäbischen Ansiedler wieder zur katholischen Kirche zurückgeführt, sodass man heut nur wenige Bekenner des protestantischen Glaubens mehr findet. Man kann die beiden Konfessionen an der Kleidung herauskennen, denn die Katholiken lieben im allgemeinen hellere und bunte, die Protestanten dunklere Farben.

Wie bei den Nachbarn, den Hienzen, wird blau bevorzugt. Doch macht sich hier die magyarische Nachbarschaft schon bemerkbar; der Rock ist mit Schnüren verziert und das Beinkleid steckt in hoben Stiefeln. Ein stattlicher Schnurrbart vollendet die äussere Ähnlichkeit. Doch machen die Ragendörfer und Zorndörfer die undeutsche Mode nicht mit. Das Haar tragen die jungen Männer kurz geschoren, die alten lang und in der Mitte gescheitelt, die Frauen aber verbergen es unter schwarzen Hauben, die Mädchen unter ebensolchen Kopftüchern.

Der „Hadbauer“, sagt Schwicker, ist der Kosmopolit unter den westungarischen Deutschen, fügt sich am leichtesten in die Verhältnisse, akkommodiert sich der nachbarlichen magyarischen und slavischen Nationalität, eignet sich deren Sprache an, wodurch sein eigener deutscher Dialekt oft bis zur Unkenntlichkeit modifiziert wird, und hat den regsten Trieb zum Erwerb durch den Verkehr. Darum beschäftigt er sich gern mit Handel, auch als Frachtfuhrmann ist er thätig, wie denn die Hadbauern in früherer Zeit einen Verein bildeten, um Reisende von der österreichischen Grenze nach Pest, Kaschau und Szegedin zu befördern. Man nannte sie „Eilbatern“,

weil sie mit einer damals überraschenden Schnelligkeit fuhren. Und dennoch lassen die mageren Pferde, das aus Stricken zusammengeknüpfte Geschirr und der knackende Leiterwagen noch heut viel zu wünschen übrig. Doch ist der Hadbauer ein guter und intelligenter Landwirt.

Allerdings ziehen sich im Süden längs der Rabnitz grosse, zum Teil mit Sümpfen bedeckte Striche hin, deren oft dichtgewebte Pflanzendecke sich wohl zur Viehweide eignet, aber für andere Zwecke völlig ungeeignet ist, und der launische Neusiedler See tritt bald zerstörend über seine Ufer, bald trocknet er gänzlich aus, sodass Jahre vergehen, ehe er sich wieder füllt, aber sonst ist der Boden doch ausserordentlich fruchtbar. Hauptsächlich Weizen, Mais und Buchweizen wird gesäet und bei der reichen Ernte hilft dem Hadbauer als Arbeiter gern sein Nachbar, der ärmere Hienze. Der Hadbauer hat ein gutes Verständniss für alle Vorteile, welche verbesserte Technik zu bieten vermag. So thaten sich nach Einführung der Dreschmaschinen im „Seewinkel“ mehrere Gemeinden zusammen und führten die Dampfdreschmaschine ein. Mit Geringschätzung blicken sie daher auf die Bauern jenseits des Sees, welche sich noch mit der Handarbeit behelfen.

Auf den Hügeln von Gols, dem Hauptort der Heidebauern, wächst der treffliche Seewein, den der Weinbergbesitzer selbst nach Österreich zu den dortigen Abnehmern führt.

Sein Haus erbaut sich der Heidebauer aus Stein und unter demselben Dache vereinigt er Wohnung, Vorratskammer und Stallung. Von der Strasse trennt dasselbe ein Vorgärtchen mit dichtbelaubten Bäumen, unter deren Schatten die lange Thürbank steht. An dem stets der Strasse zugekehrten Giebel liegt die nur bei festlichen Gelegenheiten benutzte Feierstube, daran stösst die Wohnstube mit dem mächtigen Himmelbett und dem von bunten Tulpen und Rosen

geschmückten Mobiliar: Tisch, Stühle, Brotlade, Kleidertruhe. Daneben die Küche und der gleich an das Wohnzimmer stossende Schüttkasten für das Getreide.

Wie die Wohnung im Äusseren und Inneren urdeutsch geblieben ist, so hat sich auch noch mancher echtdeutsche Brauch erhalten. Am meisten bei den Eheschliessungen, die immer in sehr verständiger Weise von den Eltern geplant werden.

Hat man eine passende Braut für den Sohn gefunden, so wählt man aus der Freundschaft den geachtetsten Mann und entsendet ihn als „Bittmann“ ins Haus der Erwählten, um bei den Eltern „anzuklopfen“. Ist eine günstige Antwort erfolgt, so nimmt sich der Bittmann einen „Beistand“ und trägt die Werbung in den üblichen Sprüchen vor, die theils in Prosa, theils auch in Versen abgefasst sind. Es folgt nun die „Abrede“, die Verlobung, wobei die Braut ihrem Verlobten als „eine Verehrung und ein christlich Denkzeichen“ irgendeine kleine Gabe: ein Tuch, einen Blumenstrauss oder dgl. durch die Bittmänner überreichen lässt. Ein paar Tage darauf stellt sich die ganze Freundschaft im Hause der Eltern der Braut zu einem Schmause ein, wozu der Bräutigam ein viertel Eimer Wein liefert. Dabei wird die eigentümliche Sitte beobachtet, einen kleinen Knaben auf einen Stuhl zu stellen und ihm ein Glas Wein zu überreichen, damit er dasselbe auf das Wohl der Brautleute leere. Das geleerte Glas wirft dann der Bittmann auf den Boden, dass es in Scherben zerspringt, und spricht: „Ei, so möge die Heirat ebensowenig je rückgängig werden, als je dies Glas wieder ganz wird!“ Die Hochzeit erfolgt mit allerlei althergebrachten Bräuchen, Sprüchen u. dgl. Während des Mahles singen die Brautführer mit lauter Stimme ein hochzeitliches Danklied; dann erbitten sie die Erlaubniss zu den üblichen Ehrentänzen mit der Braut. Diese kommt von ihrem Ehrenplatze in der Ecke beim Hausaltar, wo sie bisher mit den Brautjungfern gesessen

hat, über Tisch und Bänke gestiegen und tanzt nacheinander mit dem Bräutigam und den Brautführern. Dabei entblößen alle Gäste ehrerbietig ihr Haupt.

Ausser Brautsprüchen und Brautliedern, welche bei dergleichen Gelegenheiten gesprochen und gesungen werden, haben die Hadbauern noch eine Anzahl von Kirchenliedern und ganze geistliche Spiele, wie das Weihnachtsspiel, das Paradiesspiel u. a. Das letztgenannte führte man, wie Schröer berichtet, noch vor wenigen Jahren auf. Es enthält die Geschichte der Schöpfung und des Sündenfalles. Den Schluss macht der Engel Gabriel mit der Bitte, etwaige Mängel entschuldigen und nicht zum argen auslegen zu wollen:

Wenn wir etwas gefehlet hier,
Und nicht gehalten die rechte Zier,
Ein jedweder das Best betracht'!
So wünschen wir von Gott dem Allmächtigen eine gute Nacht!

Wie in diesen Gesängen und Gebräuchen, so spricht sich auch sonst in der Lebensweise der Heidebauern ein religiös-sittlicher, echtdeutscher Geist aus. Darum und auch weil die Deutschen doch hier dichtgedrängt bei einander sitzen, ja auch als Eroberer in dieses Land kamen und an ihren Stammesgenossen in Österreich einen Rückhalt haben, ist es auffallend und schwer erklärlich, dass sie dennoch eben so gehorsame Diener der Magyaren sind, wie die Schwaben des Bakonyer Waldes, deren Väter bei ihrer Einwanderung die Demut und die Bewunderung aller Fremden mitbrachten.

Die Abschliessung der Hienzen von den Niederösterreichern, mit denen sie doch drei und ein halbes Jahrhundert dasselbe Staatsoberhaupt gehabt und in Krieg und Frieden das gleiche Schicksal geteilt haben, und das starke Gefühl der Zugehörigkeit zu Ungarn, welches diese Grenzbewohner zeigen, bleibt immerhin etwas Rätselhaftes. Mit Freuden aber nehmen wir dafür Edvart Kattners Versicherung entgegen, dass trotz der ausschliesslich magyarischen Vertretung der

Komitate Ödenburg und Wieselburg, trotz der Anwendung der magyarischen Sprache bei allen öffentlichen Akten, trotz alles äusseren magyarischen Anstriches und Aufputzes die eigentliche Magyarisierung bei den Hienzen und Heidebauern nicht die geringsten Fortschritte macht.

An diese grosse deutsche Gruppe schliessen sich im äussersten Norden auf dem nordwestlichen Ende der Grossen Schütt, in und um Pressburg, an der March und im Waagthale vereinzelte deutsche Ansiedelungen, welche in den wenigsten Fällen noch rein deutsch, meist mit Magyaren und Slovaken gemischt sind.

Pressburg, wo neben 9000 Slaven und 7000 Magyaren noch 30 000 Deutsche wohnen, hat seinen deutschen Charakter im wesentlichen bewahrt. Deutsche Sprache und deutsche Sitte sind in der altberühmten königlichen Freistadt noch immer vorherrschend. Daher können hier mehrere deutsche Verlagsbuchhandlungen bestehen, zwei politische Tagesblätter erscheinen hier in deutscher Sprache und ein ständiges deutsches Theater kann erhalten werden. Die Stadt ist der Geburtsort zahlreicher bedeutender deutscher Männer. Ganz deutsch ist das an der March belegene Theben (Magdeburg), aber nur vereinzelt und mit Slovaken und Magyaren gemischt, wohnen Deutsche noch in Modern, in Bibersburg, Waag-Neustadtl, Tirnau, Trencsin u. a. O. Handels- und Gewerbestand sind aber noch immer vorwiegend deutsch und in den beiden letztgenannten Orten können deutsche Wochenblätter existieren, dort ist die Unterrichtssprache auch noch die deutsche geblieben.

Und wenn auch das Deutschtum auf diesen exponierten Vorposten einen schwierigen Stand hat, so wohnen doch in den vier Komitaten: Pressburg, Wieselburg, Ödenburg und Eisenburg in wenig unterbrochenem Zusammenhang heut noch über 330 000 Deutsche d. h. etwa 40 Procent, in Wieselburg sogar an 68 Procent der Gesamtbevölkerung.

Die Ansiedelungen im westlichen Donauland.

Eine Postenkette von kleinen deutschen Sprachinseln verbindet die vorerwähnten deutschen Ansiedelungen mit den deutschen Kolonien am Bakonyer Wald, bei Budapest und durch diese wieder mit der grossen Sprachinsel im Donau-Drau-Winkel.

Es ist ein schönes und fruchtbares Gelände, in seinem nördlichen Teile von den zahlreichen, kleinen isolierten Berggruppen erfüllt, welche man eigentlich nur in seinem südlicheren Teile, dessen vulkanische Gipfel mit Weinbergen bedeckt sind, Bakony nennt. Auch das von diesem durch den langgestreckten Plattensee oder Balaton geschiedene Dreieck zwischen Donau und Drau wird von einem mit Reben reich besetzten Hügelland erfüllt. Sümpfe verderben nach Osten zu die niederen Ebenen, durch welche die Donau, kaum von Ufern eingeschlossen, trägen Laufes dahinzieht. Dichtes Schilfdickicht, hin und wieder ein schmaler Streifen Hochwald verstecken den ruhigen Spiegel vor den Augen der Reisenden. Im Süden verschmilzt die breite sumpfige Niederung des Hauptstromes mit den Ufern der von Westen her einfallenden Drau.

Die ganze Gegend ist, abgesehen von den Sumpfgenden, meist anmutig und fruchtbar und gehört jetzt mit zu den am dichtesten bewohnten des freilich noch recht schwach bevölkerten Landes. Aber noch vor 150 Jahren war dasselbe nicht viel besser als eine Wüste. Nach einer aus dem Jahre 1722 datierten Beschreibung standen damals unter Kultur im Veszprimer Komitat von 937 000 Joch nur 240 000, im Stuhlweissenburger von 765 000 nur 187 000, im Tolnauer und Baranyaer von 1 093 000 und 1 718 000 Joch sogar nur 150 000 resp. 420 000. Und so wenige Kauflustige fanden sich für den an die Krone anheimgefallenen Boden, dass der Armee-

lieferant von Haruker sechzig Quadratmeilen Landes, fast das ganze Komitat Bekes jenseits der Theiss, für 140 000 Gulden erwerben konnte.

Grosse Striche wurden, namentlich im Baranyaer Komitat, als Belohnung für geleistete Dienste ausgeteilt, so an den Prinzen Eugen, die Generäle Batthyany, Veterani, Caprara, Preuner u. a. m.; auf ihre und anderer Grundherren, wie des Grafen Esterhazy, Veranlassung zogen Kolonisten in das verödete Land. Die Regierung selber bemühte sich, Einwanderer zu gewinnen und herbeizuführen. Diese kamen meist aus den Gegenden des oberen Rhein, auch aus Nassau und aus dem Wieselburger Komitat. So begierig waren die ungarischen Edelleute damals, Ansiedler für ihre von Menschen entblösten Besitzungen zu erhalten, dass sie vor keinem Mittel zurückscheuten. Zogen die von der Regierung erworbenen deutschen Einwanderer über Ofen die Donau hinab zum Banat, so suchte man sie festzuhalten und zur Niederlassung auf den herrschaftlichen Gütern zu überreden. Halfen Worte nichts, so brauchte man Gewalt, liess doch der Präsident der ungarischen Hofkammer Grassalkovics 459 deutsche Einwanderer durch Hajduken aus den Schiffen treiben und gewaltsam auf seinen Gütern ansiedeln!

Ofen kam als ein Trümmerhaufen in die Hände des rechtmässigen Herrschers zurück und Pest war ein armes schmutziges Städtchen geworden. Beide Städte wurden in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts vorwiegend von Deutschen bewohnt. Die deutschen Einwohner von Pest werden Teutones, also Süddeutsche, die von Ofen Saxones, also Nord- oder Mitteldeutsche genannt. Beide Städte wurden von den ungarischen Königen schon früh mit Privilegien und Rechten ausgestattet, welche denen von Magdeburg, Breslau u. a. nachgebildet waren. Nach dem Pester Freiheitsbriefe von 1244 konnte keiner der „Gäste“ einem Nichtdeutschen ein Haus oder sonstige Liegenschaften verkaufen, falls derselbe nicht

in der Stadt wohnte und alle Lasten derselben übernahm. Nach dem Stadtrecht von Ofen durfte Richter der Stadt nur „ein deutscher Mann“ sein von allen vier Ahnen“. Auch der Stadtschreiber „sollte sein von deutscher Art und Geburt von alle seinem Geschlechte“. Im Rat selbst sollten sitzen „von den Deutschen zehen Mann und von den Ungarn zween“. Die neugewählten Magistratsbeamten leisteten den Eid in deutscher Sprache und dankten ihren Wählern erst auf deutsch, dann auf ungarisch. Aber während der Türkenherrschaft schwand das deutsche Element gänzlich dahin. Bald nach der Befreiung von dem drückenden Joche wurden indes, besonders durch die Sorge des Herzogs von Lothringen und des Prinzen Eugen von Savoyen, Schwaben katholischer Religion und nur solche hierhergezogen. Dadurch erstarkte das Deutschtum in diesen Städten wie in dem ganzen Striche bis zum Bakonyer Walde zwar wiederum, besonders in den Komitaten Pest-Pilis, Gran, Stuhlweissenburg und Veszprim, in denen jetzt von 11 bis 20 Procent Deutscher wohnen, dennoch ist dasselbe nirgends so sehr durch das Magyarentum gefährdet als hier. Auf allen Seiten wird es von demselben umflutet, die langgestreckte Linie der Ansiedelungen durchbrochen und von dem Mittelpunkte und der Hauptstadt des Landes bietet man alle Mittel auf, um das verhasste Deutschtum zu unterdrücken, das noch dazu auf dem Lande des nationalen Selbstgefühls allzusehr entbehrt und auch weder durch geistige Bildung noch durch materiellen Wohlstand gestärkt wird. „Allgemein sprechen die bakonyischen Schwaben — von den Deutschen in Ofen und Pest zu schweigen — neben ihrer Muttersprache auch magyarisch und tragen magyarische Schnurhosen.“ Dennoch, fügt Kattner tröstlicher Weise hinzu, macht die Magyarisierung unter ihnen nur langsame Fortschritte und bei einem Umschwung in den Tendenzen der ungarischen Regierung würde das deutsche Bewusstsein und die Wertschätzung des angestammten Volkstums wohl bald

wieder zurückkehren. Dürfen wir auf einen solchen Umschwung hoffen? Augenblicklich berechtigt uns nichts dazu.

Wie ganz anders als früher gestaltet sich in der Hauptstadt des Landes das Verhältniss der Deutschen zu ihren anderssprachigen Mitbürgern! Seitdem 1870 der ungarische Reichstag durch ein eigenes für Ofen-Pest geschaffenes Gesetz die magyarische Sprache mit Ausschluss jeder anderen zur Sprache der Gemeindeverwaltung bestimmte, ist in den Beratungen der Stadtverwaltung die deutsche Sprache verpönt. Kein städtischer Beamter darf an einen deutschen Bürger amtlich ein deutsches Wort schreiben. In ganz Ofen-Pest mit seinen (1881) 118 607 deutschen Bewohnern befindet sich eine einzige deutsche Schule. Das deutsche Theater, zu dessen Erhaltung die Stadt stiftungsmässig verpflichtet ist, wurde unterdrückt, das frühere deutsche Theatergebäude niedergedrückt und die von einem Privatunternehmer errichtete Bühne konnte eine Konzession erst nach längeren Verhandlungen erhalten. Eine öffentliche Unterstützung wird diesem deutschen Theater aber nicht mehr zu teil, obschon eine solche den magyarischen Bühnen im reichsten Maasse zufliesst.

Viel stärker und kompakter treten die deutschen Kolonien in dem Donau-Drau-Winkel auf. Im Komitate Tolna sind 31, in Baranya über 33 Procent Deutsche. In dem letztgenannten Komitat werden allein 278 deutsche Ortschaften gezählt, und die Gegend führt den Namen „schwäbische Türkei“. Denn alle diese deutschen Niederlassungen sind von Schwaben gegründet worden und zwar erst nach Vertreibung der Türken, gerade wie die nördlicheren, denn die lange Türkenherrschaft hatte auch hier die von alters her bestehenden deutschen Niederlassungen vollständig vernichtet. Fünfkirchen war ja schon zur Zeit des heiligen Stefan von Deutschen kolonisiert worden und schwäbische Bürger bauten die verfallene Stadt wiederum auf. Und auch heute noch ist die Einwohnerschaft dem Kerne nach deutsch; die innere Stadt

wird vorwiegend von Deutschen bewohnt. Ebenso bilden in den Marktflecken Siklós, Mohács, Szekcső u. a. die Deutschen den grössten oder doch einen erheblichen Teil der Bewohner. Eine in Fünfkirchen erscheinende deutsche Zeitung sorgt dafür, dass das leider schon stark geschwächte Deutschtum soviel wie möglich erhalten werde.

Die Deutschen in der Bácska und im Banat.

Östlich von dem vorigen, getrennt durch die weiten Niederungen der Donau, liegt der sumpfige und daher ungesunde, aber äusserst fruchtbare Strich der Bácska, der südliche Teil des Komitates Bacs-Bodrog. Donau und Theiss fassen denselben auf drei Seiten ein, der Franzens-Kanal zieht von dem Hauptstrom zu dem gleichartigen Nebenstrom und ermöglicht die Ansiedelung in den niederen, wasserreichen Landschaften. In den nördlichen Teil des Komitats dringt schon das Steppengebiet der Puszta hinein und nur vereinzelt sehen wir hier die Höfe von Ackerbauern, auch deutschen, in dem unermesslichen Weidegebiet.

Der türkischen Grenze nahe wurde dieser Distrikt mehr als einmal furchtbar verwüstet. Erst der Friede von Karlowitz sicherte diesen Landesteil der habsburgischen Herrschaft und nun traf man auch sogleich Vorkehrungen, das verlassene Land, die Beute von Sumpf, Morast, Wald und Weide der Kultur zurückzugewinnen, das nach dem Verschwinden der Familien, welche vordem hier gewohnt hatten, als herrenloses Gut der Krone anheimgefallen war.

Solange der siebenjährige Krieg die ganze Aufmerksamkeit der grossen Kaiserin Maria Theresia beanspruchte, konnte von Staatswegen wenig geschehen. Doch finden wir schon vor Beendigung desselben eine nicht geringe Zahl deutscher Ortschaften, die an der Donau sich südwärts ausbreiten. Nun aber der Friede geschlossen und eine grosse Anzahl von Sol-

daten dienstlos geworden war, erging von Wien aus 1763 ein Kolonisations-Patent, worin an alle, die davon Gebrauch machen wollten, die Aufforderung zur Ansiedelung in den „Deutsch-, Temesvárer-, Hungarischen und Siebenbürgischen Erblanden“ erging. Den Kolonisten der Kameralgüter wurde sechsjährige Steuerfreiheit sowie Bau- und Brennholz, den Handwerkern zehnjährige Steuerfreiheit zugesagt. Man entsandte Kolonisations-Agenten zur Anwerbung von Einwanderern, denen man während der Reise, waren sie verheiratet, täglich zwölf Kreuzer und für jedes Kind drei Kreuzer bewilligte; Ledige und Verwitwete erhielten sechs Kreuzer. Zum Häuserbau wurden Vorschüsse gewährt, von denen nur eine Hälfte nach Verlauf von fünf Jahren zurückzuerstatten war; ausgediente Soldaten empfingen ausserdem eine Gratifikation von 10—12 Gulden. Nur sollten sämtliche Ansiedler katholischen Glaubens sein. Zur Regulierung dieser Kolonisationsprojekte wurde in Pressburg eine „gemischte fortwährende Kommission in Impopulationssachen“ eingesetzt.

In ihrer „Impopulations-Hauptinstruktion“ gab die umsichtige Kaiserin die genauesten Vorschriften über die Auswahl des Terrains, die Austeilung des Grundbesitzes, die Anlage der Orte und ihre Verwaltung. Es ist bemerkenswert, dass gleich zu Anfang der Ansiedelung und fast in allen neuen Dörfern Krankenhäuser errichtet wurden, eine sehr wichtige und heilsame Maassregel, da infolge des ungewohnten Klimas und der veränderten Nahrungs- und Lebensweise Erkrankungen häufig eintraten. Diese Anstalten waren mit Apotheken versehen und wurden von tüchtigen Ärzten geleitet.

Mit der Unterbringung der Kolonisten und der Anlage der Ortschaften war ein Rent- und ein Bauamt, beide in Zombor, betraut. Ehe aber die Kolonisten in die für sie erbauten Wohnungen gelangten, quartierte man sie in den schon vorhandenen Ortschaften ein und verabfolgte jeder Zombor über zehn Jahre alten Person täglich zwei Kreuzer und „eine

Halbe“ Mehl, solchen unter zehn Jahren einen Kreuzer und „ein Seidel“ Mehl und jeder Familie monatlich etwas Holz, Stroh und Essig. Diese Verpflegung hörte auf, sobald die Kolonisten in ihre Wohnungen einzogen.

Dieselben waren alle nach einem vorgeschriebenen Plane elf Klafter lang, drei Klafter breit und acht Schuh hoch, von Lehmwänden und mit Rohrdächern herzustellen. Thüren, Fenster, Rauchfänge, Böden, alles war vorgeschrieben. Zu jedem Hause gehörte genügender Raum für Hof und Garten; ein ordentlich ausgemauerter Trinkbrunnen war für je zehn Häuser bestimmt.

Aber auch zur Einrichtung des Hauses und zum Beginn der Feldwirtschaft lieb die Regierung ihre Hülfe. Jeder Kolonist erhielt eine Kuh oder 18 Gulden zur Beschaffung einer solchen, eine Bettstelle nebst Strohsack, eine Decke, sechs Säcke, eine Backmulde, Axt, Spitzhaue, Spaten, Mistgabel, Spinnrad, Mehlsieb, Brotschaufel, Wasserzuber, Melkkübel und Butterfass. Ausserdem erhielt der Bauer vier Pferde oder 88 Gulden nebst dem nötigen Geschirr, einen Wagen, Pflug und sonstige nötige Ackergeräte, sowie das Saatkorn, welches er jedoch zurückzuerstatten hatte.

In jedem Orte wurde ein Bethaus errichtet und mit den Kirchengeräten ausgestattet, deren die jeweiligen Bewohner nach ihrer Konfession bedurften; die Pfarre und die Schule, sowie der Notar empfangen in Geld und Land eine entsprechende Dotation; von Land wurde auch für Gemeindebedürfnisse ein gewisses Quantum reserviert.

Sicherlich war die Fürsorge der kaiserlichen Regierung eine vortreffliche und so konnte die Kolonisierung denn hier zu allseitiger Befriedigung durchgeführt werden. Eine ganze Reihe neuer Ortschaften blühte auf, andere schon bestehende begannen ein kräftigeres Leben. Von 1784 bis 1787 wurden 3500 Familien d. h. etwa 14 000 Personen in der Bácska angesiedelt; so stark war aber der Zuzug gewesen, dass man schon

1786 die Einstellung der Einführung von Kolonisten auf Staatskosten beschloss; 1787 hörte die Ansiedelung bis auf weiteres gänzlich auf. Einzelne Deutsche sind allerdings auch noch später zugewandert. Ende des vorigen Jahrhunderts werden im Komitat Bácska etwa 25 000 Deutsche gewohnt haben; für 1876 berechnet der Chef des Statistischen Bureaus Keleti ihre Zahl auf 170 652 Seelen. Das bedeutet eine siebenfache Vermehrung. Die Zählung von 1880 giebt nach der weiter unten folgenden Tabelle die Anzahl der Deutschsprechenden auf nur 162 894 Seelen an, da aber sämtliche des Sprechens noch unkundige Kinder nicht mitgezählt sind, so wird man wohl bei der obigen höheren Schätzung verbleiben können. Allerdings gehört die Bácska zu den Komitaten, in welchen in den jüngsten Jahren eine Abnahme der Bevölkerung stattgefunden hat.

Die Deutschen leben hier nicht in dichtgeschlossenen Mengen, vielmehr werden ihre Ansiedelungen von anderssprachigen Nationalitäten durchbrochen und auch in den einzelnen Ortschaften selber sind sie mit Magyaren, Slovaken und Kroato-Serben gemischt. Bei der Anlage der Kolonien war man freilich von dem Grundsätze ausgegangen, Leute der gleichen Nationalität und Religion in demselben Orte anzusiedeln. Dies erwies sich indes nicht immer thunlich. So ist es denn gekommen, dass mancher in der nichtdeutschen Umgebung aufgegangen ist. Das lässt die Behauptung, die Deutschen in der Bácska seien weniger gebildet als ihre deutschen Nachbarn westwärts und ostwärts, als nicht ganz ungegründet erscheinen; man dürfte dies auch aus dem Vorhandensein von nur einer einzigen deutschen Zeitung schliessen, welche in dem gemischt-sprachigen Neusatz publiziert wird, während man doch nach der Zahl unserer Landsleute grössere Bedürfnisse erwarten sollte. Doch ist es erfreulich zu hören, dass in 126 Schulen dieses Komitates deutsch unterrichtet wird, wengleich das Herabgehen der Schulen mit nur

deutscher Unterrichtssprache von 77 im Jahre 1869 auf 70 im Jahre 1879 ein Vordringen der magyarischen Nationalität vermuten lässt.

Mit den deutschen Kolonien der Bácska und des Baranyaer Komitats hängt die lange Reihe, über fast ganz Slavonien bis nach Kroatien hinein und über die Komitate der Militärgrenze verstreuter deutschen Ansiedelungen zusammen. Hier sind es namentlich Verösce, Syrmien und Peterwardein, welche eine starke deutsche Bevölkerung aufzuweisen haben, in Procenten ausgedrückt 14,7 resp. 17,3 und 14,3 Procent der Gesamtbevölkerung, welche fast ausschliesslich aus Kroato-Serben besteht.

Wenn wir von der Bácska nach Osten gehend, die Theiss überschreiten, so betreten wir das Temeser Banat, das Rechteck zwischen Donau, Theiss, Maros und dem Siebenbürger Hochland, eine Fortsetzung der grossen ungarischen Tiefebene, welche im Süden von den seltsam geformten Telecskaner Sandhügeln, im Osten und Südosten von den Banater Bergen unterbrochen wird. Es ist ein mit fettem Marschboden bedeckter Strich Landes, überall des reichsten Anbaus fähig, das Paradies von Ungarn, wo sich die Kulturgewächse Südeuropas mit denen der mittleren Zone mischen. Allerdings verlangt der fette Boden reichliche Bewässerung, und da diese nicht selten ausbleibt, so sind Missernten die Folge.

Als das Banat nach 166jähriger Türkenherrschaft durch den Frieden von Passarowitz wieder an Österreich zurückfiel, war es nichts besseres als eine Einöde. Neben Sumpf und Moor teilten sich Wald und Wiese in das verlassene Gebiet. Von den stagnierenden Gewässern stiegen schädliche Miasmen auf und verpesteten die Luft, Scharen von Wegelegerern durchzogen das Land und setzten die Bewohner in Kontribution.

Der Räuberbanden wurde die österreichische Regierung bald Herr, aber ehe durch Austrocknung der Sümpfe, durch

Kanalisation und Flussregulierung das Klima verbessert wurde, galt das Banat mit Recht als das „Grab der Deutschen“.

Doch war es nicht allein das Klima, welches den ersten Ansiedlern Gefahr brachte. Die auf Anordnung des Prinzen Eugen von dem ersten Gouverneur des Gebietes, dem Grafen Mercy, mit ebensoviel Glück als Geschick begonnene Kolonisation wurde sehr bald durch den 1737 wieder ausbrechenden Türkenkrieg und die in seinem Gefolge auftretende Pest in Frage gestellt. Erst nachdem der Friede von Hubertsburg der österreichischen Regierung Musse verschafft hatte, auch an diese fernstgelegenen Provinzen des Reiches zu denken, ging man an eine Heilung der geschlagenen Wunden.

Maria Theresia erliess ihr Kolonisierungs-Patent und so ward ein beständig zunehmender Strom von Einwanderern ins Banat gelenkt. Nach einem amtlichen Berichte gab es 1763 hier nur 32 981 Deutsche und ausser Temesvar, dessen erster Magistrat aus lauter Deutschen bestanden hatte, nur 17 von Deutschen ganz oder teilweise bewohnte Ortschaften. „Die westlichen Gebiete des Banats boten noch immer eine traurige Abwechselung von Sumpfland, Heideboden und grossenteils verödeten Orten, es befanden sich daselbst nur sehr wenige, von Serben bewohnte Dörfer.“ Aber nun mehrte sich die Bevölkerung schnell und überall entstanden neue Ortschaften, wurden alte wieder aufgebaut und vergrössert. Die meisten der Einwanderer kamen aus dem westlichen und südlichen, katholischen Deutschland, doch war durch Josephs II. Erlass, unter dem die Kolonisierung einen neuen Aufschwung nahm, allen Bekenntnissen ohne Unterschied der Zutritt gestattet. Sein 1782 erlassenes Patent versprach den Einwanderern volle Gewissens- und Religionsfreiheit und die für jede Religionspartei benötigten Geistlichen und Lehrer.

Unter Maria Theresia waren etwa 25 000 deutsche Ansiedler ins Banat gekommen, fast alle auf Kosten des Staates. Unter Joseph II. aber wanderten nach Ungarn überhaupt ein

7600 deutsche Familien d. h. etwa 38 000 Seelen. Davon gingen 5790 Familien nach Südungarn und speziell ins Banat 2700 Familien, welche nach obigem Maassstabe 13 500 Seelen repräsentieren würden. Die Ansiedelungskosten betragen für Bácska und Banat 2 895 000 Gulden, für das letztere allein 1 350 000 Gulden.

Nach dem Tode Kaiser Josephs hörte die Einwanderung im grossen Maassstabe auf; einzelne Leute, auch ganze Familien wanderten wohl ihren schon angesessenen Angehörigen nach, auch wurden aus dem Kaschauer Bezirk und dem Nie-traer Komitat deutsche Familien hierher versetzt. Tiroler, Gottscheer, aber auch andere zogen in verschiedenen Jahren ein und machten, da sie oft gänzlich mittellos waren, der Regierung für ihre Unterbringung viel zu schaffen, bis ein im Jahre 1829 publizierter Erlass, welcher deutschen Kolonisten das Überschreiten der österreichischen Grenze nur dann gestattete, wenn sie ein Baarvermögen von 500 Gulden nachweisen konnten, der Zuwanderung schliesslich ein Ende setzte.

Im Jahre 1775 befanden sich nur 40 000 Deutsche im Banate, 1870 berechnet Keleti die Zahl der deutschen Bewohner der Komitate Krassó, Temes und Torontál auf 346 286, der Census von 1880, welcher die des Sprechens unkundigen Kinder aller Nationalitäten in eine Kategorie stellt, giebt für die drei Komitate 333 149 Deutschsprechende an, sodass bei dem numerischen Verhältniss der Deutschen zur Gesamtbevölkerung (29,8 und 34,7 Proc.) und dem reichen Kinderseggen derselben die Zahl unserer Landsleute in dieser Gegend sich nicht vermindert haben kann, wenn freilich eine solche Verminderung in der Gesamtsahl der Bewohner zu bemerken ist. Die Schuld trifft vielmehr andere Stämme, welche hier von jeher sassen und auch jetzt noch in Menge vorhanden sind, die Ruthenen und die Serben.

Die Ehen der Deutschen im Banat sind ausserordentlich

fruchtbar; sieben und acht und mehr Kinder im Hause sind gar keine Seltenheit, aber es giebt dort auch ein deutsches Dorf, in welchem kein älterer Bauer weniger als 20 bis 25 Kinder zählt. Ganz anders sieht es bei den nächst ihnen heut noch numerisch stärksten Serben und Ruthenen aus. Wie aber infolge der grösseren Vermehrung und überwältigenden Tüchtigkeit der Deutschen jene beiden slavischen Völkerschaften mehr und mehr zurückweichen, das schildert ein Augenzeuge in lebhaften Farben.

„Wo auf einem Strich Deutsche und Serben-Walachen sich angesiedelt haben, da gehört binnen wenigen Jahren alles was da blüht und prangt, Ertrag liefert und Wohlhabenheit verschafft, den Deutschen. Die fleissigen Bauern setzen eine Art Stolz darein, den trägen Nachbarn „auszukaufen“, ihn vorzuschieben und das schlechte Beispiel aus der eigenen Umgebung hinauszudrängen. Bald wird der Serbe und Walache der Knecht, der Deutsche bleibt immer der Herr. Alles Feld, alle Wiesen rings um ein walachisch-serbisches Dorf gehören der benachbarten deutschen Gemeinde, welcher der höchste Preis nicht zu viel war, wenn sich Gelegenheit fand, die „schlechten Kerle“ auszukaufen, sie zu „Holzspaltern und Wasserträgern“ zu machen oder am liebsten ganz vor sich herzutreiben. — Keine Vorstellung reicht an den Jammer und das Elend heran, den diese ausgekauften, um Feld und Acker, daher um Brot und Suppe gekommenen Serben oder Walachen während der letzten Jahre vor dem Ende des Kampfes mit dem Hunger empfinden. Dann sieht man plötzlich eine ganze Ortschaft ihre Wagen packen, Gerümpel und Geräte werden zusammengesucht und aufgeladen; was von den Häusern auch nur eine Kirsche wert ist, wird mitgenommen, und fort geht es mit Weibern und nackt und sonnenbraun nachlaufenden Kindern unter nationalen Trauergesängen weiter hinunter nach dem Süden, zurück nach Serbien und der Walachei. Eine Zeitlang stehen

die verlassenen Häuser leer; dann trennt von einem grossen Dorfe das junge Volk sich ab, und sie, deren Angehörigen ohnehin schon seit Jahren das Ackerfeld ringsum gehört, ziehen unter fröhlichem Gesange und rauschender Musik beim Läuten der Glocken, den segnenden „Pfarrer“ an der Spitze, jubelnd ein und gründen eine neue deutsche Gemeinde. Bald wird die Kirche restauriert, ein neues Schulhaus erhebt sich als der stattlichste Mittelpunkt im Dorfe, die schmutzigen Schilfdächer werden durch neue Schindeldecken ersetzt, wochenlang wird ausgebessert, gelehmt, gedielt und gescheuert, bis aus dem schmutzigen, ekelhaften Neste ein sauberes, fröhliches deutsches Dorf geworden ist. In den Gassen, wo früher nur wenige verkrüppelte Kinder herumlungerten, weil ärmere Serben und Walachen die Mehrzahl ihrer Kinder abtödteten und die zwei oder drei, welche in jeder Familie am Leben bleiben, verwahrlosen und physisch zu Grunde gehen lassen, in diesen vor kurzem noch vom Fluche Betrunkener durchtönten Gassen tummelt sich bald die reiche Kinderschaar der überaus fruchtbaren Deutschen; helle Lieder erklingen aus den „Stuppen“ und „Werthshäusern“ heraus, ein kräftiges, blühendes, arbeitsames, zufriedenes Volk hat den verlassenen Sitz für immerwährende Zeiten eingenommen.“

Die Deutschen im Banat wohnen theils in reindeutschen Ortschaften — im Torontaler Komitat zählt man 60 solche — theils vermischt mit anderen Nationalitäten. In den Städten sind sie weniger zu finden, sie wohnen meist auf dem Lande, aber diese Dörfer und Marktflecken sind, namentlich im genannten Komitat, von der Grösse kleiner Städte; so zählt Marienfeld 7000, Hatzfeld gar 8500 Bewohner.

Sie machen immer einen freundlichen, anheimelnden Eindruck. Überall Ordnung und Sauberkeit, überall Anzeichen, dass neben dem materiellen auch das geistige Wohl nicht vernachlässigt wird. Der Plan ist stets derselbe. Eine breite, von Abzugsgräben begrenzte und von doppelten, schattigen

Baumreihen eingefasste Hauptstrasse wird von einer gleich breiten Querstrasse durchkreuzt; um den „Platz“, an dem beide zusammentreffen, liegt Kirche, Schule, Pfarre, Gemeinde- und Wirtshaus. Die übrigen Seiten- und Quergassen sind nur halb so breit wie die Hauptstrassen, aber auch hier sind die Gehöfte von Bäumen umgeben und an den Durchschnittpunkten der Wege findet sich ein Kreuz oder ein Ziehbrunnen.

Die Häuser wenden die weissgetünchte, unten buntgestreifte Giebelseite regelmässig der Strasse zu. Grüne Läden fassen die kleinen, aber immer hellen Häuser ein. Das spitze Giebelende schmücken farbige Kugeln oder die altdeutschen Pferdeköpfe. Schindeln und Stroh bilden das gewöhnliche Material zur Bedeckung des Daches, aber schon werden diese feuergefährlichen Substanzen durch Ziegel verdrängt, wie auch die Wände mehr und mehr vom festeren und sicheren Stein erscheinen. Seine Längsseite kehrt das Haus dem Hofe zu, den ein Breterzaun, eine Ziegelmauer von der Strasse abschliesst. Neben dem grossen Thor befindet sich die „Gassenthür“. Ein paar Stufen führen zu derselben und dann in die überdachte Hausflur, von welcher wir in die geräumige Küche treten mit ihrem riesigen Kochherde und den blank gescheuerten Geräten aus Holz, Thon und Kupfer. Rechts und links führen Thüren zu den Wohnräumen. Nach der Strasse zu liegt die nur bei besonders festlichen Gelegenheiten gebrauchte „Stube“ mit den hoch aufgetürmten Betten zu beiden Seiten, dem blaugemalten Tisch und den blau- und rotblumigen Sitzbänken. Über dem Schubladkasten ist der „Altar“ angebracht, eine Zusammenstellung eingerahmter Heiligenbilder mit einer Lampe davor, welche an Fest- und Gedenktagen angezündet wird. An einem Kleiderrechen repräsentiert sich der Sonntagsstaat der Bäuerin, deren besonderer Stolz dieses selten benutzte Zimmer bildet, und auf einem Gestell prangt das nur bei hervorragenden Gelegen-

heiten benutzte Ess- und Trinkgeschirr. Schon fangen aber modische Möbel: gepolsterte Sofas und Stühle, polierte Schränke u. dgl. die althergebrachten hohen Schränke und die bunten Gewandtruhen zu verdrängen. Die auf der anderen Seite der Küche gelegene „Kammer“, die eigentliche Wohn- und Schlafstube, ist weit einfacher ausgestattet, noch mehr die etwa sonst noch der Familie dienenden Räume, an welche sich Vorratskammer, Pferdestall und Kuhstall anschliessen.

Die andere Seite des Hofes wird von den Ställen für Schweine, Geflügel und Hunde und dem Schütthause für den Kukuruz eingenommen; in der Mitte steht der Ziehbrunnen.

Noch ein kleineres Wohnhaus sieht man häufig nach der Strasse zu stehen, das ist das „Ausbehalthäuschen“, in welches die Alten ziehen, wenn sie dem verheirateten Sohne die Wirtschaft übergeben. Nicht immer zum friedlichen Wohlbefinden der dabei am meisten Interessierten, daher das alte, freilich selten befolgte banater Sprichwort: „M'r soll sich net auszieha, b'vor m'r schlofa geht.“

Auf den Vorderhof folgt, durch einen Gitterzaun getrennt, der Wirtschaftshof mit seiner glattgestampften Tenne, auf welcher Pferde das Getreide austreten, jetzt auch schon Dreschmaschinen die Arbeit besorgen, und seinen Feimen, dann der Garten, das am meisten gepflegte Besitztum des banater Bauern.

Alles das ist deutsch, denn im Häuserbau und in der Ackerwirtschaft konnte der Deutsche von den herumwohnenden Magyaren, Serben und Ruthenen ja nichts lernen. Aber der magyarische Aufputz imponierte ihm und seine schnurenbesetzte Jacke aus dunkelblauem Tuch, die Weste mit den runden Stahlknöpfen und das enge Beinkleid in den hohen Stiefeln sind nur noch halb deutsch. Ein breitkrämpiger Hut, eine schwarze Kappe aus Lämmerfell, im Winter eine Pelzjacke oder ein langer Pelz vervollständigen den Anzug. Bei dem „Weibs-

volk“ oder „Weibsmensch“ hat sich die alte schwäbische Tracht reiner bewahrt. Ein feines Linnenhemd, ein schwarzes Seidenleibchen und ein über die Brust gefaltetes Seidentuch, in der kälteren Jahreszeit eine Tuchjacke bedecken den Oberleib, und über die kurzen weitfaltigen Röcke aus hellfarbigem Zitz wird eine breite Schürze gebunden. Die Füsse stecken in blauen Strümpfen mit roten Zwickeln und ausgeschnittenen Schuhen. Den Kopf hüllen die verheirateten Frauen stets in ein Tuch, die jüngeren in ein schwarzes, seidenes, die älteren in ein weisses, im Sommer aber tragen alle, Frauen wie Mädchen, den grossen breitkrämpigen, meist selbstgefertigten Strohhut. Sonst lassen die jungen Mädchen das Haar unbedeckt, sie streichen es rückwärts, flechten es in einen Zopf und befestigen es mit einem Kamm hoch oben am Scheitel. An schwarzseidenem Halsband hängt ein silbernes Kreuz und silberne Gehänge zieren die Ohren.

Im ganzen liebt man die Einfachheit und wie in der Kleidung, so auch sonst im Leben, obschon bei den Wohlhabenderen auf dem Tische neben dem Weizenbrot — nur für die Knechte und Arbeiter wird Schwarzbrot gebacken — das Fleisch wenigstens einmal des Tages nicht fehlen darf. Das arbeitsreiche Leben lässt auch nicht viel Zeit zu Gastereien und Festlichkeiten. Allein an Vergnügungen mangelt es dennoch nicht. Dabei hat alles sein richtiges Maass und seine wohlgesetzte Ordnung.

Die gesamte Dorfjugend teilt sich in eine kleine, mittlere und grosse. Die letzte Stufe, die grossen Buben und grossen Mädchen, bilden jede einen besonderen Verband mit erwählten Vorstehern und Vorsteherinnen. Durch diese werden aus der mittleren Stufe neue Mitglieder berufen. Nur die grossen Buben und grossen Mädchen veranstalten die Volksfeste: Hans und Grete am Faschingsdienstag, wo zwei auf einem flachliegenden Wagenrade befestigte Puppen ihre Rundfahrt durch das Dorf machen, der Mairitt mit dem in grünes Reisig

gekleideten „Mailümmel“, gewöhnlich ein walachischer Knecht, hoch zu Ross, die Johannes- oder Sonnwendfeier und vor allem das Hauptfest: die Kirchweih.

Nicht alljährlich wird dieses Fest in jedem Dorfe gefeiert, denn einmal sind die Kosten sehr bedeutend, und ist die Ernte nicht wohlgeraten, so haben die Bauern wenig Geld zu Lustbarkeiten übrig, dann aber gefällt es auch wohl der Obrigkeit oder dem Pfarrer, die immer vorher einzuholende Erlaubniss zu verweigern, weil die Gemeinde sich nicht nach Wunsch geführt hat.

Steht kein Hinderniss im Wege, so treten die „grossen Buben“ zusammen, zur Versteigerung des „Vortanz“, eine hohe Auszeichnung, denn der glückliche Erwerber derselben wird zum Leiter des ganzen Festes und er, wie sein erkorenes Mädchen, teilen sich in die gebührenden Ehren. Für dieses Recht werden zuweilen 40 bis 50 Gulden gezahlt.

Aber auch die jüngeren und jüngsten Buben nehmen an diesem Feste teil; eine jede Abteilung tanzt in ihrem eigenen Lokale, das, wie die Tanzmusik, nach unten zu immer bescheidener wird. Jeder Bursch wählt sein Mädchen, das nur nach eingeholter Erlaubniss der Eltern seine Zustimmung geben darf, und das nun den „Kirchweihhut“ ihres Erkorenen mit einer Krone aus künstlichen Blumen und mit einem schwarzen Atlasbande schmückt.

Das Fest beginnt am Sonnabend vor dem Festsonntage mit dem Einholen der „Kirchweih“, einer Flasche Wein, die am Schluss der letzten Kirchweih vor der Kirche vergraben wurde. Das geschieht nach dem Abendläuten; die ausgegrabene Flasche wird am festlich mit Blumen und Bändern geschmückten Kirchweihbaum, einer hohen Stange, neben anderen Gaben, einem Hut, einem Seidentuch u. dgl. befestigt, um am eigentlichen Festtage verlost zu werden.

Von allen Seiten kommen am Festmorgen die Gäste ins Dorf, vielleicht zeichnen auch ein paar „Herrenleut“ den und

jenen Bauern durch ihren Besuch aus und erfüllen den Be-
neideten mit freudigem Stolz. Nach einem feierlichen Hoch-
amt am Vormittag, einem zweiten Gottesdienst am Nach-
mittag beginnt der Tanz, die Verlosung, das Auskegeln von
Schafböcken u. a. m. Das dauert bis zum Abend des Diens-
tag, wo unter den Klängen eines Trauermarsches die Kirch-
weih abermals begraben wird. Bei diesen und anderen Festen
spielen die vielfach im Banat bestehenden Schützengesell-
schaften eine wichtige Rolle, wenn ihre Bewaffnung oft auch
nur aus einem alten Steinschlossgewehre und ihre ganze Uni-
form in einem Tschako besteht.

Der erste Mai ist das Fest der Maibäume. Mit Bändern
und Blumen geschmückt werden sie den Würdenträgern des
Dorfes: dem Pfarrer, dem Notar und dem Richter gesetzt;
ein jeder Bursch bringt einen solchen auch seinem Mädchen.
Dann wird das Vieh eingesegnet, am Abend zuvor aber an
jedem Stalle ein „Beschreikraut“ befestigt, um die in der
Walpurgisnacht zum Blocksberg ziehenden Hexen zu bannen.

Denn abergläubisch ist der banater Schwabe in hohem
Maasse. Dienstage sind Glückstage, darum finden an ihnen
die Hochzeiten statt, Freitage aber sind Unglückstage, an
denen man keine Arbeit beginnen, keine Reise unternehmen
muss u. a. Um Vollmond soll man Weizen bauen, da werden
die Körner voll und gross, aber im Zeichen der Jungfrau
dürfen nur Blumen gesäet werden, andere Saat bringt keine
Frucht. Kalbt die Kuh am ersten April, so stirbt das Junge;
lässt man die Kühe auf Georgi zur Herde, so nimmt die
Hexe ihnen die Milch; am Donnerstag gesetzte Bruthennen
bringen nur scheckige Küchlein aus.

Natürlich spielt der Aberglaube vom bösen Blick und
vom Beschreien eine grosse Rolle. Läuft ein Fieberkranker
vor Sonnenaufgang neunmal über drei Felder, so wird er ge-
sund. Gegen Erblinden hilft, wenn man die von der Weide
heimkehrenden Schweine durch ein Drahtsieb zählt; leiden

die Kinder an Krämpfen, so lege man ihnen einen ausgehobenen Fensterflügel auf den Leib. Bei Erkrankung des Viehs verfährt man' in ähnlicher Weise. Verrenkt sich ein solches den Fuss, so binde man ihm im Namen der Dreifaltigkeit ein Mehlsackband um mit Knöpfen vom Kleide einer jungen Witwe. Ein Pferdekopf am Hof- oder Gartenzaun aufgehängt, verhütet Krankheiten des Viehs.

Sehr sorgfältig achtet man bei Beginn eines Geschäfts, beim Antritt einer Reise auf alles, was geschieht. Läuft ein Hase über den Weg, so bedeutet's Unglück. Trifft man Zigeuner, so ist das aber ein gutes Zeichen. Der Hahn am Haus, ein Gast ins Haus. Floh auf der Hand, Brief aus'm Land. Sonntags Regen vor der Mess hat die ganze Woch gefress. Die schlimmste Begegnung ist die mit einem Popen; dann soll man dreimal ausspucken und dem Vorübergegangenen eine Hand voll Stroh nachwerfen.

Dass die „weisen Frauen“ hier oft angerufen werden und die wahrsagende Zigeunerin gute Geschäfte macht, darf uns nicht Wunder nehmen.

Trotzdem sind die Schulen gut und ihr Besuch ein regelmässiger. Kaiser Franz Josef, der 1872 das Banat bereiste, sah sich veranlasst, die hiesigen Deutschen wegen ihres trefflichen Schulwesens öffentlich zu beloben. Natürlich wird der Unterricht in deutscher Sprache erteilt, in den oberen Klassen — es giebt deren zuweilen vier in einer Schule — wird aber auch das magyarische gelehrt. Und besser besoldet als die hier angestellten Lehrer sind in Ungarn keine. An vielen Orten bestehen auch Fortbildungsschulen; an den grösseren Lesevereine oder Kasinos, wo stets mehrere Tagesblätter ausliegen, magyarische wie deutsche. Von den letzteren erscheinen zwar nur 19, während in den anderen drei Sprachen des Banats 28 publiziert werden, aber wieviel mehr die deutschen Blätter gelesen werden, als die übrigen, beweist der Umstand, dass 1881 im Temesvárer Postbezirk von deutschen

Zeitungen 580 734 Exemplare versandt wurden, von den übrigen insgesamt nur 461 748, von den 14 in magyarischer Sprache erscheinenden gar nur 69 228 Exemplare. Es kommen also durchschnittlich auf eine deutsche Zeitung 30 565, auf nichtdeutsche nur 16 491, auf eine magyarische 4944 Exemplare. Jeder grössere Ort besitzt sein deutsches Wochenblatt, so Werschetz, Lippa, Weisskirchen, Gross-Beckerek, Pancsova, Gross-Kikinda, Orawitza und Orsova; Lugos und Temesvár haben ihrer zwei, in der letztgenannten Stadt erscheinen aber ausserdem zwei deutsche Tagesblätter.

Von den vielen hervorragenden Männern, welche das Banat hervorgebracht hat, nennen wir nur den General Georg Klapka und den Dichter Nikolaus Lenau, zu dessen Ehren die banater Bauern eine Gedenktafel an dem Hause in Csatád, in welchem er geboren wurde, errichtet haben. Erinnern wir uns dabei eines anderen deutschen Dichters, der unter den stammverwandten Bewohnern der Bácska das Licht der Welt erblickte, des trefflichen Karl Beck!

Die siebenbürger Sachsen.

Siebenbürgen nennen die Deutschen, Erdely d. i. Waldland die Magyaren, Transsylvanien die romanischen Völker das grosse von Hochgebirgen eingefasste Plateau im südöstlichen Teile des gegewärtigen Königreichs Ungarn. Hohe Grenzgebirge umschliessen wallartig das Land und verleihen demselben den Charakter einer Festung. Nach aussen fallen sie meistens steil in die umgebenden Tiefländer ab, nach innen zu senden sie Ausläufer aus, zwischen denen bedeutende Flüsse in schmalen, zuweilen auch beckenartig erweiterten Thälern sich hinziehen. In der Mitte breitet sich ein überaus fruchtbares Hügelland aus, die Mezöseg, die Kornkammer Siebenbürgens. Es ist ein reiches, vielfach gesegnetes Land. Noch immer bedecken schöne Waldungen von Eichen, Buchen, Tannen die Höhen; Gold, Silber, Kupfer und noch manches

andere Metall werden seit Jahrhunderten gewonnen. Der Salzstock, welcher über diese Gegenden von der Walachei her bis nach Wieliczka und Bochnia hinzieht, streicht an mehr als dreissig Stellen zu Tage, und neben wogenden Getreidefeldern gedeiht an den sonnigen Berglehnen überall die Weinrebe. Wohl passen auf dies von der Natur so hoch begnadete Land die Worte des Dichters:

Siebenbürgen, Land des Segens,
Land der Fülle und der Kraft,
Mit dem Gürtel der Karpathen
Um das grüne Kleid der Saaten,
Land voll Gold und Rebensaft!

Aber zur Zeit, als die ersten deutschen Kolonisten, dem Rufe ungarischer Könige folgend, die Engthäler der Maros, Körös und Samos hinaufzogen, war es ein ödes, menschenleeres Gebiet. Deutschen Bürgern und deutschen Rittern gebührt die Ehre, zuerst europäische Kultur in die wilden, von spärlichen Hirtenstämmen durchzogenen und von räuberischen Horden heimgesuchten Wüsteneien hineingetragen zu haben.

Denn wiewohl eine hohe schützende Mauer sich gegen Osten und Süden erhebt, so wird dieselbe doch von manchem breiten Thore durchbrochen, durch welches beutelustige Kumanen und Petschenegen ihre Einfälle machen konnten.

Die ältesten deutschen Ansiedelungen zu Hermannstadt, Leschkirch und Gross-Schenk datieren aus der frühen Zeit Geisas II. Die Einwanderer werden Teutonen jenseits des Waldes, Flandrer und 1206 zum ersten Male Sachsen genannt und dieser letzte Name ist in der Folgezeit ausschliesslich in Gebrauch gekommen und bis heut geblieben.

Andreas II. verlieh dem deutschen Ritterorden das Burzenland, in welchem derselbe anfangs Holzburgen, später auch Steinburgen errichten durfte. Aber ein Versuch, die Herrschaft des Ungarkönigs abzuschütteln und, wie in Preussen, ein selbständiges Herzogtum zu gründen, führte zur Ver-

treibung des Ordens nach kurzer, erspriesslicher Thätigkeit. Seine Kolonien, darunter das wichtige Kronstadt, bestanden indessen fort und gediehen mit der von ihm zugeführten deutschen Einwohnerschaft ebenso vortrefflich, wie die im Norden Siebenbürgens, im Nösnergau oder Bistritzer Distrikt, angelegten Bergbau-Kolonien, vielleicht Abzweigungen aus dem grossen Montandistrikt der Zips.

König Andreas erkannte die Dienste der deutschen Ansiedler in diesem Teile seines Reiches in ehrendster Weise an, indem er ihnen 1224 seinen grossen goldenen Freiheitsbrief verlieh, worin er alle bei der Einwanderung zugestandenen Freiheiten: freies Grundeigentum und eigenes sächsisches Gewohnheitsrecht bestätigte. Der Hermannstädter Gau erhielt ein besonderes Siegel mit der bezeichnenden Umschrift: *ad retinendam coronam*, zur Erhaltung der Krone.

Aber auch über diese Gegenden wälzte sich der Mongolensturm zertrümmernd und verheerend, die Bewohner der schlechtgeschützten Ortschaften fielen in dem ungleichen Kampfe oder flohen in die dichten Wälder, die deutschen Niederlassungen lagen vernichtet darnieder. Erst nach dem Abzug der wilden Gäste sammelten sich die Deutschen wieder, frischer Ersatz kam von aussen und neue Städte, wie Klausenburg, konnten erstehen. Wie die siebenbürger Sachsen am Ende des 13. Jahrhunderts dastanden, schildert uns ihr Geschichtschreiber Teutsch.

In der kurzen Zeit von etwa anderthalb Jahrhunderten hatten die Sachsen in ihrer neuen Heimat an der Kumanengrenze das Land gerodet und die wilden Tiere vertrieben, die Sümpfe ausgetrocknet und zu Fruchtfeldern umgeschaffen, und Dörfer und Burgen gebaut, in denen freie Männer auf ihrem Erb und Eigen wohnten und den vordem unsicheren Besitz der Krone Ungarns schützten. Die Enkel jener ersten Einwanderer sassen auf dem Landtage neben Prälaten und Baronen und waren von den Königen als geachteter Stand

des Reiches berufen. Ihre Ansiedelungen hatten sich wesentlich erweitert. Sie zogen einem grossen Feldlager gleich von der Maros wohl vier Tagereisen weit und ungemischt bis zur Aluta und von diesem Fluss bis zur Kokel. Das war der geeinigte Hermannstädter Gau von Broos bis Draas. Weiter im Südosten hüteten die Burgenländer in starken Burgen mit männlicher Tapferkeit des Landes Pässe. Gegen Mitternacht war der Nösnergau ein Schirm der Grenze und ein Sitz gewerbthätigen Fleisses, namentlich dauerte in Rodna der deutsche Bergbau fort. Mitten im Lande erhob sich Klausenburg, ein Sitz friedlicher Künste und der Freiheit, rings umgeben von Knechten. Zwischen ihm und dem Hermannstädter Gau lagerten Vorposten gleich die zahlreichen sächsischen Gemeinden des Bogeschdorfer, des Bulkescher, des Székesser Kapitels, die mit Thorenburg und den Sachsen im Erzgebirge das Verbindungsglied bildeten. Von Klausenburg führten die sächsischen Gemeinden Kolozs, Deés und Szék zum Nösnergau, der mit seinen Ausstrahlungen im Schogner, Tekendorfer und Regner Kapitel bis zur Maros reichte.

Die Mongoleneinfälle hatten die Deutschen gewarnt, nicht mehr in offenen, ungeschützten Ortschaften unvorbereitet überrascht zu werden. Eine ganze Reihe von Burgen wurde nun angelegt und die Städte mit starken Befestigungen versehen. Als feste Plätze und Hochsitze echten deutschen Bürgertums in dieser Zeit nennen wir vor allen Hermannstadt und Kronstadt, ferner Klausenburg, Bistritz, Mühlbach, Mediasch, Schässburg, die Repser Burg und die Stolzenburg und im Burzenlande die Marienburg, Rosenau und die Heldenburg. Der Rotheturm und die Tryburg hüteten die Landesgrenze. Die Dörfer hatten ihre „Kirchenburgen“ mit massiven, auf klafferdicken Rundbogen ruhenden Türmen. Jahrhunderte durch mussten die Deutschen stets gerüstet auf der Wacht stehen gegen innere wie gegen äussere Feinde. Und sie hatten dies während der verheerenden Einfälle der Türken

und der vielfach wechselnden, bald an ungarische Könige und deutsche Kaiser, bald an magyarische Wojwoden fallenden Herrschaft sehr oft nötig. Leider war ihr Widerstand gegen Usurpation nur selten von Erfolg und so sahen sie sich aller Willkür und Bedrückung der siegreichen Klasse ausgesetzt.

Und doch hat immer und durch alle Zeiten eine opferfreudige Loyalität die siebenbürger Sachsen ausgezeichnet. Rühmt doch König Ludwig I., in dessen Regierung die Blütezeit der Sachsen fällt, von ihnen, „sie seien diejenigen Bürger seines Reiches, auf deren Kraft die Sicherheit jener Grenze wie auf festen Säulen ruhe und deren unwandelbare Treue die Erfahrung fortwährend rühmlich bewähre“. Ladislaus V. verleiht ihnen „ihrer grossen Verdienste und ausgezeichneten Treue wegen“ das in jener Zeit nur den höchsten Würdenträgern zukommende Recht, ihre Urkunden, Briefe etc. mit rotem Wachs zu siegeln. König Mathias nennt die Sachsen 1468 „der ungarischen Könige einziges und vorzügliches Volk“, welches das Reich „mit Dörfern und Städten geziert und vergrössert“ habe und dessen Tapferkeit „des Landes Kraft, Stütze und Vormauer an der fernen Grenze sei“. Und als Ferdinand I. das Land dem Gegenkönige Zápolya überlassen musste, da stellte er seinen ehemaligen Unterthanen das ehrende Zeugnis aus: „Da die Reinheit Eurer Treue gegen uns der Art ist, dass wir Euch mit besonderer Neigung zugethan sind, wird Euer Ruhm und Eurer Thaten Gedächtniss mit Recht bei uns fort und fort würdig gefeiert und vor anderen erhoben werden.“

Bis zum Jahre 1475 waren die Sachsen wohl kirchlich, nicht aber politisch geeinigt. Nun aber verbündet sich die ganze Nation zu einer „Universität der Sachsen“, einer Versammlung von Abgeordneten der sieben und zwei Stühle, welche jährlich in Hermannstadt zusammentritt. Leider blieben aber die altsächsische Stadt Klausenburg, Sächsisch-Regen sowie zahlreiche sächsische Gemeinden auf dem Komitats-

boden von dieser politischen Vereinigung ausgeschlossen. Die Folge davon ist das gänzliche Absterben des Deutschtums in diesen Orten gewesen. Mit dem Verluste des nationalen Charakters war dann auch eine Einbusse der alten Freiheiten und ein allmähliches Herabsinken auf eine niedere Kulturstufe verbunden.

Die sächsische Nationsuniversität bildete bis auf die neueste Zeit die Vertretung des ganzen Sachsenlandes nach aussen hin, sie verfügte über das Nationalvermögen und übte die Gerichtsbarkeit in gewissen Sachen. Im inneren Verkehr bediente sie sich der deutschen Sprache, im äusseren neben dieser auch der lateinischen. Diese „Universität“ setzte sich aus den Vertretern der elf sächsischen Gerichtsbarkeiten zusammen; ihr Vorsitzender war der Sachsengraf. Versammlungen desselben fanden in der Regel zweimal im Jahre statt.

In den Stühlen und Distrikten wählten die einzelnen Gemeinden Abgeordnete zur Kreisversammlung, welche die Landtagsabgeordneten und die Senatoren, letztere auf Lebenszeit, ernannten. Aus den Senatoren gingen dann Oberrichter oder Königsrichter, die Stuhl- und Distriktsrichter, die Stadthannen und Polizeidirektoren und in den Städten die Oratoren, die Vorsteher der Kommunen hervor.

Zu der höchsten geistlichen Instanz, dem „evangelischen Oberkonsistorium“, gehörten alle evangelischen Staatsbeamten vom Rat aufwärts, die Vertreter der sächsischen Stühle und die Superintendenten und Generaldechanten. Die Pfarrer wurden von den Gemeinden gewählt und erhielten den Zehenten. Diese Verfassung und Verwaltung dauerte im wesentlichen bis zum Jahre 1848.

Doch konnte ein solches engeres Zusammenschliessen die Sachsen schon früh vor herben Verlusten an die beiden anderen Nationen nicht bewahren. Die im Landtage 1790 und 1791 beschlossene Ersetzung des Kuriatvotums durch Abstimmung nach Kopffzahl, dann die Aufhebung des ausschliess-

lichen Besitz- und Bürgerrechtes der Sachsen auf dem Königsboden waren verhängnisvolle Beschränkungen der alten sächsischen Privilegien. Und schon damals tauchte die vom Programm der ungarisch-nationalen Frage nie wieder verschwundene Frage über die Union Siebenbürgens auf. Im Jahre 1848 wurde diese Union im Prinzip als notwendig ausgesprochen, aber erst 1867 wurde dieselbe durchgeführt und endlich 1876 der alte Königsboden zertrümmert und unter verschiedene Komitate verteilt.

Freilich standen die sächsischen Enklaven in sehr losem Zusammenhange mit einander; die drei Sprachinseln: die Hermannstädter Provinz, das Kronstädter Gebiet oder Burzenland und der Nösnergau im Norden waren nicht allein von einander getrennt durch dazwischenliegende, nichtsächsische Landespartikeln, die einzelnen Gruppen waren auch wiederum von solchen durchsetzt und zerstückelt. Solcher Bruchstücke gab es elf: den Hermannstädter Stuhl, den Kronstädter und den Bistritzer Distrikt, die Stühle von Mediasch, Grossschenk, Schässburg, Reps, Broos, Mühlbach, Leschkirch und Reussmarkt, von sehr verschiedener Ausdehnung, denn der Hermannstädter Stuhl maass 33 Quadratmeilen, der Reussmarkter nur vier. Von den 952 Quadratmeilen, dem gesamten Areal des siebenbürgischen Landes, umfasste das Land der Sachsen nur 157 Quadratmeilen.

Dabei hatte sich im Laufe der Zeit, namentlich infolge des bei den Sachsen bis zur Neuzeit üblichen Zweikindersystems das numerische Verhältniss zwischen ihnen und den anderen Nationen vollständig verschoben. Ein schlagendes Beispiel dafür liefert das Burzenland. Dort hatten die sächsischen Ortschaften 1787 etwa 22 000 Bewohner, die rumänischen nur 21 000, aber 1839 zählten die letzteren bereits 37 000 Seelen, während die Sachsen es nur auf 26 000 gebracht hatten. Allerdings waren auch viele Rumänen aus dem Nachbarlande zugewandert. Auch hatten die zahlreichen

Türkenkriege die siebenbürgische Bevölkerung arg gelichtet. „Da stiegen“, sagt Teutsch, „die Walachen aus den Gebirgen herab und liessen sich in die verödeten Thäler und Dörfer nieder, und die Sachsen gestatteten es ihnen an manchen Orten, weil der Deutsche ein fühlendes Herz hat und dadurch auch der Steuerdruck erleichtert wurde.“ So gelangten an 30 gänzlich oder beinahe ausgestorbene sächsische Ortschaften in die Hände zugewanderter Rumänen.

Auch in den Städten verlor und verliert noch heut das deutsche Element mehr und mehr Boden an Rumänen und Magyaren. Die ursprünglich deutschen Klausenburg, Thorenburg, Strassburg, Deés u. a. haben ein magyarisches Gepräge angenommen, in Hermannstadt sind von 1870—1880 die Deutschen nur um 136, die Rumänen aber um 285, die Magyaren um 237, die Juden um 142 gewachsen. Fast noch schlimmer steht es in anderen Städten; in Mühlbach sind die Deutschen von den Rumänen ganz aus der Stadtverwaltung verdrängt worden.

Die Notwendigkeit, das deutsche Element, sollte es nicht „erwürgt“ werden, von aussen her zu verstärken, sah man in Siebenbürgen früh genug ein. Schon 1734 sandte die österreichische Regierung, durch die glücklichen Resultate im Banat ermutigt, die sogenannten Landler hieher, später folgten Baden-Durlacher. Die Zuwanderung grösserer und kleinerer Gesellschaften währte bis 1777 zur hohen Befriedigung aller Beteiligten.

Im Anfang der vierziger Jahre war die Auswanderungslust in Deutschland wiederum erwacht; namentlich in Süddeutschland, speziell in Württemberg, zeigte sich das Landvolk geneigt, sein Glück in der Fremde zu suchen. Dies gab dem siebenbürgisch-sächsischen Landwirtschaftsverein Veranlassung, unter Zustimmung der Nationsuniversität den Pfarrer Roth 1845 nach Deutschland zu entsenden, um eine grössere Anzahl von Auswanderern nach Siebenbürgen zu ziehen.

Diese Bemühungen sollten für Roth in der Folge verhängnisvoll werden. Zwar gelang es ihm 1846 mit ca. 60 Familien zurückzukehren, eine nachfolgende Abteilung wurde indes schon in Wien angehalten und dann zwar nach Ungarn zugelassen, die wenigsten kamen aber nach Siebenbürgen. Und diese verunglückte „Schwaben-Einwanderung“, sagt Schwicker, „trug bei zur Schaffung jenes ungerechten kriegsrätlichen Urteils, infolge dessen der durchwegs ehrenhafte Mann am 11. Mai 1849 in Klausenburg erschossen wurde“.

Wie namentlich seit der erlangten Autonomie die mit dem ungarischen Landtage von 1791 beginnende, berechtigte Fürsorge der Magyaren für die eigene Nationalität in eine systematische Verfolgung der anderen Nationalitäten umschlug und wie von dieser Bewegung auch Siebenbürgen nicht verschont blieb, haben wir bei unserer allgemeinen Darstellung der Geschichte des Deutschtums in Ungarn auszuführen versucht.

Aber dieser Kampf um die Erhaltung alter verbrieftter Rechte und die eigene deutsche Nationalität hatte auch die heilsame Wirkung, das sächsische Volk aus seiner geistigen Erstarrung aufzurütteln und ihm die Notwendigkeit zu zeigen, aus seiner einseitigen Isoliertheit herauszutreten. „Fabriken, blühende Sparkassen werden gegründet“, sagt E. von Friedenfels, „der Gewerbefleiß steigt, das Bürgertum und der Landmann beginnt sich lebhafter am Gemeinwohl zu beteiligen. In Landwirtschaft, Gewerbe und Handel, im Schützen-tum und Musik weckt das Vereinswesen tausend schlummernde Kräfte. Es treten die wissenschaftlichen Forscher aus ihrer Zurückgezogenheit hervor. Die Litteratur des Sachsenvolkes in Druckwerken wissenschaftlichen Inhaltes wie in Zeitungen und in den Publikationen des „Vereines für siebenbürgische Landeskunde“ zeigt erhöhte Regsamkeit und Fruchtbarkeit. In Gemeinde und Kirche, im Landtagssaal wie in der Öffentlichkeit erstehen wackere Kämpen für Freiheit, Recht und

Volkstum und freudig erstaunt sieht der Volksfreund, dass die Nation aus langer Versumpfung Männer gerettet, geborgen habe, nicht genug noch für jedes Bedürfniss, aber hinreichend, mindestens diese Kämpfe ehrlich und fest auszufechten.“

In solcher Weise konnte das Deutschtum erstarken, um den ungleichen Kampf aufzunehmen und ohne Schädigung fortzuführen. Noch hatten die Deutschen ja ihre Kirchenverfassung, ihre Schulen, ihr sächsisches Nationalvermögen, und so lange ihnen diese drei blieben, brauchten sie nichts zu befürchten. Aber schon hat man ohne alles Recht über das letztere verfügt und die für das Wohl der deutschen Sachsen gestifteten Fonds zu fremden, wenn nicht zu deutschfeindlichen Zwecken verwandt. Und auf die deutsche Schule, als den Hort deutscher Sprache und deutschen Wesens für das heranwachsende Geschlecht hat man unaufhörliche Angriffe gemacht, hier wie überall sonst in Ungarn. Glücklicherweise auf dem Sachsenboden mit wenig Erfolg. Denn noch ist der sächsische Bauer auf siebenbürgischem Boden urdeutsch, wie seine Vorfahren es in der alten Heimat waren.

Man braucht gar nicht nach der Nationalität der Bewohner zu fragen, wenn man in eine Dorfschaft eintritt. Die ganze Anlage des Ortes, der Bau und die Instandhaltung der Häuser, die Strassen selber sagen es nur zu deutlich. Aus einem Wäldchen von Obstbäumen ragen schon von fern erkennbar die Spitze des befestigten Turmes, eine Erinnerung an die alte Schreckenszeit, und die roten Ziegeldächer der Häuser und Scheunen heraus, denn der Sachse beginnt mehr und mehr, das unsichere Stroh durch das feuerfeste Material zu ersetzen. Die Häuser wenden sich mit der schmalen Giebelseite nach der Strasse, von welcher sie hinter niedrigem Zaune ein kleiner Blumengarten trennt. Ein paar Stufen führen durch die Strassenthüre in die Laube vor der Längsseite des Hauses, ein beliebter Aufenthalt bei schönem wie

bei regnerischem Wetter in den Mussestunden. Von der Laube, hier Lif genannt, kommt man zuerst ins Vorhaus, von dem rechts und links Thüren zu den Wohnzimmern führen. Das nach der Strasse zu gelegene ist das grössere, schönere. Hier stehen die hoch aufgetürmten Betten an den Seiten, lange, buntbemalte Truhen für Wäsche und Kleidung, in der Ecke ein Tisch, ein Schubladkasten, an den Wänden Bilder Luthers und Melanchthons und unter der Zimmerdecke an ringsherumlaufenden Rahmen zinnerne und irdene Teller, darunter allerlei Krüge, die nur bei festlichen Gelegenheiten herunterkommen. Nicht den geringsten Raum nimmt der mächtige Ofen ein mit vorgestelltem Blechofen, dem Kalefök; in der Ecke schwingt eine schwarzwälder Uhr vernehmlich ihr gewichtiges Pendel und auf dem Fensterbrett oder im Almera, dem Wandschrank, steht die bescheidene Bibliothek des Bauern: Bibel, Gesangbuch, Kalender, ein paar abgegriffene Schulbücher.

Auch an seiner eigentümlichen Tracht hält der sächsische Bauer noch immer fest. Jacke und Beinkleid sind aus dickem weissen Tuch, denn weiss ist seine Lieblingsfarbe. Ein breiter lederner Gürtel umgiebt den Leib und starke Stiefel reichen bis ans Knie. Ein schwarzer Filzhut mit breiter Krämpe bedeckt das Haupt, von welchem das Haar als Abzeichen des freien Mannes bis in den Nacken hinter fällt.

Gehen die Frauen Sonntags zur Kirche, so ist ihr Staat besonders gross. Unter dem merkwürdig geformten schwarzen Samthut quellen die blonden Haare der Mädchen hervor und fallen in langen, mit roten, grünen und blauen Bändern über und über verzierten Zöpfen den Rücken hinab; die Frauen aber verhüllen den Kopf mit einem weissen Tuche. Den Oberkörper deckt eine kurze Jacke aus Schaffell, vorn mit reicher Stickerei in rot und blau, den faltigen, blauwollenen Rock mit der grossen weissen Musselinschürze hält ein breiter

Gürtel zusammen von Bronze oder vergoldetem Silber, ringsum verziert mit Knöpfen, an welchen Türkise, Amethysten, Granaten und Perlen glänzen. Als besonderes Abzeichen ihres Standes tragen die verheirateten Frauen den tausendfach gefalteten Tuchmantel, welcher nur von Schulter zu Schulter reichend, gerade den Rücken hinunterfällt.

Die jungen Burschen wie die jungen Mädchen gehören von der Konfirmation bis zur Ehe ihren Verbänden an: der Bruderschaft und der Schwesterschaft. Diese haben eine jede ihre Beamten, ihre Gesetze und ihre Strafen und tragen nicht wenig dazu bei, Ordnung und Sitte unter der jüngeren Generation aufrecht zu erhalten. Das Haupt der Bruderschaft ist der Altknecht, der Redner des Bundes heisst der Wortknecht, dann folgen die Amtsknechte, die Irtenknechte, der Schaffner, welche alle ihre bestimmten Funktionen zur Förderung der Sittlichkeit und Geselligkeit zuerteilt erhalten.

Mit der Heirat scheiden Braut und Bräutigam aus ihren Verbänden und treten in eine der vier Nachbarschaften ein, in welche ein jedes Dorf gewöhnlich geteilt ist. Gestiftet zu gegenseitiger Hilfsleistung, wurden sie mit herübergebracht aus dem alten deutschen Vaterlande. Von ihrem erwählten Nachbarvater geführt, ziehen diese Nachbarschaften aus zu gemeinsamen Dorfarbeiten, leisten bei Bauten einem der Ihrigen den nötigen Beistand, vor diesem Nachbarvater erscheinen sie einmal im Jahre zum „Sittag“ oder „Richttag“, vor der Abendmahlsfeier zum Versöhnabend. Jede Nachbarschaft begräbt ihre Toten.

Heiraten auf dem Sachsenboden werden nicht immer aus Liebe geschlossen. Nicht selten wird das Mädchen zu verhasster Ehe mit einem wohlhabenden Werber gezwungen und Unfriede und Ehescheidung sind leider keine Seltenheiten. Allerdings bezichtigt man die Sächsinen von jeher der Unfriedfertigkeit und Zanksucht und eine auf diese Eigenschaften bezügliche Anekdote hat sich aus der Zeit, als die Sachsen

noch die ersten Vorposten gegen die Raubzüge der Tataren bildeten, bis auf den heutigen Tag im Volksmund erhalten.

Bei einem Überfall der Räuber verspätete sich, so wird erzählt, eine Sächsin und wurde von einem der wilden Kerle erfaßt und als gute Beute abgeführt. Ihr Gatte, der in guter Sicherheit von der Burgmauer dem Missgeschick seiner Ehehälfte zusah, fühlte ein menschliches Rühren, nicht für sie, sondern für den geprellten Feind, und der Seufzer „Armer Tatar!“ entrang sich seiner Brust.

Allein es wäre unrecht zu behaupten, dass eheliche Verbindung ohne gegenseitige Zuneigung allgemeine Regel sei. Im Winter, wenn in den Spinnstuben manch altes deutsches Märchen, vielleicht ein wenig durch die fremde Umgebung gefärbt, in dem dichtgedrängten Kreise erzählt wird, im Sommer, wenn Burschen und Mädchen mit weithin schallenden Liedern vom Felde heimkehren, wird manches Verhältniss angeknüpft. Will das Mädchen dem werbenden Burschen seine Zuneigung zeigen, so schmückt sie ihm Sonntags den Hut mit mächtigen Sträussen von künstlichen und natürlichen Blumen und er schenkt ihr dagegen einen zierlich gearbeiteten Heurechen. Mit einem nahen Verwandten begiebt sich nun der Bursch in das Haus der Eltern seiner Erkorenen, und ist das „Heischen“ von glücklichem Erfolg gewesen, so findet am Abend das „Brautvertrinken“ durch einen „Wisswein“ statt.

Vor der festgesetzten Hochzeitsfeier bemüht sich das ganze Dorf, irgend etwas an Lebensmitteln für das Mahl zu senden, denn eine rechtschaffene Bauernhochzeit dauert mindestens acht Tage und die Zahl der Gäste ist gross. Der erste Hochzeitstag wird im Hause des Bräutigams gefeiert. Von der Kirche zurückgekehrt, nimmt das neuvermählte Paar hinter einem Tische Aufstellung und nun findet das „Gaben“, die Brautbescherung, statt. Der Vater des Bräutigams bringt

eine Pflugschar, die Mutter ein Kopfkissen, besteckt mit silbernen Kopfnadeln und geputzt mit langen schwarzen Schleifen, Sinnbilder der Freudén und der Leiden des Ehestandes, die Mutter der Braut schenkt ein gleiches Kissen und der Vater einen mächtigen kupfernen Kessel. Andere Freunde und Verwandte überreichen eine Eisenschiene für den Wirtschaftswagen, Tücher und allerlei teils nützliche, teils angenehme Gaben. Bei dem nun folgenden Mahle, das mit Unterbrechungen bis zum frühen Morgen dauert, bildet das Sauerkraut das Hauptgericht. Keineswegs aber vergisst die Gesellschaft beim Schmausen, Trinken und Tanzen die immer nötige Arbeit. Zu Zeiten löst sie sich auf, um nach dem Vieh u. a. zu sehen, und kehrt dann wieder zu erneutem Genuss zurück. Der zweite Tag heisst der „Jungfrauentag“, an ihm besucht die junge Frau zum ersten Male als solche die Kirche, sie wird „eingeleitet“. Draussen vor der Kirchenthür erwartet aber eine Gesellschaft Vermummter das junge Paar und sucht die junge Frau zu stehlen. Kann der Mann sie nicht verteidigen oder zurückerobern — es giebt dabei manchmal recht herz hafte Püffe —, so muss er sie durch Versprechungen zurückkaufen. In solcher Kurzweil verläuft dieser Tag, an welchem das Mahl im Hause der Braut eingenommen wird, ebenso die übrigen, bis alles sich wieder in den gewohnten ruhigen Lauf harter Arbeit und einfachen Lebens zurückfindet.

Die sächsischen Bauern sprechen immer in ihrem eigentümlichen Dialekte, der sich dem niederrheinischen Deutsch nähert. Die älteren verstehen das Hochdeutsch oft auch nur schwer, daher selbst die Predigten an vielen Orten in der Dialektsprache gehalten werden. Die jüngere Generation freilich kennt die deutsche Schriftsprache schon besser. Unter einander weichen die Sprachen der verschiedenen Gaue aber wiederum so weit von einander ab, dass zwischen „Altland“, „Burzenland“ und „Nösnergau“ eine Verständigung nicht

ganz leicht fällt. Nach Schwicker „Die Deutschen in Siebenbürgen“ geben wir folgende Probe eines Wiegenliedes:

Wol flägen de Wulken,
 Wol sausst der Wäjint,
 Wol staewen de Floken
 Aemeraenk.
 Schlof nor, schlof nor,
 Me guldig Käjjint!

Die sächsischen Dörfer machen zusammen 253 selbständige Pfarrgemeinden aus, sie bilden daher einen sehr bedeutenden Teil der gesamten deutschen Bevölkerung Siebenbürgens, um so mehr als viele derselben eine sehr starke Einwohnerschaft haben, nicht selten zwischen 3000 und 8000, sie gleichen darin also mehr kleinen Städten. Dennoch scheiden sie sich von den sächsischen Städten sehr streng, nicht nur ihrem Äusseren nach, auch nach der Zusammensetzung und dem Charakter ihrer Bewohner. Während die sächsischen Dörfer eine reindeutsche oder doch fast reindeutsche Bevölkerung haben, ist die der Städte sehr gemischt, in vielen ist heut das fremde Element weit überwiegend, wiewohl sie ursprünglich deutsche Gründungen gewesen sind. Über die Bevölkerung der Städte Siebenbürgens geben wir nach neuesten Erhebungen folgende Daten:

Städte	Civilbewohner	davon Deutsche
Hermannstadt	19 285	12 010
Kronstadt	29 716	9998
Schässburg	8789	5235
Bistritz	8030	5085
Mediasch	6499	3410
Mühlbach	6140	2000.

Aber wenn auch in einigen von diesen Städten heut die Deutschen noch die Majorität bilden, so muss wiederholt werden, dass sich das numerische Verhältniss und damit auch die politische Bedeutung der Sachsen gegenüber Magyaren

Jung: Deutsche Kolonien.

und Rumänen fortwährend ungünstiger gestaltet. Daher ist es um so mehr zu bedauern, dass schon seit langer Zeit Entfremdung zwischen Stadtvolk und Bauern Platz gegriffen hat, während doch ein Zusammenstehen gegen die gemeinsame von aussen her drohende Gefahr dringend geboten wäre.

Nicht, dass die siebenbürger Deutschen ihr Deutschtum in den Städten aufgäben! Keineswegs! Sie besitzen zur Wahrung desselben vortreffliche Mittel. Ihre Städte erfreuen sich meist eines wohlgeordneten Gemeindevermögens und einige derselben eines recht bedeutenden. So hat Kronstadt aus Wäldern, Weiden, Gütern, Mühlen u. a. m. ein städtisches Einkommen von 244 799 Gulden, Hermannstadt ein solches von 72 055, Schässburg von 47 613 Gulden. Und alle diese Städte verwenden einen erheblichen Teil dieser zu Gebote stehenden Mittel für Bildungszwecke im deutschen Sinne.

Achtklassige Obergymnasien haben die Sachsen zu Hermannstadt, Kronstadt, Schässburg, Bistritz und Mediasch, vierklassige Untergymnasien in Sächsisch-Regen und Mühlbach. Der jährliche Kostenaufwand für diese Anstalten beläuft sich auf 88 000 Gulden. Realschulen bestehen in Hermannstadt, Kronstadt, Schässburg, Bistritz und Sächsisch-Regen. An Volks-, Bürger-, Gewerbe-, Lehrlings- und Handelsschulen ist nirgends Mangel. Und die an diesen Schulen angestellten Lehrer haben sämtlich einen ordentlichen deutschen Bildungsgang durchgemacht, die Professoren haben an deutschen Universitäten studiert und aus ihnen gehen wiederum die Pfarrer hervor, sodass Geistesbildung allseitig gepflegt wird.

Die Erhaltung und Vervollkommnung dieser deutschen Bildung macht sich auch die deutsche Presse zur Pflicht, sie ist Hauptaufgabe des 1842 gegründeten Vereins für siebenbürgische Landeskunde, sie wird gestützt durch die seit langer Zeit in den sächsischen Städten bestehenden Bibliotheken. Von diesen zählt Hermannstadt allein vier; eine mit 30 000, eine andere mit 12 000, zwei weitere mit je 10 000

Bänden, wertvollen Handschriften und Inkunabeln. Die Gymnasialbibliotheken zu Kronstadt, Schässbürg, Bistritz und Mediasch zählen je 10 000 bis 12 000 Bände. Kleinere Büchersammlungen haben Mühlbach und Sächsisch-Regen, ferner Reps, Schenk, Schelk, Heltau, Agnetheln u. a.

Der Verein für siebenbürgische Landeskunde hat eine ausserordentliche Thätigkeit entfaltet. Ausser seinem, jetzt 20 Bände umfassenden Vereinsarchiv und einem Korrespondenzblatt hat derselbe die Herausgabe einer langen Reihe von Werken veranlasst und unterstützt, welche für die Geschichte wie die Kenntniss der natürlichen Verhältnisse des Landes die wertvollsten Beiträge geliefert haben.

Von Zeitungen besitzt Hermannstadt zwei täglich erscheinende, Kronstadt eine solche, in Schässburg und Bistritz werden Wochenblätter herausgegeben. Mit Theologie und Pädagogik beschäftigen sich zwei Publikationen.

Die Zahl der siebenbürgischen Sachsen wurde 1870 auf 224 289 Seelen berechnet, die Volkszählung vom 31. Dec. 1880 ergab nur 201 713 Deutsche, wobei allerdings die des Sprechens noch nicht kundigen Kinder unberücksichtigt geblieben sind. Eine Abnahme ist trotzdem aber wohl sicher anzunehmen. Sie muss auf den von uns schon gerügten Missstand zurückgeführt werden.

Die Deutschen im Gebiet der Slowaken.

Es ist dies ein weitausgedehntes Gebiet, das sich ohne erhebliche Unterbrechung über das nördliche Ungarn erstreckt zwischen den Karpaten im Norden und einer Linie im Süden, die von Pressburg bis Unghvar zu ziehen ist. In dieser von Deutschen schon früh besetzten Gegend stand das deutsche Volkstum vordem in hoher Blüte, heute aber bietet das nordwestliche und nördliche Ungarn nur noch eine Trümmerstätte; aus der vorwiegend slowakischen Masse ragen nur noch ein-

zelne deutsche Orte und Spachinseln als Reste der einst hier vorherrschenden Deutschen empor.

Und doch befinden sich, abgesehen vom westlichen Ungarn, gerade hier die ältesten, grösseren deutschen Niederlassungen. Aber das Unheil, welches im 16. und 17. Jahrhundert über unsere Stammesgenossen hereinbrach, zerstörte und zerbröckelte die kompakten Ansiedelungen und degradierte sie von ihrer hohen Stellung zu der prekären Existenz, welche sie heute, wer weiss wie lange noch, fristen. Die deutsche Sprache wird hier mehr und mehr ausgelöscht. „In Gerlsdorf“, sagt Edwart Kattner, „sprach man im vorigen Jahrhundert noch deutsch, jetzt kein Wort mehr; in Käsmark gab es vor 70 Jahren kaum ein paar Dutzend slowakische Dienstboten, jetzt ist eine slowakische Gemeinde da; in der Zips sprach vor einem Menschenalter höchstens hier und da jemand slowakisch, jetzt spricht es fast jedermann.“

Wir können zwei Gruppen unterscheiden: eine westliche, welche die Bergstädte Schemnitz, Kremnitz, Neusohl u. a. sowie die Häudörfer umfasst, und eine östliche mit den Sachsen in der Zips. Das ganze Gebiet ist durchaus mit Bergzügen erfüllt, zwischen denen zahlreiche Flüsse und Flüsschen zur Donau, zur Theiss und zur Weichsel hineilen. Fruchtbare Thäler unterbrechen die bewaldeten Höhen und auf hier und dort auftretendem vulkanischen Gestein gedeiht köstlicher Wein. Das ungarische Erzgebirge — die zwischen den bogenförmigen Thälern des Hernad und der Waag eingeschlossene Gebirgsmasse — führt seinen Namen nicht ohne Grund. Das Granthal und seine Nebenthäler sind der Hauptsitz der bergmännischen Thätigkeit und der Eisenindustrie im Erzgebirge. Ein zweiter Minendistrikt ist weiter östlich nach dem Hernadthale zu.

Und gerade dieses Reichtums an Metallen wegen kamen Deutsche zuerst in diese Gegenden. Bergbau war ja hier schon in der Römerzeit von den germanischen Quaden be-

trieben worden, aber die grosse Völkerbewegung machte dem und anderem ein Ende, der Bergbau geriet in Verfall, ja fast in Vergessenheit. Erst in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts erblühte er von neuem, seitdem ungarische Könige bergbaukundige Sachsen d. i. Thüringer und Schlesier hierher beriefen.

So entstand eine Reihe von Bergbaukolonien, zuerst Schemnitz und in dessen Nähe Gerod, Karlik, Syglesperk, Dilln, Sekken und Kulpach, lauter Orte, die heut ihre Namen zumeist magyarisiert haben und von nichtdeutschen Nationen bewohnt werden. In gleicher Weise entstanden um Neusohl, das sich zu einer strengdeutschen Gemeinde gestaltete, in welcher kein Adliger wohnen durfte, zahlreiche deutsche, jetzt aber und schon seit geraumer Zeit durchaus slowakische Ortschaften, solche wie Sachsenstein, Kostführersdorf, Ulmannsdorf, Schalksdorf, Sailersdorf, Deutschendorf, Rudolfsdorf u. a. und auch die Bergnamen Herrengrund, Altgebirg, Sandberg u. a. m. erinnern an den ehemals deutschen Charakter dieser Landschaft.

Den ersten Platz unter den deutschen Bergstädten Niederrungarns behauptete sehr bald die Stadt Kremnitz durch den Reichtum ihrer Bergwerke und als Sitz der königlichen Kammergrafen.

Der Reichtum dieser Bergstädte lockte aber sehr bald die Habsucht der Adligen, deren Schlösser eigentlich zum Schutz für die Bürger erbaut worden waren, nur der Einfluss der mächtigen Familien Thurzó und Fugger, beide bedeutende Bergwerkbesitzer in Neusohl, bewahrte sie vor grösseren Übergriffen. Die nachmaligen inneren Kämpfe, die Türkenkriege, endlich die Gegenreformation brachten die Bergstädte gänzlich um ihre alte Blüte. Sie verarmten, Slowaken und Ungarn zogen ein, der Adel bemächtigte sich eines Teiles der Bergwerke und so ging denn trotz der Bemühungen Maria Theresias und der 1763 erfolgten Errichtung einer

Bergschule der Wohlstand der Bergstädte immer mehr herunter und damit die Zahl und das Ansehen der Deutschen.

Nach einer Zählung von 1867 hatte Schemnitz unter 13 203 Einwohnern nur 2667 Deutsche, Kremnitz im ganzen Bezirk (16 621 Einwohner) nur 6829 Deutsche, Neusohl gar nur 833 Deutsche. In Pukang, Königsberg, Liebethen und Briesen gab es schon damals keine deutschen Einwohner mehr.

Um Kremnitz in den oberen Teilen der Komitate Bars und Neutra, ferner im nördlichsten Teile des Komitats Neutra und endlich im Komitat Thuróc, ausser diesen drei Gruppen auch noch in einigen kleineren Inseln wohnen mitten unter Slowaken die spärlichen Reste einer ehemals dichten und weitverbreiteten Bevölkerung. Der Marktflecken Krickelhäu bei Kremnitz hat diesen Deutschen den Namen gegeben. Ein nicht unansehnlicher Ort seiner Bevölkerungsziffer nach — er wird auch wohl Stadt genannt — und doch besteht er nur aus einzelstehenden niedrigen Blockhäusern, die endlos im Walde zerstreut liegen. Ähnlich sind die übrigen „Häudörfer“. So wurden sie genannt, weil man die meisten auf „Häuen“ d. h. Aushauen im Walde anlegte. Es sind traurige Orte, in denen ein verwahtes Völkchen ein kümmerliches Dasein fristet. Der Boden ist steinig und die Erde muss mühsam aus den tieferen Gegenden hinaufgetragen werden. Dann kommen Platzregen und schwemmen Erde und Ernte hinweg und die Arbeit beginnt von neuem. Die Männer können dabei wenig zur Bestellung des Feldes thun, sie gehen als Hausierer ins Ausland. „Unsere Weiber sind unsere Rösslein“, sagen die Häudörfer, „sie müssen den Pflug ziehen.“

In diesem harten Kampfe um die blosse Existenz ist das Deutschtum fast überall untergegangen, das Volk tief gesunken, und macht jetzt, wie Schröder sagt, „den Eindruck

eines auf der Kindheitsstufe zurückgebliebenen Stammes wie etwa die Wilden auf den Freundschaftsinseln“.

Eine eigentümliche Erscheinung sind die Bewohner der kleinen Sprachinsel Münichwies. In ihrer sonderbaren Kleidung von braunem Kotzentuch gleichen sie eher Samojuden als Deutschen. Dabei besteht nach Schröer in den Beziehungen zwischen den Geschlechtern eine ganz unerhörte Naivetät unter den Weibern, die eben nur aus der gänzlichen Verwahrlosung der Volkserziehung zu erklären ist. Und dennoch hat dieses Völklein der Häudörfer in seiner ethnographischen Vereinzelung einen köstlichen Schatz von Sagen, Märchen und Liedern in seiner Muttersprache aufbewahrt und im Laufe von fünf bis sieben Jahrhunderten auch gemehrt oder doch umgestaltet.

Was von deutschen Ansiedelungen im nordwestlichen Ungarn ehemals bestand, ist längst untergegangen. Das Deutschtum der Orte Skalitz, Prividgye, Rosenberg und Karpfen gehört heut nur noch der Vergangenheit an. Und doch galt das Karpfener Stadtrecht einst als Muster für sämtliche Städte im westlichen Oberungarn. Noch erinnern auch die Namen einzelner Weinberge an die einstige deutsche Bevölkerung.

Im nördlichsten Teile des ungarischen Königreiches erhebt sich, umflossen von Poprad, Donajetz, Arva und Waag, die lange, ungegliederte Gebirgsinsel der Hohen Tatra in schwindelhafter Steilheit bis über 2600 Meter.

Unwegsame Waldwildniss bedeckte einst die ganze Landschaft am Fusse des Hochgebirges. Unter den sausenden Axtschlägen der deutschen Ansiedler fielen die bemoosten Baumriesen und auf dem geklärten Lande zog der Pflug seine Furchen, Wohnungen der Menschen entstanden und ein reges Leben erblühte in der ehemaligen Einöde. Aber die jahrhundertelange schwere Kulturarbeit hat dem Klima seinen Charakter der Rauheit nicht nehmen können. Der Schnee,

der die oberen Felsen den grössten Teil des Jahres bedeckt und in manchen Gründen niemals schmilzt, die fürchterlichen Eisgruben in den nordwärts liegenden Thälern, sowie die aus den zahlreichen Bergseen und feuchten Waldgründen aufsteigenden Nebel machen selbst im Sommer die Luft scharf und rauh. „Zwei Tog var Jakäube“, lautet die Zipser Bauernregel, „thit män en Pelz of di Stang, zwei Tog näu Jakäube nimt män nen schunt wieder runder.“

Die ersten deutschen Ansiedler kamen vielleicht gleichzeitig mit denen von Siebenbürgen hierher, aber erst gegen Ausgang des 12. Jahrhunderts geschah die eigentliche Einwanderung in grösserem Massstabe in den „Wald Zepus“, wie dieser Landesteil in den gleichzeitigen Chroniken genannt wird. Und fort und fort langten kleinere und grössere Züge aus verschiedenen Teilen des deutschen Reiches an, namentlich entsandten Schlesien und Thüringen nach dem auch für die Zips verderblichen Mongolensturm grosse Mengen von Menschen und um diese Zeit erfolgte die Hauptansiedelung dieses Gebietes.

So erstanden aus den anfänglich weit verstreuten Blockhäusern feste, geschlossene Städte, welche, 24 an der Zahl, im Jahre 1248 zu einer, von den ungarischen Königen bestätigten und mit Freiheiten ausgestatteten „Fraternität“ zusammentraten, mit dem Vororte Leutschau, dem Sitz der Zipser Grafen. Als Karl Robert im Jahre 1312 den Zipsern eine Bestätigung ihrer „Freythumb“ und zwar in deutscher Sprache gab, wurden in der Privilegial-Urkunde 43 bewohnte Orte aufgezählt. Einzelne davon waren freilich nur zerstreute Meiereien.

Diese „Universität“ der 24 Zipser Städte wurde aber in schmählicher Weise zerrissen, als der in fortwährender Geldnot befindliche Kaiser-König Sigismund 13 dieser Städte für 37 000 breite böhmische Groschen an König Wladislaw von Polen verpfändete. Zwar sollte die gemeinschaftliche Selbst-

verwaltung der Zipser Städte dem Vertrage nach fort dauern, aber das waren nur leere Worte. Und so beklagenswert die Trennung war, so wurde doch selbst die polnische Wirtschaft eine Rettung, denn die elf anderen Städte, nun zu schwach, dem Andringen des magyarischen Adels und des Slaventums zu widerstehen, wurden ihres Deutschtums völlig entkleidet. Neun von ihnen sanken zu elenden slowakischen Dörfern herab und gedenken kaum noch ihres ehemaligen deutschen Charakters. Selbst die alten Namen schwanden zum Teil; Tschependorf wurde Czepanfalu, Hedelsdorf Hadusfalu, Palmsdorf Harikocz, Sperndorf Ilesfalu, Schmögen Szmissan, St. Kirn Kurinjan etc.

Klagt doch der Stadtrichter von Gniesen schon 1724 in der von ihm verfassten Chronik: „Vor etlich Jahren wahrstu wie eine schöne und wohlgezogene Jungfrau, jetzt bistu wie ein armes Spitalweib, welche umb Almosen bittet.“ Solchen armen Spitalweibern glichen leider die meisten deutschen Freistädte des oberen Ungarlandes.

So tief waren diese Städte gesunken, zu denen die Händler früher von nah und fern gekommen waren. Denn sehr bald hatte sich in Stadt und Land ein reger Gewerb fleiss entwickelt. Allerdings blühte derselbe auch wieder auf, namentlich seitdem Maria Theresia die 13 an Polen verpfändeten Städte abermals mit Ungarn vereinigte und aus ihnen und den noch gebliebenen Lublau, Pudlein und Gniesen ein besonderes Municipium der sechzehn Zipser Städte schuf. Dieses Municipium wurde 1876 aufgelöst und die Städte dem Komitat Zips einverleibt.

Was die Zipser Städte am meisten um Pfingsten zum Sammelplatz von Händlern selbst aus entfernten Gegenden wie Serbien, der Walachei machte, war die bis in die Anfänge dieses Jahrhunderts blühende Lein- und Tuchweberei. Im Winter griffen selbst die Männer zum Spinnrocken. Alles spann, webte, bleichte um die Wette. Die Zips, berichtet

M. v. Schwartner, wurde die Hauptleinwandmanufaktur Ungarns, durch welche allein nach Abzug des ziemlich starken einheimischen Verbrauchs, nur für fremde Rechnung jährlich an sechs Millionen Ellen kleine d. i. bessere und mittelkleine Hausleinwand angefertigt wurde. Der Zipser Leinwandhandel nahm seinen Zug über Debreczin nach der Bukowina, nach Siebenbürgen, in die Walachei und in die Türkei überhaupt; eine andere Strasse führte über Pest durch das südliche Ungarn. Färberei und Druckerei blühten gleichfalls und in der Verarbeitung des Eisens waren die Zipser besonders geschickt.

An diese Zeit des Wohlstandes erinnern uns heut noch die stattlichen Rathäuser und ehrwürdigen Kirchen, die fremd herabschauen auf die ärmlichen slowakischen Häuser ihrer Umgebung. Solche Denkmäler schönerer Zeiten sehen wir in Leutschau, Käsmark und Kirchdrauf, selbst das elende Nest Donnersmark hat in seiner Marienkapelle ein prächtiges Denkmal gotischen Baustiles aufzuweisen.

Die Kirchenreformation hatte auch hier mächtig zum Schutze der deutschen Nationalität beigetragen. Mit ihr zog die deutsche Predigt, der deutsche Kirchengesang, die Bibel und Postille in deutscher Sprache ein und die Prediger waren die Mitbegründer jener gelehrten Schulen, welche, wie die von Käsmark und Leutschau, auch von Studierenden anderer Landesteile besucht wurden. Solche mehrklassige Lateinschulen besaßen ferner Neudorf (Igló), Béla, Kabsdorf, Kirchdrauf, Leibitz und Marksdorf. Und noch bis in den Anfang dieses Jahrhunderts beriefen die Zipser Städte an ihre Lehranstalten gern tüchtige deutsche Professoren, wie auch Zipser Studenten zahlreich die deutschen Universitäten besuchten. Die Karlsbader Beschlüsse machten dem Verkehr mit Deutschland ein Ende und das Zipser Völkchen verwelkte mehr und mehr.

Wohl hat sich in neuester Zeit wieder neues Leben ge-

zeigt. Das Schulwesen ist verbessert worden, die Lehrer halten ihre Wanderversammlungen in regelmässiger Folge in den Zipser Städten, gesellige Vereine suchen deutsches Wesen zu erhalten, zu wecken, zu pflegen.

Ein gleich trauriges Schicksal hat die Deutschen in den „Gründner“ Orten und in den Komitaten Abauj und Saros betroffen. Unter den ersten waren die Bergstädte Schmölnitz und Göllnitz, beide im Anfang des 14. Jahrhunderts von dem König Karl Robert auf dem gold-, silber- und eisenreichen Boden der südöstlichen Zips erbaut, ganz besonders blühend, bis sie mit anderen in den Besitz Johann Zapolyás, später Stefan Csákys von Koröszeg kamen, der Bergbau durch unaufhörliche Kriegsnot vernichtet wurde und die verarmten deutschen Familien slawischen Bewohnern Platz machten.

An diese „Gründner“ schliessen sich die Deutschen in Ober- und Unter-Metzenseifen und im Komitat Gömör, wo Dobschau noch einige deutsche Einwohner zählt, während das ehemalige Rosenau mit seinen früher sehr reichen Silbergruben ganz von Slowaken bewohnt wird und daher seinen Namen in Rozsnyó umgewandelt hat.

Wenden wir uns zu den Komitaten Abauj und Sáros, so gewahren wir ebenfalls den gänzlichen Zerfall eines ehemals starken und kompakten Deutschtums. Die königliche Freistadt Kaschau empfing schon ums Ende des 12. Jahrhunderts deutsche „Gäste“ und schnell blühte sie, mit Leutschau, Eperies, Bartfeld und Zeben einen Städtebund, eine ungarische Pentapolis, bildend, zu Macht und Wohlstand auf. Die vielen, stets wiederkehrenden inneren Kriege machten dem ein schmäliches Ende, sodass bei Beginn der grossen Gegenreformation schwerlich mehr ein Funke deutschen Bewusstseins in den Kaschauern steckte. Heut leben unter den (1880) 26 097 Bewohnern der Stadt vielleicht noch 2000 — 3000 Deutsche, doch mahnt uns noch manches alte, deutsche Haus an die schöne Vergangenheit. Von 163 786 Einwohnern des Ko-

mitates Abaujvar sind noch immer 10 789 Deutschsprechende; so konnten sich in Kaschau zwei deutsche Zeitungen erhalten, dort vollzieht sich der geschäftliche Verkehr wie seit lange, auch heut noch in deutscher Sprache.

Im benachbarten Komitat Sáros sind die Deutschen fast ebenso stark (10 666 Köpfe), allein hier ist das Deutschtum noch weit mehr verfallen. Vom Nordosten des Komitats abgesehen, gab es hier kaum eine Quadratmeile, innerhalb welcher nicht zum mindesten eine deutsche Ansiedelung stand, und in der Westhälfte des Komitats wimmelte es sozusagen von Deutschen und Slaven, welche, Bergbau treibend, als Repräsentanten des Bürgertums in Anschlag kamen. Die alten Freistädte Sáros, Eperies, Bartfeld, Zeben, einst reiche und wohlgedeihende deutsche Kolonien, sind ebenso wie die zahlreichen deutschen Ortschaften an der Grenze des Zipser Komitats längst slawisiert. Die Bauart der Häuser von Sáros, die auf dem Ring stehende St. Ägidikirche und das Rathaus tragen freilich einen durchweg deutschen Charakter, aber die deutsche Bevölkerung ist fast ganz verschwunden. Das freundlich gebaute und reizend gelegene Eperies hatte ehemals eine weitberühmte deutsche Schule und noch bis vor wenigen Jahren wurde die Stadt gern aufgesucht, weil man daselbst in guten Bürgerkreisen die deutsche Sprache erlernen konnte. Aber auch die Frequenz der Schulen hat abgenommen und die Zahl der Deutschen wird 1500 nicht übersteigen. In dem verarmten, kleinen Zeben aber ist heut das Deutschtum gänzlich erloschen und durch das Slawentum ersetzt worden.

Es ist erfreulich, ehe wir Abschied nehmen von der Betrachtung des Ringens und Kämpfens unserer deutschen Mitbrüder gegen eine übermächtige feindliche Partei, einen Blick zu werfen auf eine fern im Nordosten des Ungarlandes einsam gelegene Sprachinsel, auf welcher deutsches Volkstum noch ungestört gedeiht. Das sind die schwäbischen Ansie-

delungen auf den Besitzungen des Grafen Schönborn bei Munkács. In diesem schönen, in anmutiger Abwechslung von Berg und Thal, von Wald und Wiese, Acker und Weinberg zur Niederlassung einladenden Gelände haben diese Schwaben acht Dörfer gegründet, die eng an einander geschlossen und keinen Fremden einlassend, ihre Keile immer tiefer und breiter in die anstossenden Ruthenendörfer eintreiben. Mit dem Magyarisieren hat es hier keine Not. Zwar soll in den Schulen nachmittags alles auf magyarisch gelehrt werden, aber diese Deutschen, sagt Löser, sind zu stolz und fühlen sich an Wohlstand und Gesittung hoch über dem gewöhnlichen ungarischen Bauer. Wie sie keine Magyaren und Slowaken zulassen, so dulden sie ausser Schenkwirten auch keine Juden.

„Echter Friede in Haus und Hof; dieses alte Grundgesetz der Germanen lebt bei diesem deutschen Landvolk auf fremder Erde wieder auf. Ihr erwählter Bergrichter schlichtet Streitigkeiten, die auf den Weinbergen entstehen, ihr Ortsrichter schlichtet alles Übrige.“

Die Zahl der Deutschen in den Ländern der Ungarischen Krone.

31. December 1880.

Komitate	Zahl	Verhältniss zur Gesamtbevölkerung Proc.
Ungarn-Siebenbürgen		
Wieselburg	54 957	67,5
Ödenburg	97 677	39,7
Raab	3 244	2,9
Komorn	11 690	7,7
Stuhlweissenburg	23 396	11,2
Veszprim	33 356	16,0

Komitate	Zahl	Verhältniss zur Gesamt- bevölkerung Proc.
Eisenburg	118 065	32,7
Zala	7 340	2,1
Somogy	22 061	7,2
Tolna	72 420	30,9
Baranya	97 475	33,2
Bács-Bodrog	162 894	25,2
Pest-Pilis etc.	193 126	19,7
Neograd	4 756	2,5
Sohl	3 035	3,0
Hont	7 924	6,8
Gran	8 373	11,6
Bars	16 834	11,8
Neutra	36 532	9,6
Pressburg	54 370	17,3
Trencsin	10 634	4,9
Turosz	8 988	19,4
Arva	2 213	2,7
Liptau	2 775	3,7
Zips	49 157	28,3
Gömör	5 680	3,4
Heves	1 671	—
Jazygien etc.	1 962	—
Borsod	2 250	1,2
Torna	180	—
Abauj	10 789	6,6
Saros	10 666	6,3
Zemplin	12 971	4,8
Ung	3 621	2,9
Bereg	8 719	5,7
Marmaros	31 718	13,9

Komitate	Zahl	Verhältniss zur Gesamt- bevölkerung Proc.
Ugocsa	2 409	3,7
Szatmar	13 948	4,8
Szabolcs	1 781	—
Szilagy	819	—
Hajduken	2 788	1,6
Bihar	4 305	—
Bekes	6 611	2,9
Csongrad	2 289	1,0
Csanad	1 111	1,0
Arad	30 931	10,2
Torontal	158 077	29,8
Temes	137 239	34,7
Krasso-Szöreny	37 833	9,9
Hunyad	6 968	2,3
Hermannstadt	40 723	28,8
Fogaras	3 850	4,6
Gross-Kokelburg	57 398	43,3
Klein-Kokelburg	16 976	18,4
Unter-Weissenburg	6 972	3,9
Torda-Aranyos	426	—
Klausenburg	7 667	3,9
Szolnok-Doboka	4 604	2,4
Bistritz-Naszod	23 113	24,3
Maros-Torda	6 274	3,9
Csik	411	—
Udvarhely	2 322	2,2
Kronstadt	26 579	31,7
Haromszek	430	—
Fiume und Gebiet		
Fiume	859	4,1

Komitate	Zahl	Verhältniss zur Gesamt- bevölkerung Proc.
Kroatien-Slavonien		
Fiume	165	—
Agram	3 949	1,5
Warasdin	1 522	—
Kreutz	1 084	—
Belovar	721	—
Pozsega	5 900	7,8
Veröcze	26 467	14,7
Syrmien	21 060	17,3
Militärgrenze		
Peterwardein	16 335	14,3
Brod	4 805	5,5
Gradiska	467	—
Banal	486	—
Opulin-Szluin	98	—
Lika-otocsani	80	—
Summa und Durchschnitt:	1 882 371	12,0

Die Deutschen in Galizien und der Bukowina

treten gegen die übrigen Völkerschaften: Polen und Ruthenen sehr zurück, dennoch ist hier ein Zuwachs gegen frühere Jahre bemerkbar; in der Bukowina ist derselbe sogar ein fast auffälliger: von 5 938 461 Einwohnern Galiziens bekennen sich allerdings nur 324 336 als Deutsche, aber von den 568 453 Bewohnern der Bukowina sind 108 820 d. i. 19,4 Procent deutsch. Der Zuzug unserer Landsleute hierher begann schon früh. Kasimir der Grosse führte deutsche Ansiedler nach

Lemberg, wo er ihnen eine Kirche (Maria Schnee) erbauen liess, auch verlieh er der Stadt das Magdeburger Recht, worauf der Rat bis auf Sigismund I., den Jagellonen, also fast zwei Jahrhunderte lang, seine Verhandlungen in deutscher Sprache führte. In Krakau war das Magdeburger Recht schon nahe an hundert Jahre früher eingeführt worden, was für die starke Ansiedelung der Deutschen daselbst und den lebhaften Verkehr mit Deutschland beweist.

Heut sehen wir von Polen und Deutschen bewohnte Ortschaften um Bochnia, um Wieliczka und namentlich um Sandor, wo sich 12 gemischte deutsch-polnische Ortschaften befinden. Ferner liegen fünf deutsche Dörfer bei Mielce an der grossen Wisloka, acht weiter östlich unterhalb Rzeszow in der Gegend von Leziesk. Ausserdem befinden sich in diesem westlichen Teile Galiziens noch 14 Städte und grössere Ortschaften, in welchen Deutsche und Polen neben einander leben. In Ostgalizien gruppieren sich die Deutschen um Lemberg und in südwestlicher Richtung bis Ustryk, in nordöstlicher bis Stojanow an der Grenze Wolhyniens, im ganzen 16 reindeutsche Gruppen mit 41 Dörfern. Von weiteren 34 deutschen Ortschaften, alle bis auf 12 deutsche Namen tragend, sind die meisten im Kreise Zolkiew zu suchen.

Es ist freilich schwer, herauszufinden, wieviel von den Deutschsprechenden — denn die Sprache ist bei der Aufnahme maassgebend gewesen — zur germanischen Nationalität gehören und wieviele deutschsprechende Juden sind. Mit den Juden zusammen machen die Deutschen in Lemberg über die Hälfte der Einwohnerschaft aus und in Krakau, wo Polen und Juden sich in numerisch gleicher Stärke gegenüberstehen die Deutschen aber etwa 10 000, d. i. ein Siebentel der Bevölkerung zählen, entscheidet die Sprache der Juden, ob die Stadt als eine überwiegend polnische oder überwiegend deutsche zu betrachten ist.

In der Bukowina macht sich, wie schon bemerkt, das
Jung: Deutsche Kolonien.

Deutschtum weit stärker geltend. Hier sind es die drei Sprachinseln: Czernowitz, Moldauisch-Kimpolung und Suczawa, in denen wir unsere Landsleute zu suchen haben, also gerade im rumänischen Teile der Landschaft. Die Deutschen beschäftigen sich meistens mit Ackerbau und zeichnen sich da durch ihren Fleiss und ihre Arbeitsamkeit aus, doch finden wir eine ansehnliche Zahl auch unter den Handwerkern. Die letzteren wohnen namentlich in Czernowitz, in dessen Umgebung sich gleichfalls viele Deutsche niedergelassen haben, und in neun anderen grösseren Orten. Kaiser Joseph II. hat Westdeutsche hierher geführt, welche sieben Ortschaften anlegten, dann wanderten in neuerer Zeit Deutsch-Böhmen ein und gründeten vier Kolonien. Endlich sind aus Bayern und Österreich Bergleute hergezogen, welche in 12 Ortschaften die in deren Nähe liegenden Berg- und Salzwerke bearbeiten. Wie in Galizien, so dürfen wir auch hier einen starken Procentsatz des als deutschredend aufgeführten Elementes auf Rechnung der Juden schreiben, welche sich in diesem Kronlande überwiegend der deutschen Sprache bedienen. Im Jahre 1861 standen 40 000 Deutschen nicht weniger als 32 000 Juden gegenüber, in Czernowitz 1857 den 7600 Deutschen 4700 Juden; wir müssen daher auch heut von der genannten deutschsprechenden Bevölkerung von 108 820 Seelen annehmen, dass sie zum sehr grossen Teile dem jüdischen Elemente angehört.

Die Deutschen in Rumänien.

Die beiden Fürstentümer, aus welchen das neugeschaffene Königreich an der unteren Donau zusammengesetzt ist, wurden bekanntlich in den frühesten Zeiten von germanischen Stämmen bewohnt. Noch jetzt vermögen wir in den blondbärtigen und blauäugigen Hünengestalten mit entschieden germanischer Gesichtsbildung, welche sich in einzelnen abgeschlossenen Thälern der rumänischen Karpaten vorfinden, die Nach-

kommen des germanischen Stammes zu erkennen, der einstmals die Niederungen im Norden der unteren Donau beherrschte. Von nachschiebenden Bulgaren und Slawen in die Gebirge gedrängt, haben sie hier, trotz der Annahme des rumänischen Idioms, die Eigenart ihrer Rasse zu bewahren vermocht.

Sächsische Familien liessen sich schon um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts in Campulungu, dem heutigen Kimbelung, nieder. Sie kamen mit dem grossen Menschenzuge, welcher, von Fürst Radul dem Schwarzen geführt, von Siebenbürgen in die Walachei einwanderte. Dieser Fürst kannte den Wert der Deutschen und suchte sie deshalb durch Verleihung derselben Privilegien zu gewinnen, welche sie auf dem verlassenem siebenbürgischen Königsboden genossen hatten. Nicht allein in Campulungu, auch in Tirgovesti und in Rimnicu bildeten sich damals katholisch-sächsische Gemeinden mit eigenen Kirchen und eigener kirchlicher Selbstverwaltung. Die Reformation aber, welche von Siebenbürgen aus auch hierher drang, sollte für diese Deutschen verhängnissvoll werden, denn die unter ihnen in der Folge ausgebrochenen Religionsstreitigkeiten veranlassten die späteren Herrscher, die bewilligten Privilegien zurückzunehmen, die Kirchengüter einzuziehen und die Gemeinden aufzulösen. Des gemeinsamen Bandes beraubt, verloren die Deutschen bald ihr nationales Bewusstsein, und ehe noch ein Jahrhundert verging, waren die Enkel der in Raduls Gefolge über die Karpaten gekommenen siebenbürger Sachsen der Sprache und dem Religionsbekenntniss nach zu Walachen geworden. Die Gemeinde zu Campulungu erhielt sich am längsten, aber auch sie verschwindet gegen das Ende des 17. Jahrhunderts.

Auch nach der Moldau kamen schon frühzeitig deutsche Kolonisten. Durch Mathias Corvinus aus Siebenbürgen und Ungarn vertriebene Hussiten gründeten die Stadt Husch am Pruth; auch in die Städte Baja, Kotnar und Szuesava, in die

Stadt und den Distrikt Neamtzu (Neamtz = Deutscher) zogen zahlreiche Deutsche. Der Wojwode Jankul war selber siebenbürgisch-sächsischer Abkunft. Wie die walachischen Kolonien, so gingen aber auch diese moldauischen Ansiedelungen in dem sie umgebenden romanischen Volksstamme auf.

Nachdem die walachischen Hospodare die Stadt Bukarest zu ihrer Residenz erkoren hatten, wurde dieselbe zu einer wichtigen Station auf dem Handelswege zwischen Orient und Occident. Deutsche Kaufleute aus dem siebenbürger Sachsenlande liessen sich hier bald nieder und so kam es, dass Bukarest schon in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine evangelisch-lutherische Gemeinde besass, welche als Kern und Grundstock für die nunmehr so umfangreich gewordene deutsche Kolonie der Hauptstadt Rumäniens anzusehen ist.

In den vielen Unruhen und Kriegen sowie durch verheerende Seuchen erlitt die deutsche Kolonie schwere Einbusse; für Zuzüge war sie fast ausschliesslich auf die siebenbürger Sachsen angewiesen, erst im Laufe der dreissiger und vierziger Jahre dieses Jahrhunderts liessen sich zahlreiche, zum grossen Teil dem Baugewerke und verwandten Berufszweigen angehörige Ansiedler aus dem mittleren und nördlichen Deutschland an den Ufern der Dimbovitza nieder. Einen wesentlichen Einfluss auf das Anwachsen der deutschen Bevölkerung Rumäniens hatten die Zustände des Jahres 1848 und der nächsten Folgezeit; die Besetzung durch österreichische Truppen während des Krimkrieges brachte den deutschen Kolonien gleichfalls manchen Zuwachs. Freilich trug das zuchtlose Betragen der nichtdeutschen, aber doch von den Rumänen als Deutsche angesehenen Soldaten der österreichischen Armee nicht wenig dazu bei, den deutschen Namen zu schädigen, und die späteren Stroussbergschen Eisenbahnunternehmungen schwächten den ungünstigen Eindruck natürlich auch nicht ab.

Die offizielle Bevölkerungsstatistik aus dem Jahre 1878

weist für Bukarest 3236 deutsche Familien nach, was etwa einer Kopffzahl von 13 000 Seelen entspricht. Allein hierbei sind weder die ungarischen noch die siebenbürgischen Deutschen gezählt, noch auch die Familien deutscher Abkunft, welche das rumänische Staatsbürgerrecht erworben haben; man wird daher die Zahl der in Bukarest lebenden Deutschen und Deutsch-Österreicher auf mindestens 20 000 Seelen, und wenn man die deutschredenden Juden berücksichtigen will, auf das Doppelte davon schätzen können.

Die Mehrzahl der Deutschen Bukarests gehört der evangelischen Kirche an, und diese evangelische Kirchengemeinde bildet einen der wirksamsten Faktoren zur Erhaltung der deutschen Nationalität. Einen noch weitergehenden Einfluss haben die deutschen Schulen: Knaben- und Mädchen-Volksschulen, Realschule und höhere Töchterschule, denn in erster Stelle unter allen Bukarester Lehranstalten gleicher Kategorie stehend, bestimmen sie rumänische Eltern in stets steigendem Verhältniss, ihre Kinder diese Schulen besuchen zu lassen.

„Eine Geschichte der wirtschaftlichen Thätigkeit der Bukarester Deutschen-Kolonie zu liefern, hiesse eine Geschichte der gesamten Industrie- und Gewerbthätigkeit Bukarests schreiben wollen. Denn thatsächlich existiert — von den Niederlagen einzelner Wiener Weltfirmen ganz abgesehen — kein Gebiet gewerblicher oder kaufmännischer Arbeit, auf welchem die Deutschen Bukarests nicht in erster Linie vertreten wären. Unter den Buchhandlungen, Buchdruckereien und lithographischen Ateliers Bukarests nehmen die von Deutschen gegründeten und geleiteten unbestritten die erste Stelle ein; die erste Juwelierfirma der Residenz und die für Rumänien Bahn brechende Firma auf dem Felde der Fabrikation von chirurgischen Instrumenten sind deutschen, beziehungsweise deutsch-österreichischen Ursprungs; dasselbe gilt von den renommiertesten Möbel- und Wagenfabrikanten, die ehrsamem Gewerbe der Brauer, Bäcker und Fleischer nicht zu

vergessen, deren reeller Betrieb zahlreichen, nach Rumänien ausgewanderten Deutschen und Deutsch-Österreichern zu nicht geringer Wohlhabenheit verholfen hat. Sagen wir noch, dass mehrere der hervorragendsten Ärzte und zahlreiche Mitglieder des Baugewerkes deutschen Ursprungs sind, dass die bildende Kunst in Karl Stork ihren ersten Vertreter findet, dass die überwiegende Anzahl der Bukarester Apotheker aus dem siebenbürger Sachsenlande stammt, und dass die deutschen Handwerker der rumänischen Residenz sich wegen ihrer Solidität und Verlässlichkeit des besten Rufes erfreuen, so dürfte es wohl keiner weiteren Ausführung bedürfen, um die rühmliche Stellung zu kennzeichnen, welche sich die Einwanderer aus Deutschland und Deutsch-Österreich in ihrer neuen Heimat zu erringen wussten.“

Es ist selbstverständlich, dass bei solcher Stärke des Deutschtums auch das Vereinswesen in hoher Blüte steht. Seitdem 1852 die Bukarester deutsche Liedertafel gegründet wurde, entstand 1865 am fünfzigsten Gedenktage der Befreiung Deutschlands von der Franzosenherrschaft der „Bukarester deutsche Unterstützungsverein“, ein Turnverein, ein Kranken- und ein Gewerbeverein. Die Geselligkeit pflegen ein Gesangsverein „Eintracht“, ein Kegelklub, ein aus Mitgliedern der deutschen und schweizerischen Kolonie hervorgegangener Schützenverein. Während der letztere eine schöne Schiessstätte als Eigentum besitzt, verfügen die Liedertafel und der Turnverein über eigene Häuser.

Die Zahl der in anderen Verkehrscentren, wie Jassy, Krajowa, Turn-Severin, Braila, Galatz, Plojesti u. a. O. lebenden Deutschen übersteigt die Anzahl der in Bukarest ansässigen Stammesgenossen allerdings um einen nur geringen Bruchteil, aber überall ist man auf die Erhaltung deutschen Wesens bedacht, sodass selbst die kleinste deutsche Kolonie einer deutschen Schule nicht entbehrt. Namentlich hat das deutsche Element in der allen übrigen Distrikten Rumäniens

an allgemeiner Volksbildung wie an Wohlstand weit überlegenen „kleinen Walachei“ einen dankbaren Boden gefunden.

Leider hat die Eifersucht nationaler Chauvinisten auch in Rumänien die gedeihliche Existenz deutscher Ansiedler mit scheelem Auge betrachtet und dieselbe zu hindern und zu stören gesucht. Am meisten haben darunter die deutschen Bauernkolonien in der Dobrudscha zu leiden gehabt, welche erst mit dem Frieden von Berlin an Rumänien kamen und zwar unter Verhältnissen, wie sie den Deutschen in den Fürstentümern sonst nicht gewährt worden waren. Die Verfassung von 1866 erklärt nämlich für die Erwerbung von Ruralbesitz den Besitz des rumänischen Vollbürgerrechtes als unerlässliche Vorbedingung. Man konnte freilich jenem Gesetze nicht rückwirkende Kraft geben, aber an Chikanen und Plackereien liess man es nicht fehlen; das ganze Streben der Regierung ging dahin, diese Deutschen zu rumänisieren. Als man aber zu diesem Zwecke die deutschen Schulen antasten wollte, nahm sich die deutsche Reichsregierung der Bedrückten an. Das half zwar ein wenig, aber die Lage der deutschen Bauern blieb dennoch eine so unerträgliche, dass sie, welche das Land im Laufe eines Menschenalters dem Sumpf und der Steppe abgerungen hatten, den Entschluss fassten, zum Wanderstabe zu greifen.

Die Deutschen in der Dobrudscha kamen nicht direkt aus Deutschland hierher. Sie hatten ihre Ansiedelungen in den reichen Ebenen des Schwarzen Meeres, wohin sie durch die russische Regierung unter Zusicherung von mancherlei Begünstigungen geführt wurden. Unter diesen Begünstigungen war das Recht der Freiheit vom Militärdienste nicht die kleinste. Als die russische Regierung später mit der Forderung der Leistung der Militärpflicht hervortrat, wirkte die Aussicht auf Knute und Prügel so auf die Deutschen ein dass sie auszuwandern beschlossen. Die Türkei bot ihnen sehr günstige Bedingungen in der Dobrudscha, und in diesem

Winkel, der in Bezug auf musivisches Völkergemenge kaum seinesgleichen irgendwo auf Erden finden kann, gründeten sie in der Nähe von Tultscha eine aus mehreren Dörfern und Ansiedelungen bestehende Gemeinde. Sie haben sich unter türkischer Herrschaft recht wohl befunden, aber dennoch war die Freude gross, als ihr Stückchen Land durch den Berliner Vertrag in den Besitz eines christlichen Staates kam. Allein diese Freude ist ihnen, wie schon gesagt, gründlich vergällt worden. Und es ist auch nicht die Forderung, der Militärpflicht zu genügen, welche sie forttreibt, sondern die Willkür rumänischer Verwaltungsorgane gegen eine Anzahl braver fleissiger Familien, deren ganzes Vergehen darin besteht, dass sie Deutsche sind und Deutsche bleiben wollen.

Im türkischen Reich.

Schon seit vielen Jahren haben sich Deutsche, namentlich Deutsch-Österreicher, in den grossen Handelsplätzen des ottomanischen Reiches, in Europa sowohl als Asien als Kaufleute und Handwerker niedergelassen. In Konstantinopel zählt die deutsche Bevölkerung mehrere Tausende und schliesst über 40 Geschäftshäuser ein. Hier erscheint auch eine deutsche Zeitung. In Adrianopel leben 25 deutsche Familien, eine deutsche Schule ist hier von einer Ordensgemeinschaft eingerichtet worden. In Salonichi sind das Deutsche Reich, Österreich und die Schweiz je nur durch ein Geschäftshaus vertreten, aber an der Linie Salonichi-Mitrowitza sind 30 deutsche Eisenbahnbeamte angestellt. In Ostrumelien leben gegen 100 deutsche Familien, einige der ersten Regierungsbeamten sowie der Oberstkommandierende der Armee sind Deutsche.

In Smyrna bestand eine deutsche Kolonie schon im 17. Jahrhundert, als durch die mächtige holländische Gesellschaft, eine schwedische und dänische, dann durch die grosse englische Levant-Company die verödeten Küsten Kleinasiens wieder

neu belebt wurden. Dass diese Kolonie nicht unbedeutend war, geht daraus hervor, dass sie ihre eigene Gemeinde mit Kirche und Schule besass. Gegenwärtig befinden sich unter den 4000 in der Stadt lebenden Fremden 200 Angehörige des deutschen Reiches und 600 Österreicher; die Bevölkerung der ganzen Stadt beträgt aber nicht weniger als 180 000 Seelen. Die Stadt besteht aus dem Türkenquartier mit engen abschüssigen Gassen und elenden Holzhäusern, dem ebenfalls schlecht gebauten Judenquartier und dem Frankenquartier nördlich am Meer, dem schönsten Teile. Hier wohnen sämtliche Europäer, hier sind auch die verschiedenen von Engländern, Franzosen, Deutschen errichteten Schulen, Kirchen, Hospitäler. Die Deutschen besitzen in dem grossen Mädchenpensionat und der Töcherschule der preussischen Kaiserwerther Diakonissen die vornehmste Unterrichtsanstalt der Stadt, in welcher etwa 200 Mädchen höherer Stände eine vollkommen europäische Ausbildung erhalten. Das von Friedrich Wilhelm IV. freigebig unterstützte Institut besteht jetzt aus eigenen Mitteln. Es besitzt ein grosses Grundstück mit reichlichen Räumlichkeiten und Garten, auch ein Landhaus in Kiöztepé, am Meere gelegen, im Gesamtwert von etwa 200 000 Mark. Ausserdem wird die deutsche Sprache noch in zwei bedeutenden Knabenschulen gelehrt, sodass sie auch in den ausserdeutschen Kreisen immer mehr an Geltung gewinnt.

Die österreichisch-ungarische Kolonie hat gleichfalls ein gutes Lehrinstitut, die Mechitaristenanstalt, welche von der österreichischen Regierung eine Unterstützung von 550 Gulden jährlich empfängt unter der Bedingung, dass die deutsche Sprache gelehrt werde.

Eine deutsche Kirche besteht hier aber nicht; aus den Zinsen des dazu gesammelten Baufonds von 45 000 Mark werden vorläufig der grösste Teil des Predigergehaltes und andere Ausgaben bestritten. Der Gottesdienst wird in der holländischen Kapelle gehalten.

Der deutsche Einfluss beginnt hier stetig zu steigen. Denn die grossen Ereignisse unseres Vaterlandes sind auch hier nicht allein für deutsche Macht, sondern auch für deutsches Wesen, deutsche Sitte und Sprache von grossem Einfluss gewesen.

In dem einst reichen und blühenden, jetzt verödeten und mit Ruinen bedeckten Syrien finden wir wenige unserer Landsleute. Einem jüngsten Konsularbericht zufolge beträgt ihre Zahl nicht mehr als 259, davon 114 in Beirut, 76 in Damascus, 68 in Saida und einer in Tripolis. Es sind Kaufleute und Handwerker, keiner unter ihnen reich, doch alle sich eines gewissen Wohlstandes erfreuend. Die Kaufleute arbeiten mit nur mässigen Kapitalien; sie sind meist Agenten und Kommissionäre, welche mit allen möglichen Ländern Europas in Verbindung stehen. Die Handwerker, namentlich die Tischler, leiden empfindlich durch die Konkurrenz der nahezu bedürfnisslosen Eingeborenen, sobald sich dieselben eine oberflächliche Fertigkeit angeeignet haben, denn die Kinder des Landes huldigen dem Grundsatz, das Billige, aber Schlechte dem Kostspieligen, wenngleich weit Besseren vorzuziehen.

Beirut war schon zur Zeit der Phönicier, der Begründer der Stadt, ein wichtiger Handelsplatz Syriens. Heut ist es der wichtigste. Und doch ist sein Hafen ein sehr kleiner und noch dazu besät mit Felsblöcken; früher war derselbe aber viel grösser und durch einen grossen Molo geschützt. Die Stadt hat viele Schicksale über sich ergehen lassen müssen; seine Bevölkerung, ebenso gestiegen wie gefallen, mag sich aber heut auf 80 000 bis 85 000 Seelen belaufen.

Es hat sich hier eine ziemlich ansehnliche Fremdenkolonie gebildet: Engländer, Amerikaner, Franzosen, Deutsche. Alle haben Schulen gegründet; die deutsche ist aber die bedeutendste. Der Rheinisch-Westfälische Diakonissenverein hat hier mit einem Aufwand von 100 000 Mark ein Waisen-

haus errichtet, mit welchem eine Schule für Mädchen, eine höhere Töchterschule und Pensionat und eine höhere Knabenschule verbunden ist. Die Unterhaltungskosten werden zum grössten Teil von dem Diakonissen-Mutterhause zu Kaiserswerth gesammelt; ein kleiner Teil kommt aus England und Petersburg. In den beiden unteren Klassen wird mehr in arabischer als in deutscher Sprache unterrichtet; in den beiden oberen ist das Umgekehrte der Fall. Eine evangelische Gemeinde deutscher und französischer Zunge besteht hier seit 1856 und wird durch Pfarrer bedient, welche von dem evangelischen Oberkirchenrat des Königreichs Preussen bestellt werden. Zu dem Pfarrbezirk werden alle in Beirut, im Libanon und in Damascus wohnhaften Protestanten gerechnet, deren Zahl ungefähr 150 beträgt, wovon 17 französischredende sind. Infolge der Christenschlächtereien im Libanon und Damascus wurde 1861 durch den preussischen Johanniterorden ein Krankenhaus in Saida gegründet, bald darauf aber nach Beirut verlegt. In einem grossen Garten liegt das zweistöckige Krankenhaus mit 55 Betten, daneben die Apotheke und Poliklinik und zwei Wirtschaftsgebäude. Jährlich werden hier an 500 Kranke, meist unentgeltlich, gepflegt und ebenso unentgeltlich an 9000 poliklinische Konsultationen erteilt. Der Orden zahlt jährlich 16 000 Mark zum Betrieb des Hospitals.

Alle diese Niederlassungen in den Städten der Levante hatten aber doch etwas Zufälliges; ohne irgendeinen gemeinsamen Plan haben sich die dort wohnenden Deutschen zusammengefunden. In Palästina aber sind, wie von Engländern und Amerikanern, auch von Deutschen mehrmals Versuche gemacht worden, Kolonien zu gründen. Seit 1848 kamen zu verschiedenen Zeiten einzelne Familien nach Palästina; eine grössere Anzahl 1858 aus Gladbach in der Rheinprovinz, von denen einige bald starben, andere zurückkehrten; wenige nur blieben im Lande. Zehn Jahre später wurde

wirklich eine Niederlassung in grösserem Maassstabe errichtet, die Kolonie der sogenannten Templer.

Sie verdankt ihre Entstehung einem württembergischen Geistlichen, Namens Hoffmann, der schon seit 1848 die Idee einer „Sammlung des Volkes Gottes in Jerusalem“ gefasst hatte. Eine Mustergemeinde war auch von ihm in Württemberg sofort eingerichtet worden, aber zur Übersiedelung nach Palästina kam es erst 1868. Man zog über Konstantinopel, wo man sich vergebens bemühte, die Bewilligung von Ländereien zu erwirken, und gründete die erste Niederlassung am Fusse des Karmel bei dem Städtchen Kaiphe, eine zweite entstand auf den angekauften Besitzungen einer aufgelösten amerikanischen Kolonie in der Nähe von Jaffa und eine dritte, welche man Sarona nannte, nördlich von dieser letzten. Die Ansiedelung einiger bemittelten Familien aus Russland in der Rephaim-Ebene bei Bethlehem gab Veranlassung zur Gründung einer vierten Kolonie, wohin man dann die Centralleitung der ganzen Tempelgesellschaft sowie die ursprünglich in Jaffa eingerichtete Schule für Kinder und das „Tempestift“, eine Art höherer Lehranstalt, verlegte. Der erwähnte Hoffmann wurde Direktor aller vier Kolonien, deren Angehörige sich auf 1200 Seelen belaufen mögen. Die Templerkolonien befinden sich keineswegs in blühendem Zustande. An das Klima hat man sich freilich allmählich angepasst, nachdem der Tod, namentlich in Sarona, grosse Lücken gerissen hatte. Aber die ökonomischen Schwierigkeiten, verschärft durch Uneinigkeit der Mitglieder und ihre zur Schau getragene Verachtung des einheimischen Landvolkes, sind noch keineswegs überwunden.

Wir schliessen unsere Wanderung durch das osmanische Reich mit seinem Tributärstaate am Nil. In Ägypten befand sich vor der englischen Invasion und der damit verbundenen Störung und Zerstörung der dortigen europäischen Kolonie eine ziemlich bedeutende Zahl von Deutschen, Deutsch-Öster-

reichern und Schweizern. Zwischen diesen dreien besteht für den eingeborenen Ägypter kein Unterschied; er fasst alle deutschsprechenden Elemente in den einen Begriff „Nemsawi“ zusammen. Die Zählung Ende 1878 ermittelte 2480 Österreicher und 879 Deutsche; die Zahl der Schweizer ist nicht angegeben; sie mag sich in den Angaben über Deutsche Franzosen und Italiener verstecken. Die Deutschen sind nicht in gleicher Weise über Ägypten verbreitet wie die anderen Nationalitäten. Ausser einigen Maschineningenieuren und Tischlern, welche in den Baumwollen-Reinigungs-Fabriken, Baumwollen-Pressen und auf den Landgütern, den sogenannten Abadieen der Grossgrundbesitzer angestellt sind, finden wir Deutsche nur in den Städten, vornehmlich in Alexandrien und Kairo, als Kaufleute, Ärzte u. a. thätig. Im Handelsstande stehen die deutschen Häuser sowohl im Import- als im Exportgeschäft den grössten Firmen aller übrigen Staaten gleich. Und kein Arzt geniesst eines so hohen Rufes als ein deutscher. Erfreulicherweise und, sagen wir auch, überraschenderweise finden sich in Ägypten alle Deutschredenden einträchtig zusammen. In Alexandrien sind es Österreicher und Deutsche, in Kairo Schweizer und Deutsche, welche sich aneinander geschlossen haben. In Alexandrien besteht ein deutscher Verein, bei dessen geselligen Zusammenkünften, wie man von dorthier schreibt, es so recht zum Ausdruck kommt, dass sich der Deutsche mit dem Deutsch-Österreicher eines fühlt. Die schweizer Kolonie lebt hier mehr für sich.

In Kairo, wo mehrere Deutsche sich im Dienst der Regierung befinden, wurde vor zwei Jahren ein deutscher Unterstützungsverein gegründet, der schnell 50 Mitglieder zählte und schon im zweiten Jahre die Gründung eines Kaiserswerther Diakonissenhauses in Verbindung mit der schweizerischen, englischen und amerikanischen Kolonie in die Hand nahm. Für die Gründung und Unterhaltung eines Hospitals

bewilligte der Verein als einmaliges Geschenk 2000 Franken und einen Jahresbeitrag von 1000 Franken. Das sind erfreuliche Zeichen für das Wohlergehen und den patriotischen Sinn unserer Landsleute an den Ufern des Nil.

Die Deutschen in Südafrika.

Die äusserste Spitze des afrikanischen Kontinentes nach Süden zu hat ein stammverwandtes Volk vor mehr als 200 Jahren besiedelt. Die eifersüchtige Handelsgesellschaft, welche hier eine Zwischenstation für ihre Schiffe auf der Fahrt vom Mutterlande zu den Besitzungen in Ostindien errichtete, schloss indes alle Ausländer, ja zum Teil die eigenen Landsleute aus. Deutsche kamen erst hierher, nachdem die Engländer das Land in Besitz genommen und in den wiederholten Kämpfen gegen die das kolonisierte Gebiet stets mit neuen Einfällen bedrohenden Kaffern die Notwendigkeit gesehen hatten, die Grenzen durch eine Postenkette zu schützen. Man hatte während des Krimkrieges eine Anzahl Deutscher zu einer Fremdenlegion angeworben; über die nächste Umgebung Londons war dieselbe indes niemals hinausgekommen. Man dachte sie nun zu einem Grenzkordon in der Kapkolonie zu verwenden, nachdem die dortigen englischen Ansiedler sich für diesen Zweck als ungenügend erwiesen hatten. Im Süden der Stormberge breiten sich grasreiche Ebenen aus, durchzogen von Bergzügen und bewaldeten Kloofs, geeignet sowohl für Ackerbau wie für Viehzucht. Die Flüsse Kai und Buffalo ziehen sich durch dieselben zum Meere hin. Hier wurden die deutschen Legionäre angesiedelt. Sie sind nie in die Lage gekommen, ihrer Kriegspflicht genügen zu müssen, viele sind nach Indien u. a. O. fortgezogen, die Zurückgebliebenen sind über ganz Südafrika zerstreut. Die erste grössere deutsche Einwanderung fand 1858 statt; damals wurden gegen 2000 Landleute aus Norddeutschland auf Kosten der englischen Regierung nach dem Kap befördert. Sie siedelten

sich zum grossen Teil in Britisch Kaffraria an, namentlich in der Nähe von King Williamstown und East London. Fast alle diese deutschen Bauern sind zu Wohlstand gelangt. Durch sie ist eine Reihe von blühenden Ortschaften entstanden, welche wie Berlin, Potsdam, Hamburg, Braunschweig, Petersburg, Breidbach, Stüttersbach und Wartburg den Stempel ihrer Paternität auf der Stirn tragen.

Nach 1858 kamen bis zum Jahre 1877 Deutsche nur vereinzelt nach dem Kapland. Nun aber bemühte sich die Regierung der Kapkolonie Deutsche zu gewinnen, und so wurden denn von Hamburg aus durch Godeffroysche Schiffe wohl an 1000 Deutsche am Kap oder an der Ostküste gelandet. Immerhin ist aber die Anzahl unserer Landsleute in Südafrika keine grosse, ihre wirtschaftliche Bedeutung geht jedoch weit über das Zahlenverhältniss hinaus.

Am reinsten hat sich deutsches Wesen in den Ansiedelungen bei King Williamstown erhalten. Es leben hier etwa 3000 Deutsche, welche den überwiegenden Teil der Bevölkerung ausmachen. Es fehlt nicht an deutschen Kirchen und Schulen, eine besondere Regsamkeit in nationaler Richtung ist indessen nicht bemerkbar. Der Mehrzahl nach sind es eben kleine Leute, wie auch in Kapstadt und Umgebung, wo indes einige dem grossen Kaufmannstande und der gebildeten Klasse angehören. Aber in der Hauptstadt findet sich gar kein Verständniss und Interesse für nationale Fragen, wiewohl man die Zahl der eingewanderten Deutschen und deren Nachkommen auf 5000 bis 6000 Seelen angiebt. Allerdings wird hier eine deutsche Zeitung: „Das Kapland“ herausgegeben, auch giebt es eine deutsche Kirche und deutsche Schulen, aber die Reichen und Gebildeten halten sich von nationalen Bestrebungen fern, hat man es doch nicht einmal zu einem dauernden deutschen Klub bringen können. Weit kräftiger pulsiert das deutsche Leben in der Rivalin der Hauptstadt, in Port Elizabeth. Unter den

hier ansässigen 300 bis 400 Deutschen befinden sich weit mehr Kaufleute und zwar Kaufleute ersten Ranges als in der Kapstadt. Unter den Grosshändlern spielen die Deutschen die erste Rolle. Eine deutsche Kirche freilich kennt man hier ebensowenig wie eine deutsche Schule, wohl aber eine „Deutsche Liedertafel“, die es schon zu eigenem Haus und zu Vermögen gebracht hat. Auch dass die Wohlhabenden ihre Kinder zur Erziehung nach Deutschland schicken, spricht für das Vorhandensein des nationalen Bewusstseins, wie es zur Erhaltung desselben in der heranwachsenden Generation beiträgt.

Ein vierter Vereinigungspunkt deutscher Elemente ist Kimberley in den Diamantefeldern, wo einige hundert Deutsche aus allen Staaten sich zusammengefunden haben und einen immerhin beachtenswerten Einfluss besitzen. Ansehnliche deutsche Kolonien giebt es ausserdem im Oranje-Freistaat und im Transvaal; namentlich ist das deutsche Element in Bloemfontain ganz beachtenswert.

Wir sind am Ende. Gewiss ist der Eindruck, der uns bei Betrachtung des Schaffens und Gedeihens unsrer Landsleute in allen Zonen wurde, kein unerfreulicher, kein entmutigender. Vielmehr dürfen wir mit gerechtem Stolz auf ihre Arbeiten blicken. Ein Wunsch aber steigt da unwillkürlich in uns auf: der, dass die deutsche Arbeit dem Vaterlande nicht verloren gehe, dass sie ihm vielmehr voll und ganz zu gute komme. Wann wird sich dieser Wunsch erfüllen?

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen



31.
c
651.

652

Leitung
—
Deutsche
Kolonien

02
J
4641